A.A.c 18

GS

2916

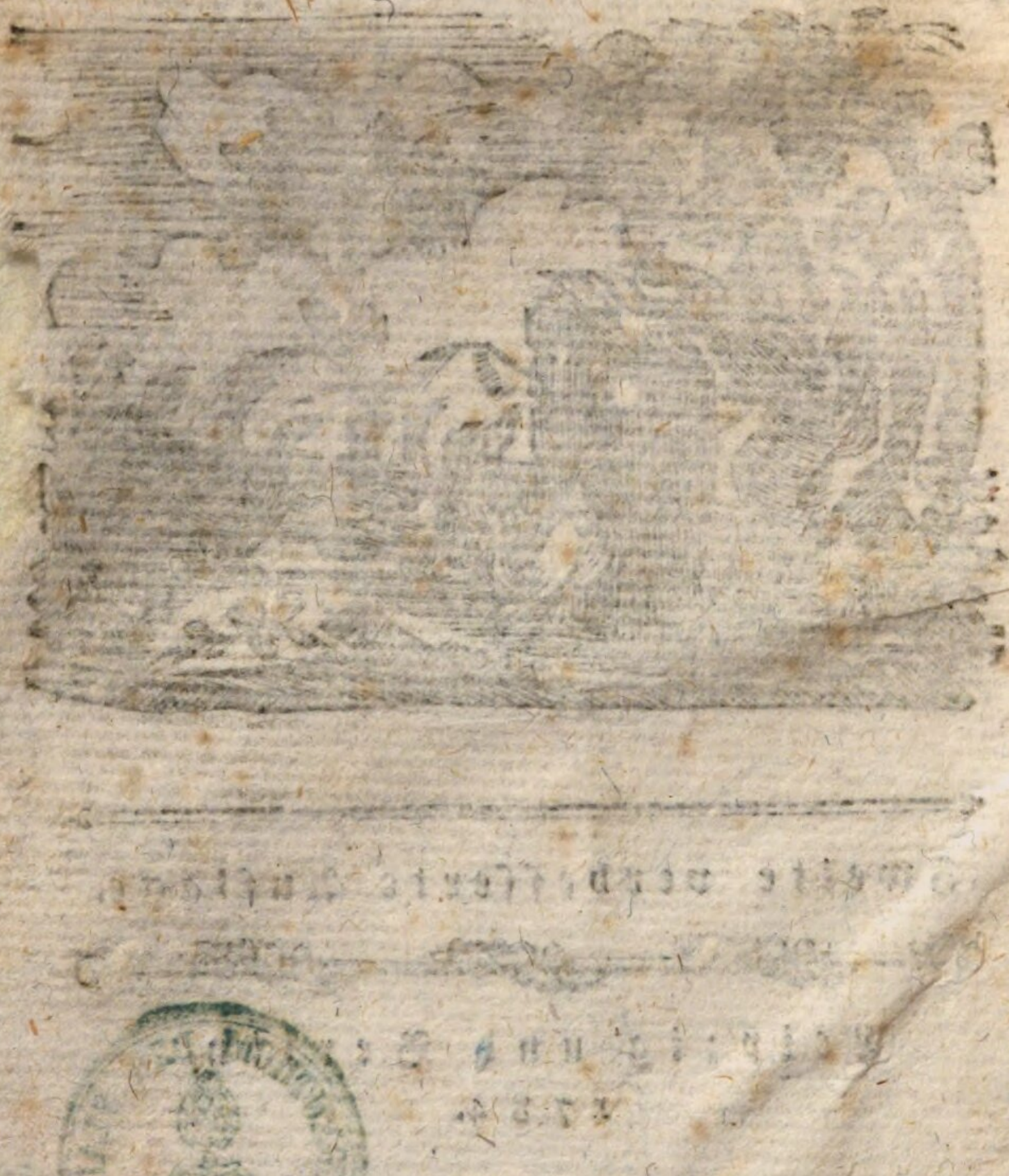
A 4 5

Fünfzig
Briefe aus Wien
verschiedenen Inhalts
an
einen Freund in Berlin.
Von
Johann Friedel.

Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig und Berlin
1784.

EIGENTHUM DER STADT
AUGSBURG



Vorrede.

Ich habe bei diesen Briefen nicht viel zu erinnern. Den Gesichtspunkt, aus welchem ich wünschte, daß sie beurtheilt würden, wird der unbefangene Leser von selbst auffinden können, sobald er die Zeit — in der ich sie schrieb, — die Gegenstände, über welche ich schrieb, — und endlich die Absicht, — warum ich sie schrieb, überdenket. Es war freilich ein Wagestük, auch bei der besten Absicht,

meine Mitbürger auf gewisse Gegenstände aufmerksam zu machen, eben diese Gegenstände, und auch eben diese Zeit zu wählen. Ich würde meinen Lesern übrigens ein schlechtes Kompliment machen, wenn ich es für nöthig fände, sie zu erinnern, daß ich nie den Gedanken im Sinne hatte, die berührten Gegenstände zu erschöpfen. Ich wollte sie nur berühren, nur aufmerksam darauf machen. Belohnung genug für mich, wenn unsere bessern Köpfe diese Sachen weitläuftiger ausführen wollten. —

Wien den 1ten März 1783.

Der Verfasser.

Inhalt.

Inhalt.

Erster Brief. Komplimente; Fürstenschmeichler; Unsterblichkeit; Alexander, Herostratus. Seite 1

Zweiter Brief. Josephs Kinderjahre; scheint leichtsinnig zu werden, war mehr Selbstdenker, als Auswendiglerner; ist neugierig; Folgen seiner Neugierde. Ausschweifung auf Kaiser Franz den I. seine Vorsicht bei Josephs Erziehung; der Kaiserin Sprüchwort: mein Joseph ist ein Stüzkopf; sollten Prinzenerzieher nicht die Jugendgeschichte ihrer fürstlichen Zöglinge der Welt mittheilen? 6

Dritter Brief. Fortsezzung über Josephs Unterricht; sein Haß wider steife Etiquette; muß oft Umschweife nehmen seinen Zwek zu erreichen; Reise nach Temeswar; Unterdrükkung des Volks im Bannat; desselben Rettung; Kassation der Administration in Temeswar. 18

Vierter Brief. Gedanken über einige Situationen Josephs mit Theresen. Etwas von Kronprinzen, nicht alle sind so arbeitsam, als Joseph; Hungersnoth in Böhmen; Verhalten des Erzbischofs in Prag, & Appendix dabei; Josephs Reise nach Prag.

Fünfter Brief. Ueber das Militär. Kriegsästhetiken. Lascy, sein Verdienst um das Militär. Warum hat Lascy den Chargenverkauf der Offizier begünstiget? Seite 38

Sechster Brief. Hofkriegsrath. War einmal gar possirlich bestellt, als Alongeperükken und Eminenzen dabei mit sprachen. Nuzzen und Schaden des Hofkriegsraths. Josephs rastloser Eifer, das Militär ganz auszubilden. Ein Wort über das Raisonnement des hannöverischen Offiziers im deutschen Musäum vom Jahr 1781. 51

Siebenter Brief. Der bairische Feldzug. Friedrich ist ein geschikter Schlachtenliefrer, aber mittelmäßiger Belagerer. Warum man verschanzte Lager wider den König wählte? Wurmser sprengt die preußische Chaine. 57

Achter Brief. Wir lassen dem Verdienst allenthalben Gerechtigkeit wiederfahren, die Preussen nicht. Berliner Verläumdung, daß Joseph ein Säufer ist. Was uns an guten Köpfen fehlt, fehlt uns nicht an guten Herzen. 60

Neunter Brief. Verfolg der Erziehung Josephs II. 63

Zehnter Brief. Unser Jahrhundert ist das Jahrhundert der Reformation. Censur, alte und neue; Klagen der Frömmler über die erweiterte Censurfreiheit; Joseph will über eben so freie Geister als freie Herzen herrschen. 66

Eilf=

Eilfter Brief. Folgen der Censurfreiheit. Alle Autorfedern purgirten; Zehnkreuzerautoren; Nuzen derselben, in Hinsicht auf den gemeinen Mann. Anekdote von Raynals Histoire philosophique. Der Kardinal läßt die Parlamentsrede des Seguier deutsch und französisch der Wiener Zeitung gratis beilegen; warum dies geschah? Seite 72

Zwölfter Brief. Kurze Geschichte der Kabalen, und Hofränke der Päbste von Konstantins Zeiten bis auf Karln den Großen; wunderliches Sendschreiben des heiligen Peters an Pipin. 79

Dreizehnter Brief. Ueber Peters Eigenthum; war Petrus je in Rom? Beweise, daß Petrus nie in Rom war. 95

Vierzehnter Brief. Geschichte der päbstlichen Kanzleiregeln vorzüglich in Betref der Mandaten, Expektativen, Präventionen, Generalreservationen, Annaten, — und damit gespielten Simonien. Herzhafte Vorkehrungen König Eduard III. und Richards in England dagegen; — Verordnungen der Koncilien zu Kostniz und Basel. 101

Fünfzehnter Brief. Man hat stark wider diese Kanzleyregeln der Päbste geeifert. Pereira muß auf Befehl des Hofs zu Lissabon die Rechte der Metropolitanen über ihre Bischöfe erweisen; der neunte Saz: die Ordination der Metropolitane steht der Synode zu, und

der zehnte Saz: der Metropolitan bekommt seine Gerichtsbarkeit nicht durch das Pallium, sondern durch die Bestätigung der Kirchensynode, verdienten in diesem Buch von unsern Metropoliten fleißig studirt zu werden. — Berechnung der Venetianer, was in ihrem Staate nach Rom bezahlet worden. Binnen zehn Jahren hat die Römische Hofkanzlei sich von den Venetianern Zwey Millionen, siebenmal Hundert sechzigtausend ein Hundert und vier und sechzig Skudi zu 2 fl. 27 kr. bezahlen lassen. — Auch durch Bruderschaften kommt viel Geld nach Rom. 121

Sechzehnter Brief. Die Provinziale müssen den Vermögensstand ihrer Provinz dem General in Rom unter der Exkommunikation anzeigen. Wie geschikt die Päbste den Reichthum der Orden abzuzapfen wissen. Die Geistlichkeit im venetianischen Gebiet besizt: zwey hundert sechs Millionen, sechsmalhundert sechs und fünfzig tausend und eilf Dukaten. — Die gesammte Geistlichkeit der katholischen Länder besizt zwey tausend, acht hundert drey und neunzig Millionen, einmal hundert vier und achtzig tausend hundert und vier und fünfzig Dukaten, oder 12,296,032,654 Gulden, über welche Rom recht geschikt den Meister zu spielen weiß. 129

Sie-

Siebenzehnter Brief. Reformationen des Kaisers; Peter Benetti nennt den Pabst einen Gott auf Erden. Gedanken über die Rechte der Bischöfe. Warum sträuben sich einige Bischöfe, ihre Rechte wieder anzunehmen, da der Kaiser sie ihnen wieder anbietet? 137

Achtzehnter Brief. Etwas von den Vortheilen des aufgehobenen Nexus mit den Ordensgeneralen. Unser Staat erhält ungefähr 3,049,840 Dukaten oder sechs Millionen siebenmal hundert zwey und sechszigtausend sechs hundert fünf und dreißig Gulden, zurük, welche durch die Generale nach Rom gelokket wurden. Unter der Regierung Marien Theresiens sind 110,404,560 Skudi nach Rom bezahlt worden. 148

Neunzehnter Brief. Rom lärmt gewaltig wider die Verordnung, daß in Zukunft die Bischöfe der österreichischen Lombardie vom Landesfürsten selbst gesezt werden sollen; pragmatische Sanktion des heiligen Königs Ludwig vom Jahr 1268; der Kaiser thut das, was Ludwig damals verordnete. 153

Zwanzigstrr Brief. Warum alle päbstliche Bullen, Breven und Indulgenzen, der Einsicht des Fürsten vorgeleget werden sollen. Die Päbste haben eben so wenig Recht, ohne Einwilligung des Regenten solche Breven zu ertheilen, als der König von Preußen für unsre Offi-

ziere Patente zu Generalswürden und dergleichen auszufertigen. Seite 157

Ein und zwanzigster Brief. Kloster-aufhebungen. Einen Blik auf die Denkungsart, welche die Mönche unter dem Volke auszubreiten strebten. Pius VI. läßt die Nonnen in Spoletto durch Trabanten aufheben. Der Kaiser gieng höflicher mit ihnen um. 161

Zwei und zwanzigster Brief. Allgemeine flüchtige Gedanken, über Pabst, Pabstesmacht, geistliches Recht, christliche Religion, — wichtige Stelle aus dem Pereira über die Denkungsart der Päbste vor und nach Gregor VII. 166

Drei und zwanzigster Brief. Rom verliert izt 18,876,947 Gulden jährlicher Revenüen, die es vorher aus den österreichischen Staaten an sich zog. Kurzes Leben des Pabst Pius VI. Ueber Jesuiten. Daß das Institut gefährlich war, kann unmöglich Verläumdung seyn, weil alle Höfe darin einstimmig sind. Schöne Lehrsäzze des Jesuiten Salermo; Molina auch ein Jesuit, beweist, daß es ein verdienstliches Werk sey, Könige umzubringen. Chronologisches Verzeichniß der Jesuitenverbrechen durch die ganze Welt. — Ihr Noviziat, und ihre Kollegien in Polocz und Mohilow. 176

Vier und zwanzigster Brief. Freundschaft des Pabsts für die Jesuiten; ihre verschiedene

dene Schikſale nach der Aufhebung. Pater Bourgeois lügt uns unverſchämte Mährchen von ſeinem Anſehn beim Kaiſer in China vor. Etwas über den Profeſſor in Augsburg, der die unpartheiiſche Geſchichte der Gefangennehmung des Ricci und ſeiner Aſſiſtenten drukken ließ; merkwürdige Auszüge aus der Rede des Kardinals Cavalchini, die er im Konſiſtorium zu Rom 1767. in Beiſeyn des Pabſtes hielt. Seite 192

Fünf und zwanzigſter Brief. Pius VI. kommt nach Wien. Eibels Frage: Was iſt der Pabſt? Sonnenfels über die Ankunft des Pabſts. Fällt auf Eibeln aus. — Sonnenfels kann keinem ſeiner Freunde ein Kompliment machen, ohne einem würdigen Manne dabei auf die Füße zu treten. Rautenſtrauch: Warum kommt der Pabſt? löſt die Frage, die er nicht beantworten kann mit Stricheln —— auf. Die angegebenen Urſachen, warum Pius VI. kam, ſind falſch. Wahre Urſache. Kritiſche Lage des Kaiſers bei dieſem Beſuch. Kompliment an die Wiener über ihr Betragen; Löſchenkohls Holzſchnitte; über die Ceremonien beim Hochamte; ob ſie ſchiklich ſind? Segen auf dem Hofe. Leute werden dabei erdrükt; warum es gut war, daß der Kaiſer nicht dabei ſeyn konnte; etwas vom heiligen Pantoffel; wird als Heiligthum in verſchiedene Häuſer gebeten. 204

Sechs und zwanzigster Brief. Betragen des Pabsts gegen den Bischof von Görz. Vorfall mit dem Breve des Pabsts über den neuen Michaeleraltar. Merz schikt seine Streitschriften dem Pabst; Brief des Pabsts an Merzen; freimüthige Kritik dieses Briefes, — Brief des Pabsts an den Bischof in Brünn, — Kritik darüber. Seite 225

Sieben und zwanzigster Brief. Konsistorium des Pabsts; theilt zwey Kardinalshüte aus. — Kardinäle sind nur Konsistorialräthe des Pabsts; sind eigentlich weniger als Bischöfe; Mißbrauch der rothen Hüte — sind theuer; darf der Pabst in fremden Ländern rothe Hüte austheilen? So wenig als der König in England sein blaues Hosenband in Rom öffentlich austheilen dürfte. Rede des Pabsts im lezten Konsistorium zu Wien. 241

Acht und zwanzigster Brief. Wunderlicher Absprung der Wiener Neugierde vom Pabst zur großen Riesin u. d. m. Leben des Kardinals Migazzi, seine Umänderung von der Hofgesinnung zur Parthei der Zelanten. — Kann Migazzi zwei Bißthümer besizzen? 250

Neun und zwanzigster Brief. Leibeigenschaft; — der Leibeigne und des gnädigen Herrn Ochs stunden in einer Klasse. — Der Kaiser schaft sie ab. Ob dem Leibeignen Vortheile

theile zuwachsen, daß er frei ward? — Man antwortet: Nein. — Judentoleranz. Soll man sie schüzzen? Ja. Nein! — Judengeld ist wie Klostergeld todt für den Staat. Juden sollen nicht auswärts heurathen, nicht emigriren dürfen; sollen fassionirt, — auch konscribirt werden. — Seite 270

Dreißigster Brief. Toleranz. Herr Hauptpastor Gözze in Hamburg; die Heiden, die er verdammte, waren oft besser als er. Wir bedauerten die Nichtkatholikken, aber verfolgten sie nicht. Ungarn allein macht eine Ausnahme davon. Luther galt vor 30 Jahren sehr viel; izt bekäme man nicht zwo Flaschen Wein mehr für ihn, wenn man ihn wegwürfe. Franz Expedit und Ferdinand Edle von Schönfeld. — Toleranz hat ihre Schranken. 291

Ein und dreißigster Brief. Reduktionen der Kanzleyen; der Pensionen. Man hat sich zu Dienst und Pension in vorigen Zeiten auf verschiedene Arten hinaufgeschwungen. — Sezt man dem Kavalier, der mehr verthut, als er einnimmt, einen Sequester, warum soll der Fürst nicht der Sequester seines eignen Staates seyn? 299

Zwei und dreißigster Brief. Der Kaiser. — Industrie, Thätigkeit, Fleiß, Mäßigung, Rechtschaffenheit und Tugend des Volks, ist wahres Glük des Staats. 307

Drei und dreißigster Brief. Flüchtige Blikke über den Karakter der Wiener. Einige Parallelen zwischen den Wienern und den Sachsen, Brandenburgern u. d. g. Seite 313

Vier und dreißigster Brief. Auszug aus der Schilderung Wiens vom Pabst Pius II. Ein Wort über die Tranksteuer. Ist das Tranksteuersistem gut? Sind so viele Leute dazu nöthig? Man glaubt es nicht. — Zu Pabst Pius II. Zeiten soff jeder Wiener 17 Eimer Wein in einem Jahre. Wie viel 1727 und 1728 in Wien gegessen und getrunken ward. 322

Fünf und dreißigster Brief. Aeneas Sylvius, oder Pabst Pius II. Seine Bulle execrabilis; sein Widerruf. Gedanken über beide 332

Sechs und dreißigster Brief. Berlin fällt besser in die Augen als Wien. Wien ist aber prächtiger. Berlinerarchitektur — viel Flitter, wenig Solidität. — Nuzt es dem Fürsten, wenn er bauen läßt? 340

Sieben und dreißigster Brief. Für und wider den Luxus. Jemehr Luxus von inländischen Waaren getrieben wird, desto besser ists für den Staat. Galatage, Moden, Modenerfinder u. s. w. 353

Acht und dreißigster Brief. Luxus der Römer. — Schmausereyen. — Gebäude, Haus-

Hausrath. — Römische Petitmätres und geschminkte Damen. Seite 362

Neun und dreißigster Brief. Es giebt Narren unter uns so gut, wie unter den Römern. 390

Vierzigster Brief. Theater. Theaterwesen. Ist der Vorwurf gegründet, daß deutsche Fürsten sich des Theaters nicht annahmen? — Etwas über unsre Theaterhofkommission. — Ueber den Ausschuß. — Der Landgraf von Hessenkassel erhielt unter seinen Schauspielern dadurch Ruhe, daß er den Kabalenmachern 25 ad posteriora geben ließ. 397

Ein und vierzigster Brief. Fortsezzung vom Theater. Lange, — Stephanie der Jüngere, — Brokmann, — Schröder. 411

Zwei und vierzigster Brief. Augarten, Gewühl von Menschen darin. Speisegesellschaften. Warnung für Näscher. 419

Drei und vierzigster Brief. Der Prater. Die Keuschheitskommission hat in vorigen Zeiten manchen Fang von Näschern da gemacht. Feuerwerke. 425

Vier und vierzigster Brief. Nußdorf, Klosterneuburg, der kahle Berg, Mauerbach, Simmering, Schönbrunn, Laxenburg, Baden. 431

Fünf und vierzigster Brief. Herr von Pavian spiest den Käs — Lerchen und eine Pastete. — Maskenprozeß der Frauen von R. und T. — Man leuchtet dem Herrn bei hellem Tage zum Haus mit Fakkeln hinaus. — Zusammenkunft im Kleiderschranke. — Etwas über den Hang zur Liebe, Ursachen davon. Izt maskiren sich schon Damen als Stubenmädchen. Gedanken darüber. Ob es ihnen wohl zur Ehre gereicht? Seite 436

Sechs und vierzigster Brief. Reise nach Preßburg. — Verschönerungsplan allda. Lage. Bau. Kirchen dieser Stadt. Das Schloß. 447

Sieben und vierzigster Brief. Predigerkritik. — Pater Merz und Evekathel und Schnudi. Besuch in der lutherischen Kirche. — Besuch beim Bildhauer und Geisterseher Messerschmidt — Schauspielhaus. — Gedanken darüber. 451

Acht und vierzigster Brief. Herrn von Kempele Schachmaschine und redender Kopf. 463

Neun und vierzigster Brief. Razzersdorf, — St. Georgen, — Iwanka, Sommerschloß des Grafen von Grassalkowiz. — Lanschüz, Schloß des Grafen Franz Esterhasy. 472

Fünfzigster Brief. Esterhaß. Schloß. — Garten. — Theater. 476

Erster Brief.

Herzensfreund,

Dank Ihnen für Ihren zärtlichen Wunsch, in meinem Vaterlande recht glüklich zu leben. Ja, Freund, wills auch; und kann es. Das ist ein Vorzug vor vielen unsrer Nachbaren, die rings um uns auf die Riesenschritte staunend sehn, mit denen uns der wohlthätigste Monarch unserm dauerhaften Glükke entgegen führt.

Was für ein himmelweiter Abstand zwischen Ländern, deren Einwohner nach dem Genusse eines ruhigen Glükkes schmachten, aber wie Tantalus diese süße Frucht nie mit ihren gierigen Lippen erreichen können, und zwischen Ländern, deren Monarch kein ander Glük kennt, als das Glük der Seinen!

Zwar pauket so mancher feile Panegyrist mit einem Bombast von lautschallenden Worten die Thaten seines Fürsten aus, die, wenn sie der Forscher vor seinen Richterstuhl zieht, da stehn, wie falscher Schmuk. Nur der untergelegte Flitter giebt diesem den betrieglichen Schimmer. Der Schwächling, gewohnt, mit der Eule im Dunkeln zu wohnen, drükt bey dem erkünstelten Glanze die Augen zu, und ruft mit lautem Gekreische: „Warlich! „das war Abglanz der Sonne. —“

Der Sonne? — Keine Lüge, Freund! — Sonne wars nicht, nur ein Strahl, den der kühne Promotheus vom Olympe stahl. Mögen Odendichter, und Biographen, und Politiker — und Lobredner sich heischer schreyn, über jeden Schritt ihres großen Mecäns, — er bleibt doch nur ein Pigmäe, den die Geschichte nach Jahrhunderten in einem kleinen Lichtstrahle kaum erblikken wird. Das Uebermenschliche, was die Zeitgenossen eines Fürsten an ihm oft wahrnehmen, — wird zum Alltagswerk in den Augen der spätern Enkel; und nicht selten leben die Seufzer der unterdrükten Nationen erst in der Folgezeit auf, und ertönen vom Elende, und Unterdrükkung, von denen der lebende Fürst nicht eine Spur entdekken konnte, weil der Weihrauch dummköpfigter Schmeichler seine Athmosphäre mit solchen Nebelwolken umzog, durch die er unmöglich spähen konnte, — und vielleicht aus Selbstzufriedenheit und Wohlbehagen nicht spähen wollte.

Wenn Fürsten das kühne Raisonnement der Nachwelt sich stets vor Augen stellten, würden sie wohl so oft lediglich vom Geiz nach Ehre sich lenken lassen? Würden sie nicht zurükschaudern vor eben dem Phantom, nach dem sie streben? Würden sie nicht einsehen lernen, daß die Opferschale ihrer Zeitgenossen meistens nur mit Schmeicheley gefüllet ist? — Kopf und Herz müßten sie verläugnen, wenn sie dies nicht einsähen.

Aber wozu diese Deklamationen, fragen Sie mich? — Wozu? Freund! von Ihnen hätt ich diese Frage nicht vermuthet. Doch, weil sie einmal da ist, will ich darauf antworten.

So wie jede Handlung des Bürgers nur vom Innern ihren Adel erhält, nur durch die Güte der Absicht, nicht vom Geräusche, das sie erwekt, ihre Größe erhält, eben so erhält die Regierung des Fürsten nur durch diese edlen Absichten ihren Glanz. Freylich hat der Fürst andere Pflichten, als der Unterthan; — aber seine Hauptpflicht; — die Einzige: warum er auf dem Throne sizt, ist doch allemal das Glük seines Volkes. — Er selbst darf nie mit in Rechnung kommen. Nicht sein Glük, nicht seine Ehre, — die Ehre, das Glük seiner Völker muß die Triebfeder seyn, die ihn in Thätigkeit setzet.

Zwar kann das Privatinteresse des Fürsten von Interesse des Volks ohnehin nicht getrennet werden, ohne der einen oder andern Parthey wesentlichen Nachtheil zu bringen. Entweder verliert das Volk, wenn der Fürst auf den Flügeln der Fama hoch in Wolken herum schwebt, — und leider ists fast allemal der Fall, — oder der Fürst selbst stürzt von seiner Höhe, wie Ikarus tief in das Meer der ewigen Vergessenheit zurük. Der kühne Flug nach schimmernder Ehre kann vom Fürsten nie vollendet werden, wenn ihn nicht das Freudengeschrey seiner glüklichen Völker auf seinem Fluge begleitet.

Die Geschichte hat tausend Beyspiele. — Alexander ward vergöttert; er konnte nichts weniger als Jupiters Sohn seyn. Seine Schmeichler sagtens ihm: — und er glaubt' es. Allein was sagt der Philosoph izt von diesem Eroberer, der Menschen würgte, weil er — nichts bessers verstand? — O Alexander könntest du aufwachen, in die Kreise der jezzigen Zeitalter dich hindrängen, und den gekrönten Eroberern laut ins Ohr rufen: „ Liebe Vettern, ich habe nach einem Hirngespinnst von Ehre gestrebt. Glauben mir Eure „ Liebden, hätt ich mein Macedonien, so klein es „ ist, glüklicher gemacht, ich würde der Unsterblichkeit ungleich würdiger seyn, als ich es izt bin, „ da ich Persien verwüstete, um Städte zu erobern, die ich zum Zeitvertreibe meiner Maitressen einäschern könnte. "

Ich weiß nicht, was ich von Alexandern und allen denen denken soll, die sich bloß von ihrer Laune regieren lassen, und sich Plane vorzeichnen, auf denen sie dem Tempel der Unsterblichkeit entgegen zu wandeln glauben. — Ist's ihnen um Unsterblichkeit zu thun, ich gestehs ein; je launigter ihr Plan ist, je eher können sie darzu gelangen; — aber geizen sie nach der Unsterblichkeit des Herostrats, — oder nach jener, in deren Tempel wahre Ehre auf seinen Altären thronet, die nur die Menschenfreunde mit ihren Lorbeern krönet?

Sehen Sie, Freund! kein Stand, selbst der des Fürsten ist von Schwäche, und verstimmten

Vor-

Vorurtheilen frey. Darf man sich wundern, wenn Schwäche und Vorurtheile so oft ihre Schritte lenken? Nur wenige, und gerade die, von denen ihre Zeitgenossen am wenigsten Geräusch zu machen pflegen, schütteln diese Fesseln ab, und opfern sich — wie Kodrus — zum Wohle ihrer Nationen auf. — Heil dem Zeitalter, in welches die Regierung eines solchen Mannes fällt! Heil ihm selbst! — Das Menschengeschlecht, vom Schöpfer darzu bestimmt, auch auf diesem Erdballe schon auf dem Pfade seines Glükkes weiter fortzuschreiten, erwacht unter ihm mit neuem Leben; unterdrükte Gefühle der Freude, der ungeheuchelten Dankbarkeit erregen sich in seinem Busen, und hinterlassen der Nachwelt den heissen Wunsch, doch Mitgenossen ihres Glükkes gewesen zu seyn.

Diese glükliche Epoche hat Joseph über uns gebracht. Ich will Sie heute nicht mit Schilderungen dieses großen Menschenfreundes, den man mit Recht, nicht aus Schmeicheley, den Einzigen nennen kann, — aufhalten. Nur die Erinnerung will ich hier anfügen, daß es ein ungleich größeres Verdienst für den Fürsten ist, wenn er es dahin bringt, daß der Unterthan seines Glükkes geniessen, in ungestöhrter Ruhe geniessen kann, ohne dieses Glük erst erschleichen zu müssen, als es ihm Ehre bringt, seine Unterthanen nur als Gehülfen anzusehen, „ die er an seinen Triumphwagen anspannt, wenn es ihm gefällt.“ Sie verstehn mich, was ich damit sagen will. Bezie-

hende Beyspiele sind beleidigend; Sie werden mir also den Aufschluß ersparen, und ihn selbst hinzu denken.

Leben Sie wohl, Freund! Sie schreiben mir doch bald? mir, der ich mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit bin

Ihr

— R. R.

Zweyter Brief.

So? glauben Sie denn wirklich, daß ich über dem Glükke, wieder in meinem Vaterlande zu seyn, meine auswärtigen Freunde vergesse? — Und warum? — weil ich mit keiner Sylbe in meinem lezten Briefe Ihrer erwähnte? — Sie thun mir unrecht. Man kann seines neuen Glükkes geniessen, und seine fernen Freunde nichts destoweniger mit dem wärmesten Herzen fort lieben. Ich bin zwar kein Romanheld, es ist wahr! — Ich schlage mich nicht meiner Dulcinea wegen mit Windmühlen, oder mit Drachenschwänzen, an denen zehn Köpfe hangen, die Feuer und Gift von sich sprühen, ohne mich von meiner Herzenskönigin durch Untreu reissen zu lassen. Solche Rittertugend hab' ich von der Tafelrunde des alten Königs Arthur nicht ererbt. Aber dem ohngeachtet ist mir das Band der Freundschaft, das Herz gegen Herz geknüpfet, ewig heilig. Mögen Z**, und U**, und

P***,

P***, nach allen drey Welttheilen zersprengt werden, und ich in den äussersten Winkel des vierten verbannt seyn, — als Freunde werd' ich sie nie vergessen; nie aufhören zu wünschen, daß ich in ihren Armen und an ihrer Seite meine glüklichsten Tage endigen könnte. —

Sagen Sie ihnen doch, daß ich sie alle noch liebe, und daß ich eifersüchtiger auf ihre Freundschaft bin, als irgend ein Mädchen auf die Liebe ihres Adonis. —

So viel auf den Eingang Ihres Briefes! Nun auch auf das Wesentliche desselben. — Sie sprechen von unserm Monarchen mit einer Begeisterung, die mich noch einmal so stark für Sie einnimmt. Sie sagen, daß der Anfang seiner Regierung schon einen gereiften Fürsten verkündige, der im Verborgenen lange vorher schon an dem werdenden Glükke seiner Völker arbeitete; — daß er den Fürsten Europens zur neuen Epoche diene, wie Ihr Friedrich in dem Zirkel der Krieger; daß Sie wünschten, diesem menschenfreundlichen Fürsten anzugehören, um sich satt an ihm zu genießen? —

Mehrere, mein Freund, wünschen sich dasselbe; und unrecht haben Sie, und alle, die dieser Wunsch belebt, warlich nicht. Er verdient von allen geliebt, — wir, von allen beneidet zu werden.

Ich kann ohnmöglich dem Drange widerstehn, mit Ihnen heute ein Wörtchen vom Kaiser zu schwazzen. Weß das Herz voll ist, fließt der Mund über.

Franz als Vater verdient, wie Thereſe als Mutter zum Beyſpiel aufgeſtellt zu werden. Beyde erzogen ihre Prinzen ſo, daß ſie, auch ohne den äuſſerlichen Schimmer der hohen Geburt, und des Anſehens, immer die liebenswürdigſten des Volkes waren. Joſeph, auſſerordentlich feurig in ſeinem Knabenalter, raſch und entſchloſſen ſchon in ſeinen Jugendhandlungen, ſchien als Prinz in den Augen ſeiner Lehrer mehr zerſtreut, mehr nur oberflächlich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt; ſeine nie zu befriedigende Begierde, alles zu wiſſen; ſeine Lebhaftigkeit, mit der er alles, was ihm aufſtieß, unterſuchte, und in demſelben Augenblikke wieder neue Gegenſtände auffaßte, über die er wieder Aufklärung forderte, ließ ſie mehr — Leichtſinn befürchten, als ſie vermuthen konnten, daß eben dieſe Leichtigkeit mit der er von Gegenſtand zu Gegenſtand den Unterricht hinzog, jenes glükliche Genie verrathe, das in der Folge mit Adlerblikken die wichtigſten Geſchäfte ſchnell zu überſchauen im Stande ſeyn würde. Er wetteiferte mit ſeinen Geſchwiſtern nicht darin, ſie in der Pünktlichkeit der beſtimmten Unterrichtungsſtunden zu übertreffen; oft ſchweifte ſeine noch junge Seele in neuen Regionen herum, wenn ſeine Lehrer von troknen Gegenſtänden ſprachen. — Kaum ſchloſſen ſie den Mund, ſo ſtürzten ſchon hundert Fragen von den Lippen des jungen Prinzen, die deutlich genug verriethen, daß ſeine Seele nicht beſtimmt ſey, dem Schnekkengange des pädagogiſchen Unterrichts ſich zu unterjochen, ſondern ſelbſt

aus-

ausfliege, um Kenntnisse zu sammeln. — Wenn Sie wollen, so war er der nachläßigste Auswendiglerner — aber dafür der geschäftigste Selbstdenker. Die Knabenseele, die von selbst Dinge aufspähet, um darüber belehrt zu werden, ist vollgewichtiger, als die Seele des aufmerksamsten Jünglings, die jedes Wort, so wie's vom Munde des Lehrers kommt, zwar begierig und treu auffängt, aber auch dann, wie erbeutete Waffen, — auf einem Haufen ohne Nutzanwendung liegen läßt.

Diese Lebhaftigkeit, und diese Neugierde — denn so mußte man die Wißbegierde dieses Prinzen in diesen Jahren nennen, — vereinbart mit dem glüklichsten Gedächtnisse sezte ihn bald in den Stand, seine großen und erhabenen Talente zu entwikkeln. Nun erstaunte man, den Prinzen, dem man wenige Jahre vorher noch einen zu großen Grad von Leichtsinn aus einem übelverstandenen Vorurtheile zuschrieb, sich dem anhaltendesten Studium widmen zu sehn; zu sehn, wie er rastlos an allen den großen Wissenschaften hieng, die noch weit über seine Jahre waren. Man wunderte sich, woher mit einemmal diese glükliche Wendung seines Karakters kam, die ihm keine Beschwerniß zu groß seyn ließ, die er nicht durch seinen Fleiß überwand, und kein Hinderniß in den Weg sezzen konnte, das er nicht beyseite zu schaffen strebte. Man würde sich aber über diese Stimmung seines Geistes weniger gewundert haben, wenn man, wie's leider! selbst bey Prinzenerziehern oft zu geschehn pflegt,

nicht die Grundsäzze der Pädagogik für unfehlbar gehalten, wenn man den Gang gemeiner Seelen nicht mit dem Fluze des Genies verwechselt hätte. Große, thätige Seelen entwikkeln sich selbst. Indeß der Lehrer noch am A kauet, frägt sie schon nach dem Z. Josephs Neugierde ward also die Ursache der nachfolgenden Wißbegierde; seine Lebhaftigkeit, die Quelle der Leichtigkeit, alles schnell und treu aufzufassen.

Er war bestimmter Kronerbe. Franz, den man zu wenig kennt, und der es, — ohngeachtet er seine große Laufbahn ohne blutige Lorbeern endigte, — doch verdiente, geliebt zu werden, — Franz, sag ich, war der erste, der die großen Keime seines Sohnes aus dem rechten Gesichtspunkt faßte. Durch väterliche Zärtlichkeit gewann er das Herz des Prinzen ganz; aber durch gemeßnen Ernst wachte er, daß die glüklichen Keime des jungen Prinzen durch verführerische Hofschranzen nicht zum Mißwachse gebracht würden. Franz war fast von den ersten Jahren an der eigentliche Mentor und Lehrer seines würdigen Sohnes; und es war ein Glük mehr für uns, daß Er es war.

Man irrt sich, wenn man diesen großen, wahrhaft menschenfreundlichen Monarchen, der Franz I. wirklich war, unter die unthätigen zählet. Freylich weiß sein Biograph, der nur Biograph nach dem Gerüchte der Zeitungsblätter und der gedrukten Reichskammergerichtsakten wird,

auſſer einigen Schlachten, denen Franz als Groß-herzog beywohnte, und einigen Geſchäften, die auf dem Reichskammergericht abgethan wurden, nichts zu erzählen. Warum wagen ſich aber auch Stümper über Männer, deren kleinſte Handlungen, hundert ſolche Biographien aufwiegen?

Franzen dankt Oeſterreich den größten Theil der Aufklärung, den es unter der vorigen Regierung erhielt; die Verbeſſerung der Handlung, den Manufakturen und Künſte; die Verſchönerung ſo mancher Provinz, ihre größere Bevölkerung, ihre angemeſſenere Einrichtung und Geſezgebung. Freylich ſteht nirgends ein: Wir Franz I. von Gottes Gnaden, ꝛc. — welches dem flüchtigen Kompilator den Fingerzeig gäbe, daß er Theil an der innern Verbeſſerung unſrer Staaten habe. Aber Männer, die näher um ihn waren, die in ſeinem Herzen leſen durften, — dieſe müſſen noch izt das Zeugniß ablegen, daß Franz I. mit der tiefſten Kenntniß zum Regierungsgeſchäfte auch den glüklichen Eifer beſaß, eine Thereſe auf Gegenſtände aufmerkſam zu machen, die ihre Verbeſſerung dann lediglich ſeiner Einſicht und ſeiner Weisheit zu danken hatten. So ward Franz faſt augenbliklich unſer Wohlthäter, ohne, daß wir es wußten. Das würdigſte Beiſpiel des erhabenſten Menſchenfreundes, glüklich zu machen, ohne die Hand zu entdeken, die das Glük ausſpendet!

Sie werden ſich wundern, beſter Freund! daß ich dieſe Ausſchweifung auf Franzen mache. Allein

lein es ist nöthig, daß ich Ihnen ein richtiges Bild von diesem Unvergeßlichen entwerfe. Wenn der gesegnete Bürger oft Gott für sein errungenes Glük dankte, war's Franz, der es ihm zuflößte. Die Monarchin, die ihren Gatten zärtlich liebte, die seine wahren Kenntnisse schäzte, war bieder genug, jenen Vorschlägen Gehör, Unterstüzzung, Ausführung zu gönnen, die der menschenfreundliche Vater unsers Kaisers — „ oft nur in den Armen der Liebe, „ der Zärtlichkeit ihr vorlegte. “ Ein weniger weiser und gütiger Fürst würde in der Verfassung, in welcher er lebte, — entweder nichts gethan, oder selbst das, was er gethan hat, wieder verdorben haben.

Mit den einem Fürsten so nöthigen Kenntnissen der Regierungsgeschäfte verband Franz I. eine weise Sparsamkeit. Man erstaunt, wenn man die Inventur seiner Verlassenschaft durchliest, über die Schäzze, die er bei den — wirklich gemäßigten Revenüen von seinem Eigenthume — hinterließ. Man erstaunt aber noch mehr darüber, wenn man bedenkt, daß er mit eben der Bereitwilligkeit die größten Summen für würdige Armen hingab, mit der er das Elend jedes Dürftigen zu lindern strebte. Daß er großen Einfluß in die Oekonomie des ganzen Hofes hatte, ist bekannt; und es lag gewiß nicht an ihm allein, wenn sie nicht noch mehr eingeschränket ward.

Franz war wirklich groß als Regent, groß als Oekonom, groß als Menschenfreund, und groß

in Rükſicht jeder andern Tugend. Aus dem Munde eines ſolchen Lehrers kann man keine andere Lehre als wahre Weisheit erwarten, die auf Erfahrungen geſtüzzet iſt, und bei jedem Schritte den Zögling an die Nuzanwendung aufmerkſam macht. Dürfen wir uns noch wundern, wenn wir aus ſeinen Händen einen Fürſten erhielten, der unſer Stolz iſt?

Joſeph lohnte bald die zärtliche Fürſorge ſeines großen Vaters mit einer Verwendung, die alles übertraf. Er ſchrieb ſich die Lehren deſſelben tief in ſein Herz, und athmete ganz die wohlthätigen Geſinnungen ſeiner Erzeuger in ſich. So wuchs der Erbe ſo vieler Königreiche heran, und verbreitete bald die Hofnung allgemein, die man von ihm zu faſſen ſich berechtiget zu ſeyn glaubte.

Aber nicht genug, daß für den Geiſt des noch jungen Prinzen dieſe unbegränzte Sorge getragen ward. — Auch ſein Karakter wurd' beſtimmt. Seine erſten Jahre waren von traurigen Unruhen umwölkt, die das Herz ſeiner großen Mutter mit Betrübniß füllen mußten. Er wuchs ſo zu ſagen unter dem Drukke der traurigſten Schikſale heran, die — oder man müßte kein Menſchenherz haben, — von der niedrigſten Hütte bis zum erhabenſten Throne jeden Buſen mit Beſorgniſſen ſchwellten. Dadurch ward er frühzeitig mit der Fürſten ſo ſeltnen Gabe innigſt vertraut, Schikſalen zu trozzen, und mit Standhaftigkeit jedes Hinderniß zu ertragen.

Thereſe ſowohl als Franz lehrten ihn durch ihr eigen Beyſpiel wahre — von Kleinfüzigkeit entfernte Tugend; der Keim, der in dem jungen Herzen lag, wurzelte bald, und wuchs zu der Größe heran die ihn fähig machte, dieſe Früchte zu tragen, die wir izt mit ſo vieler Rührung erblikken.

Schon als Prinz zeigte Joſeph Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit in ſeinen Entwürfen; aber nicht jene wilde, unbiegſame, die eine eiſerne Stirne und ein eben ſo hartes Herz fordert. Er war gewohnt, ſelbſt zu denken, zu prüfen, — und dann ſeinen Entſchluß zu faſſen. Er war hart von dem einmal Gefaßten abzulenken, denn er wagte ihn eher nicht, bevor er den Gegenſtand nicht richtig und genau überdacht zu haben glaubte. Nicht das — du ſollſt nicht, ſondern das: warum ſoll ich nicht? — konnte ſeinen feſten Sinn ändern. Die Kaiſerinn ſagte öfters in ihrer Laune: mein Sohn iſt ein Stüzkopf; aber ſie ſah es ein, daß ſelbſt dann, wenn ihr mütterlich beſorgtes Herz im geheimen zu ſeufzen ſchien, dieſer kleine Anſaz von Stüzzigkeit ihn mit jener Entſchloſſenheit ausrüſten werde, über verjährte Vorurtheile hinweg zu klimmen, und allen Hinderniſſen, die ihm vielleicht einſt partheyiſche Hofleute entgegen thürmen würden, ſich mit Standhaftigkeit entgegen zu dämmen. Dieſer Stüzkopf hatte geläuterte Grundſäzze, dachte feurig, ſchnell und richtig; es begleitete ihn ein edles, bieders Herz, — o ſo ein-

Stüzköpfchen verspricht in mannbaren Jahren den Mann, der in einem Tage mehr vollenden kann zum Glük der Seinen, als schwächere und nachgiebigere Köpfe kaum in Jahren zu beginnen im Stande sind. —

Sie sehn, Freund, daß alle die großen Entwikkelungen des Geistes unsers Fürsten schon in seiner Kindheit da lagen. Man muß es der einsichtsvollen Lenkung seines mir nie vergeßlichen Vaters danken, da er, statt diese Anlagen zu erstikken, sie vielmehr von jedem möglichen Auswuchse läuterte, und dem Saamen alles Guten zur Reife aufhalf, der nur immer auf einen so ergiebigen Boden gestreuet werden konnte. Weniger einsichtsvolle Väter hätten diese anscheinenden Läßigkeiten, diese Lebhaftigkeit, diese halsstärrige Entschlossenheit, daß ich mich so ausdrükken darf, zu erstikken, mit der Wurzel auszurotten gesucht; sie hätten vielleicht auch ihren Endzwek erreicht; aber wie viele Quellen der Thätigkeit, der Aufklärung, der Standhaftigkeit hätten sie nicht auch zugleich verstopft!

Ich wünsche, Freund, daß Prinzenerzieher uns eben so genau — aber ungeheuchelt — die Jugendgeschichten ihrer Zöglinge in die Hände lieferten, wie die Biographen uns die Geschichten der erwachsenen Helden liefern. Der Nuzzen von diesen Werken wär' vielfach. Sie enthielten Bemerkungen, die — da der Jüngling in jedem Stande Jüngling ist, — künftigen Prinzenerziehern ihr schweres

Geschäft

Geschäft erleichterten, bestimmter fest sezten, und sie lehrten, die Fehler ihrer Vorgänger, ohne selbst hineinzustürzen, zu vermeiden; die Erziehung der Prinzen würde immer vollkommener, immer ihrer großen Bestimmung angemessener; die Nationen durch glükliche gebildeter Fürsten immer glüklicher; und nie hätte man zu befürchten, daß der Mentor am Hofe in seinem Erziehungsplane gewissen Lieblingsideen oder Launen alleine sich überließe, und dadurch oft seinen Prinzen zum besten Fuchsjäger, oder geschiktesten Bilderschnizler, oder geschwindesten Paternosterbeter bildete. — Ich seh gar nicht ein, warum in verflossenen Jarhunderten die Erziehung der Fürsten fast allemal dem Gerathewohl überlassen wurde. Wenn man Mönche, oder den Beichtvater der Mama in den Erziehungsstuben unsrer Bürgerkinder sieht, — so schreyt man laut: apage! — aber Prinzen überläßt man ohne Zittern dem pfäffischen Unsinne, Prinzen, von deren Bildung das Glük von Myriaden seufzender Völker abhängt? —

Ja, werden Sie vielleicht sagen, den Nuzzen solcher Jugendgeschichten gesteh ich Ihnen ein. Aber verliert der künftige Regent nicht an seiner Achtung, wenn seine Jugendfehler dem Blikke der Welt ausgestellet werden? — Verlieren? von der Achtung? wegen Jugendfehler? Als ob wir in Zeiten lebten, wo wir glauben könnten, daß der größte Monarch schon in der Wiege von Salomons Weisheit überschattet wäre? Als ob wir nicht wüßten, daß

fürstliches Blut eben so gut erst gebildet werden müßte, wie das junge Blut ihrer Unterthanen? Da wir das wissen, und also auch wissen, daß auch Prinzen ihre Kinderlaunen haben, und haben müssen, — werden wir dem Manne von dreyssig Jahren, wenn er im vollen Glanze vor uns da steht, wohl deswegen unsre Achtung entziehn, weil er in seinem siebenten die Ruthe bekam? Werd' ich wohl mein Mädchen deßhalb weniger lieben, weil ich weiß, daß sie ihre Windeln besudelte?

Und zu dem, Freund, glauben Sie nicht, daß vielleicht eben das Bewußtseyn, — deine Jugendfehler sind allgemein bekannt, man erwartet izt von dir, daß du die Vorurtheile, die man daraus wider dich ziehn kann, durch große, edle Handlungen zernichtest, — glauben Sie nicht, daß dies oft bey manchem Schwächling, wenn ihn auch nicht das Gute, des Guten wegen anreizte, — mehr Sporn seyn würde, als jede andre Veranlassung? —

Doch, was vertändle ich die Zeit mit solchen Grillen. Sie gehören mit unter die Millionen andrer Grillen, die zwar oft gut und wünschenswerth wären, aber eben deßhalb — auch immer unausführbare Grillen bleiben. Ich bin

Ihr

ergebenster Freund.

Dritter Brief.

Lassen Sie mich heute auf die Jahre unsers Kaisers übergehn, in welchen er schon die Fähigkeiten besaß, die Mysterien der Regierungsgeschäfte zu enthüllen. Sein großer Vater, vielleicht der größte Politiker seiner Zeiten, so wenig auch die Welt von ihm in diesem Punkte weiß, weihte ihn selbst durch seinen sorgfältigen Unterricht in diesem Heiligthume ein. Joseph, der schon als Knabe mit unersättlicher Wißbegierde, nicht bloße Worte, sondern Gedanken aufzufassen strebte, war hier in seinem Elemente. Hier hatte sein Geist das weite Feld vor sich offen liegen, auf welchem er nichts als große, weitumfassende Systeme erblikte; — er fand für seine Wißbegierde hier nie versiegenden Stof! Politik mit allen Hülfswissenschaften wurd' nun sein Lieblingsstudium. Wie aufmerksam er auf alles war, was ihm dieses Studium theils erleichtern, theils zuverläßiger machen konnte, mag folgende Anekdote, die ich aus dem Munde des verstorbenen Exjesuiten Pater Franz erhalten habe, beweisen. Er war Lehrer der Logik bey dem Prinzen; er flocht ein Kapitel von der Selbstkenntniß, und der Kenntniß der Menschen in seinen Unterricht mit ein. Am Ende der Vorlesungen nahm Joseph seinen Lehrer bey der Hand, — und bat ihn, dieses Kapitel mit ihm noch einmal durchzugehn; „denn ich habe Selbstkenntniß und

„ Kennt-

„ Kenntniß der Menschen sehr nöthig, wenn ich „ zur Regierung komme. “

Ich hab Ihnen in meinem vorigen Briefe, glaub ich, schon gesagt, daß Joseph ausserordentlich viel Lebhaftigkeit besaß. Diese Lebhaftigkeit war die Mutter jener sichtbaren Ungeduld, die er äusserte, wenn er durch gleichgültige Handlungen von seinen Lieblingsbeschäftigungen abgezogen ward. Man weiß, daß in den ersten Dekaden der mütterlichen Regierung jene spanische Hofetiquette noch sehr gäng und gäbe war. Nichts konnte den noch kleinen und jungen Prinzen mehr zum Ausbruche seiner Ungeduld und seines Mißvergnügens reizen, als diese Etikette. Einem Kopf, der immer gern mit reeller Thätigkeit beschäftiget war, mußte dies allerdings höchst widerlich seyn. Es geschah oft, daß er sich an einem Tage, wenn Audienzen waren, zu denen er gezogen ward, drey- viermal anders ankleiden mußte; es war Sitte, in diesem Punkte sehr genau zu seyn, und jeden Audienznehmer mit dem — nach dem Hofreglement bestimmten besondern Ceremoniel zu empfangen. Oft, über seine wiederholten Maskeraden, wie er es nannte, äusserst aufgebracht, pflegte er zu sagen, sobald ich zur Regierung komme, muß dieser Unsinn abgeschaffet werden. Und der Kaiser hielt Wort, was er als Prinz beschloß.

Er besaß einen scharfen Beobachtungsgeist, wie man dies schon ohnehin aus seiner Wißbegierde schliessen kann. Er beobachtete schnell, genau,

und viel. Er wollte aber darüber auch schnelle, genaue und hinlängliche Aufklärung haben. Daher kam es, daß er, besonders in den leztern Jahren seiner Erziehung den Lehrern so viel zu schaffen machte. Er konnte nicht abwarten, bis sie vielleicht selbst auf diesen Gegenstand kämen; er wollte auf der Stelle befriediget werden. Seine häufigen Fragen sezten seine Lehrer manchmal in nicht gar zu angenehme Lagen; denn sie waren überraschend, unvorhergesehen, und oft — weit ausser dem Zirkel ihres in Paragraphen abgeschnittenen Systems. Von ihm kann man sagen: er that durch seine Fragen das Gegentheil vom Sokrates. Dieser suchte durch seine Fragen den Schülern Unterricht einzuflössen, Joseph aber von seinen Lehrern Unterricht abzulokken. —

Unser Kaiser hatte frühzeitig Gelegenheit sich in jedem Fache wahrer, fürs Menschengeschlecht nüzlicher Kenntnisse auszubilden. Sein großer Vater brauchte ihn oft zum Mittelsmann bey der Monarchin, wenn er heilsame und vortheilhafte Vorschläge machen und durchsezen wollte. Es ist kein Hochverrath, bester Freund, wenn ich Ihnen gestehe, daß diese Monarchin, so groß und edel sie auch dachte, doch in diesem Punkte eifersüchtig auf die Rechte ihrer Regierung war. Sie nahm jeden heilsamen Vorschlag aus dem Munde ihrer Minister mit der größten Bereitwilligkeit auf, sobald sie fand, daß er wirklich zum Wohl ihrer Nationen abzwekte; aber nicht so bereitwillig war sie, wenn

eben

eben dieser Vorschlag aus dem Munde ihres Gatten oder Sohnes kam. Man kann ihr diese Schwäche gern verzeihn, da sie so viele große Eigenschaften besaß, die diesen Eigensinn, wenn ich ihn so nennen darf, überwiegen. Daher kam es auch, daß Franz stets durch Umwege seine Gedanken vorlegen ließ, um das Gute blos deshalb, weil er's vortrug, bey der Monarchin nicht zu hindern; und daher kam es auch, daß man so wenig von Franzens eigentlicher Mitwirkung aller der schönen Einrichtungen zu hören bekam. Er vermied sogar den Schein irgend einer auch der entferntesten Theilnehmung. Eben dies mußte Joseph schon als Kaiser thun. Er mußte selbst oft zur Täuschung seiner Mutter die Zuflucht nehmen, um seine gute Absicht zu erreichen. Nie sezte er seine Vorschläge besser durch, als wenn er sie dem Rathe irgend eines Ministers unterlegte, und dann im Kabinette der Monarchin mit anscheinender Heftigkeit dagegen arbeitete, das Gegentheil behauptete. Er konnte sichre Rechnung darauf machen, daß sie — bloß um zu zeigen, daß sie allein zu regieren im Stande sey — gerade das that, was er zwar heimlich selbst aufs Tapet brachte, aber öffentlich zu misbilligen schien. — Sie wollte durchaus von ihrem Ansehn nichts vergeben, und muthmaßte nicht, daß sie doch that, was man eigentlich wollte.

Man sieht, daß Joseph frühzeitig Theil an den Regierungsgeschäften nahm. Die Epoche nach

Franzens Tode liefert uns zu viele Beispiele, als daß wir den Schöpfer so mancher zur Aufklärung der Nationen, zur Verbannung der Vorurtheile abzweckender Entschlüsse der Monarchin verkennen sollten. Er war freylich gezwungen, seinen Geist viele Jahre in Fesseln zu legen. Aber eben dieser Zwang machte ihm jene große Beharrlichkeit, mit der er dem Guten nachspähte, ganz eigen.

Ueberdem, durch so viele Jahre Augenzeuge und Mitwürker der Regierung seiner Mutter, erwarb er sich den Vortheil, dies wichtige Geschäft ganz zu studiren, Hofkabalen kennen zu lernen, den Waizen des Hofgeschwaders vom Unkraute zu unterscheiden, und alle die Schleichwege aufzuspühren, durch die oft wahres Verdienst verdränget wird. Er hatte an seiner großen Mutter ein erhabnes Beyspiel sowohl sich ganz zu bilden, als auch vor künftigen Regierungsfehlern zu warnen. — Und daß er beydes benuzte, zeigte er izt schon in einem Grade, der die Erwartung Europens übertraf.

Er sah aber ein, daß der Regent, wenn man ihn auch seines Herzens wegen, den besten, den wohlthätigsten Fürsten zu nennen berechtiget ist, doch oft schreyende Uebel seinem Volke auflasten kann, ohne einen andern Endzwek zu haben, als sein Volk glüklicher zu machen. In diesen Fehler fielen Fürsten, die ihre Länder nur aus den Berichten ihrer Präsidenten kannten. Diese Berichte können aber oft unzuverläßig seyn, — es müssen also auch die

Vorkehrungen, die nach diesen Berichten angeordnet werden, wenig zuverläßig zum Glükke der Völker seyn. Joseph erkannte diese Wahrheit, und suchte nun jede Gelegenheit hervor, aus dem Munde des Unterthanes selbst den — Fürsten so selten zu Theil gewordenen Unterricht der Wahrheit zu erhalten. Er hatte sich die Kenntniß erworben, den Uebeln zu steuern; nun wollte er auch die Kenntniß erlangen, wo diese Uebel stäken, und welche Quellen sie haben. Dadurch, daß er sich unter die Reihen seiner Bürger hinstellte, und ihre Herzen zum Bekenntniß aufschloß, dadurch, daß er dort, wo er das Uebel vermuthete, den Unglüklichen selbst aufsuchte, und aus seinem Munde Veranlassung, Ursache und Triebfeder so manchen Elendes zu entdekken bemüht war, — dadurch erreichte er seinen Endzwek ganz.

Sein zur Liebe für die Menschheit geschafnes Herz faßte aber auch bald den Entschluß, diese Uebel selbst in den entferntesten Gegenden seiner künftigen Völker aufzusuchen. Der Plan zu seinen Reisen wurd festgesezzet, durch eine sonderbare Wendung aber beschleuniget. Hören Sie diesen Umstand.

Bannat war wegen der Entfernung vom Sizze der Monarchin dem unbedingten Eigendünkel der Herren von der Administration unterworfen. Es schien, als wären die Einwohner Stiefkinder, die die Skorpionengeißel verdient hätten. Die damaligen Administrationsräthe warfen sich zu Satrapen auf, und schlemmten die Einkünfte dieses ergiebigen Landes unter Sauß und Brauß

in der sichern Ueberzeugung durch, daß das Klaggeschrey der Bedrükten nie bis zu den Ohren der gütigen Fürstin gelangen würde. Sie trieben ihre Unverschämtheit so weit, daß sie dreist genug wurden, diese Nation bei der Fürstin als eine flüchtige Räuberbande, und als Gesindel, das vom Betteln entweder, oder vom Diebstahle sich nährte, zu schildern. Rebelliongeist, Meuterey, Halsstarrigkeit, Verrätherey, Müßiggang, Faulheit, — kurz, jedes Laster wurd' der armen an der Gränze wohnenden Nation angedichtet. Natürlich erreichten die Herren Räthe sehr bald ihren Endzwek, der darin bestund, durch die vorangeschikte schwärzeste Verläumdung — jede auch die gerechteste Klage — zum voraus schon bei dem Throne der Fürstin als das Geschrey übelgesinnter, unruhiger und störriger Rebellen verwerflich zu machen. Sich ganz ihren Lüsten und ihrer Raubbegierde überlassen zu können, wurd das Land unter Einem zugleich auch als das unergiebigste von ihnen ausgeschrien; die Monarchin mußte jährlich noch ungeheure Summen dahin schikken, um nur die Besoldungen bestreiten zu können, weil die Einkünfte des Landes unendlich kleiner waren, als diese Ausgaben sie forderten. Es war kein Wunder, daß die sonst gegen jedermann so — überschwenglich — gütige Fürstin zulezt lau gegen diese Nation ward, da sie in jedem Rathe fast neue Klagen, neue Beschwerden von den Administrationsräthen zu Temeswar über sie hören mußte. —

Indeß, Freund, würden Sie's wohl glauben, daß diese Unverschämten lediglich mit der Fürstin blinde Kuh spielten? Und wirklich ist es nicht anders. Es sind wenig Länder in unserer Monarchie, wo die Natur auch den kleinsten Fleiß seiner Einwohner mit so ergiebigem Segen lohnt; wenige Nationen, die so gutwillig, so gehorsam, so bereitwillig auf den Wink ihres Monarchen sind. Freylich wird am Ende der biederste Mann läßig, mißvergnügt und stutzig, wenn er stets im Sklavenjoche schmachten muß. Und gerade so gieng es den Wallachen im Bannat. Keiner dieser Wallachen hatte ein Eigenthum; er konnte sich des Besizzes seines jezzigen Gutes nicht einmal für seine Kinder versichern. Der Geiz der Räthe gieng so weit, daß sie dem nächsten, dem besten Bauern, wenn er nur 30 Gulden zu ihren Händen erlegte, jedes Bauerngut, welches er verlangte, übergaben, und den alten Bewohner mit Weib und Kindern daraus vertrieben. War's nicht traurig anzusehn, wenn diese kleinen Tyrannen die zum Glükke bestimmten Völker ihrer Fürstin mit Kaltblütigkeit ins Elend stürzten? Denn dadurch wurd' der Fleiß erstikket; der Akkerbau, die Bevölkerung gehemmet; und jene Anhänglichkeit verdrungen, die den Unterthan erst zum Patrioten macht.

Mußte der Wallach nicht selbst zu sich sprechen: Was nüzt es mich, daß ich meine Felder bestelle, Fleiß und Geschiklichkeit darauf wende, Vorrath sammle? Sobald ein Müßiggänger kömmt,

und seine Taxe erlegt, so jagt er mich von meinem Hause, von meinen urbar gemachten Feldern, raubt mir mein Vieh und meinen Vorrath. Warum soll ich für Fremde arbeiten? Ist es nicht besser, ich bringe meine Tage im Müßiggange zu, als im Schweiße meines Angesichts. — Und so dachten sie wirklich alle! Sehen Sie nun die Ursache ein, warum der Wallach heute nicht mehr arbeitete, als er glaubte morgen verzehren zu müssen? Warum er in keinem Falle einen Vorrath besaß? Warum ihm oft selbst die nöthigsten Bedürfnisse mangelten, die er sich lieber gar nicht anschaffen, als sich dem Verdrusse aussezzen wollte, nach überstandener Mühe seine Früchte dem nächsten dahergelaufenen Schurken abzutreten?

Aber noch wär ihr Schikfal leidlich gewesen, wenn je Elend durch Gewohnheit das Schrekliche verlieren kann. Allein die Herren Administrationsräthe befriedigten sich noch nicht mit dieser Barbarey. Sie schoben die Schuld des schlechten Zustandes von sich auf den Einwohner; und bedachten nicht, daß sie eben die Stöhrer des Glüks dieser Nation waren. Doch woher sollte diesem erlauchten Staatskörper dieser Gedanke kommen, da die meisten nicht die geringste Kenntniß besaßen. Zween Räthe und ein Hofrath davon kamen in der Liverey auf der Kutsche des General Engelshofen dahin gefahren. Man brauchte Leute, um die Stellen zu besezzen. Engelshofen hatte die freye Vollmacht darzu. Er fand unter seinem Gesinde einige, die gelenker und schnellfüßiger waren, — er machte sie

zu Kanzellisten, und beförderte sie so lange, bis sie die ersten Blutigel des Landes zu werden Gelegenheit hatten. Wenn man bedenkt, daß diese Herren in stetem Wohlleben das Jahr durch schwärmten, und einen Aufwand machten, wozu ihr Gehalt kaum zur Hälfte hinreichte, und dem ohngeachtet ihr baares Vermögen doch nach Hunderttausenden berechnen konnten, — wie? muß nicht der Gedanke jedem aufsteigen: daß jeder Pfennig mit dem Blute der Unterthanen gefärbt sey? — Und wirklich war er's auch.

Sie verschlangen nicht nur die Revenüen des Fürsten, ohne zu gestehn, daß sie Revenüen eintreiben könnten, sondern benüzten noch überdies den Unterthan, — der, wenn er ja zur Leibeigenschaft bestimmt war, doch nur dem Fürsten, nicht ihnen zugehörte, — so lang er sich rühren konnte. Sie trieben den Holzhandel in der Provinz; gruben Bergwerke, bauten Häuser, Gärten, — alles zu ihrem Nuzzen, — und zwangen dabey den Wallachen zur Frohne. Sie und ihr Hausgesinde durchstrichen das Land, wie's ihnen gefiel, — aber Wagen, Pferde und Unterhalt mußten die Dorfschaften liefern. Sie empfiengen die Vergütungen für die dem Militär abgelieferte Fourage; — aber der Unterthan, dem's zugute kommen sollte, empfieng so viel als nichts dafür. Ich bin zu verdrüßlich, Ihnen, mein Bester, mehrere dergleichen Schandthaten aufzudekken. Sch liessen Sie selbst, wie sauer

es dem Wallachen gemacht ward, sein bißchen Leben zu fristen. —

Thaten dies die ersten Väter des Landes, wie? werden wohl die Untergeordneten mehr Gewissen geäussert haben? — Sie werden es gleich erfahren.

Bannat war in 12 Oberämter, und jedes Oberamt wieder in so viel Unterämter getheilt. Jedes Unteramt hatte seine bestimmte Oberrichter unter sich, welche wieder ihre Unterrichter in den Dörfern hatten. Selten war ein wallachischer Bauer neun oder zehn Jahre Oberrichter, wo er nicht, — oder er müßte das Volteschlagen gar nicht verstanden haben, — seine Mädchen oft mit sechs bis zehn tausend Gulden ausstatten konnte. — So viel Fett zogen schon die Oberrichter; steigen Sie nun durch alle Klassen der Unteramtleute, Oberamtleute, und wie sie weiter bis auf den Präsidenten heissen mochten, hinauf, welche ungeheure Summen mußten da nicht dem Lande abgedrükket, und der Monarch darum bevortheilt werden! —

Dies alles zusammen genommen, Freund, wer wird noch so ungerecht seyn, und es den Bannater Wallachen verargen können, wenn sie die Hände in den Schooß legten, und bei einer Kolbe Kukuruz — ihr Leben im Müßiggange fortlebten, unbekümmert, ob ihnen die Haut gar abgezogen werde oder nicht?

So stund die Verfassung dieses Landes, als einige redlichgesinnte Patrioten, unter denen vermuthlich

muthlich auch der General Graf Zorau war, es wagten, dem Kaiser in der Stille die wahre Lage der Sachen vorzulegen. Gerührt von dem äusserſten Elende dieſes Landes eilte er auf den Flügeln der Liebe gegen ſeine Unterthanen, in dieſe Gegenden der abſcheulichſten Tyranney. Joſephs gutes menſchenfreundliches Herz ſchauderte vor dem bloßen Gedanken der Möglichkeit einer ſolchen Barbarey zurük. Er konnte ohnmöglich glauben, daß Menſchen ihre Mitbrüder unterdrükken könnten. Er wollte ſelbſt ſehn, was er nicht glauben konnte; und verdoppelte die Schnelligkeit ſeiner Reiſe. Er überraſchte dieſe Satrapen, ehe ſie noch wußten, daß er ſie überraſchen wollte. Jeder Unterthan wurde vorgeladen, ſeine Beſchwerden ihm ſelbſt vorzutragen; und ſeine menſchenfreundliche Seele mußte vom gerechten Zorn aufbrennen, da er durch die Thränen des Volks die ihm unglaublichen Verbrechen ſeiner Landesſtelle beſtätiget fand. Er eilte, das Uebel mit der Wurzel auszurotten. Die alte Adminiſtration ſamt dem Präſidenten ward kaßirt, nur wenige blieben, die keinen Theil an den Sünden ihrer Vorgeſezten nehmen konnten. Die neue Adminiſtration, die an die Stelle der alten rükte, und an deren Spizze Graf Klary als Präſident ſtand, erhielt Befehl, nach dem Fingerzeige des Fürſten die Verbeſſerungen vorzunehmen.

Der Kaiſer ſah, wo das Hauptübel des ſchlechten Zuſtandes lag, und hob die Leibeigenſchaft auf. Jeder Bauer erhielt ohnentgeldlich ſein Eigenthum.

Jeder Richter bekam eine für alle Fälle festgesezte Steuertabelle, nach denen sich die Bauern selbst reguliren konnten, da sie vorher, so oft die Herren in Temeswar Geld brauchten — Steuern erlegen mußten, ohne zu wissen, wofür? Das Frohnreglement wurd festgesezt, und ihre Frohnen ihnen an der Steuer zugute geschrieben; die Vorspann, eine der drükkendsten Lasten für den Wallachen, mußte in Temeswar durchaus bezahlt werden, wofür der Vorspannnehmer Billets erhielt, die er den Bauern statt der Bezahlung gab, dieser aber wieder statt baarem Gelde zur Zeit seiner Steuernablieferung zurükgab. — Kurz man verhinderte alle Möglichkeit, in Zukunft je nach Eigendünkel den Wallachen zu drükken. —

So verewigte Joseph durch die Hülfe, die er seinen unterdrükten Unterthanen leistete, sein Andenken in den Herzen der Dankbaren, die sich izt mit doppelten Kräften bestreben, dieser Huld würdig zu seyn.

Man sprach von dieser Reise wenig; und doch war sie eine der glänzendesten, die Joseph that. Er tödtete die lernäische Hydra, die nichts als Gift und Verderben unter die Seinen sprühte, und pflanzte in die Fußstapfen des verscheuchten Elendes goldne Früchte Hesperiens hin.

Sagen Sie, Freund, scheint es nicht, daß die meisten unsrer sogenannten Philosophen, die über jedes Sonnenstäubchen ihre Bakken pausen,

nicht wissen, wie ihnen der Kopf schwindelt? — Josephs erste, große Reise war eine der wohlthätigsten, aber sie war in Gegenden hingerichtet, wo statt der Palläste nur elende Strohhütten standen, statt des Opernsangs und Klangs nur das hohle dumpfe Seufzen der nach Hülfe lechzenden Völker tönte, — statt prachtvoller Ceremonien, Bälle und Redouten nichts als Bittschriften und Klagen zu hören, und zu sehen waren, — freylich, da konnten unsre überklugen Herren nun wahrlich nichts dafür, daß ihnen eine solche Reise nicht so glänzend vorkam, als iede andre, die mit vielem Bombast von Spektakeln durchwebt war. Es gefiel diesen Schwachköpfen ungleich besser, wenn sie schöne, wizzige Gedanken bey Falkensteins Reisen ins Ausland aufschnappen konnten, als wenn sie den Fürsten mit ihrem Beobachtungsgeiste begleiten sollten, der als Menschenfreund, als zärtlicher Vater der Seinigen den Wanderstab nimmt, von seinem Throne steigt, der leidenden Menschheit bis an die äusserste Gränze mit Thränen im Auge entgegen eilt, jede Strohhütte fast selbst durchsucht, um Balsam in die bluttriefenden Wunden seiner Völker zu giessen. Doch ich bescheide mich! Ich muß vielmehr der Gefühllosigkeit dieser Allwisser gegen solche Scenen Dank wissen. So eine Reise, wo jeder Schritt eine Wohlthat fürs Land war — o so eine Reise ist zu heilig, als daß sie von — leeren Köpfen — beverselt, beprosselt, bebiographirt und beschnarcht wird.

Doch,

Doch, ich muß abbrechen! Was für ein langer Brief das schon wurd! Lieben Sie mich, wie Sie liebt

Ihr

Freund.

Vierter Brief.

Der Kaiser hatte große Gelegenheiten während der Regierung seiner Mutter, sie auf manche Gegenstände aufmerksam zu machen, die ihrer Beobachtung, weil sie als Frau nicht selbst überall seyn konnte, sonst entgangen wären. Es vergieng fast kein Tag, wo Joseph nicht mit neuen Entdekkungen bereichert, zu seiner Mutter zurükkehrte. Aber welcher küzlichen Situation war da nicht das zärtliche Herz des Sohnes ausgesezzet? Sollte er ihr die Klagen ihrer Unterthanen, die sie alle glüklich zu machen wünschte, und auch dies gethan zu haben mit einigem Rechte glauben durfte — mit den hellen Farben wieder vorlegen, in welchen er sie selbst erhielt? Sollt' er ihrem wohlthätigen Herzen die kränkende Wunde schlagen, daß all' ihres Bestrebens, all ihrer Wünsche ungeachtet noch immer das Elend ihrer Unterthanen nicht ganz verscheucht würde? — Und doch mußt er's! Das Wohl der Nation erforderte von ihm, seine Kindesliebe in solchen Augenblikken zu unterdrükken, und die Sprache der ungeheuchelten Wahrheit zu

spre-

sprechen. Wenn je ein Menschenfreund in der Lage war, daß er mit rastlosen Kräften an dem wahren Glükke seiner Familie arbeitete, und nun eins seiner Kinder hintritt, und spricht: Vater, mein Bruder — er ist auch dein Sohn, aber er seufzt unter der Last, die ihn drükket, mach ihn glüklich wie mich, — sagen Sie, Freund, — wird dieser Biedermann nicht aufschrekken, als führ' ein Donner durch seine Seele? Gott im Himmel wird er rufen, du weißts, ich that alles, was in meinen Kräften lag! —

So war auch die Verfassung der Monarchin, als Joseph die erstenmale mit solchen Entdekkungen ihr Herz betrüben mußte. Aber — soll ich's Ihnen gestehn? — man fand bald Mittel, die beste Fürstin zu überreden: Joseph spähe das Uebel nur aus einer geheimen Schadenfreude aus, um Stof zu finden, durch lautsprechende Beispiele ihre Regierung zu höhnen. — Beichtväter, Kammerfräulein, Hoftanten und heuchlerische Hofonkel — besassen in den Stunden des vertraulichen Umgangs mit der Fürstin mehr Artigkeit. Sie überzukkerten jede Pille, und bewiesen a priori, daß unter der Regierung einer so wohlthätigen und frommen Monarchin unmöglich Ein Mensch unglüklich seyn könnte. — Hätten sie gesagt: seyn sollte; sie hätten die Wahrheit gesagt. Aber so bedachten sie nicht, daß das Gute meistentheils von den Nächsten, die glüklicherweise, wenn es gestiftet werden sollte, zugegen waren, verschlungen, und

den übrigen nur die Hefen übrig gelassen wurden. Mochten unsre Staatsminister mit all' ihrer Einsicht, mit all' ihrem Eifer oft diesem Unfuge auch wirklich entgegen arbeiten, — sie hatten's mit einem Heere frommer Beaten in der Frauenburg zu thun, die, von ihren schlauen Beichtvätern gelenkt, fein genug waren, sobald es wider den Vortheil irgend eines Anverwandten aus dem — funfzehnten Gliede stritt, — auf die geschikteste Art die Monarchin in ihr Interesse zu lokken. Was konnten sie da wider das Geschrey der Frommen wirken? —

Es konnte dem wahrheitliebenden Sohne nicht gleichgültig seyn, diesen verhaßten Gedanken in dem Herzen seiner Mutter wurzeln zu lassen: aber er konnte auch die Quellen nicht unverstopft sehen, aus denen in so mancherley Kanäle Uebel hervorsprudelten, die — wer sie kennt, — zu wichtig sind, um sie zu ihrem Wachsthume gedeihn zu lassen. Er mußte diese Quellen selbst anzeigen, und in die Lükken des Hauptplanes dringen; er mußte da Verbesserung, dort Umschmelzung anrathen, — er mußte gleich einem Arzte, der den Körper vom Brande heilen will, faules Fleisch wegschneiden; — er mußte es, denn seine edle Seele konnte eher nicht ruhen, — aber — er war noch nicht Regent. Es blieb für ihn, und seine eigne Regierung bestimmt, das zu vollenden, worüber er seine Plane nach einer mehr dann sechszehnjährigen ununterbrochenen Erfahrung entwarf.

Wenn

Wenn alle Kronprinzen die Jahre, die sie an der Seite ihrer unmittelbaren Vorfahrer oft mit langer Expektanz hinleben müssen, ganz der größern Ausbildung widmeten, ganz nur mit dem Geschäfte, die Regierungsgeschäfte kennen zu lernen, sich befangen wollten, als Joseph that, — die Geschichte hätte der großen Regentin mehrere aufzuweisen. — Joseph hätte eben so gut unter lärmenden Zerstreuungen, in den Armen des üppigsten Wohllebens, und kleiner Hofränke, die Stunde abwarten können, die ihn von dem Sarge seiner Mutter auf ihren Thron rief; hätte mit Kleinfügigkeiten seine Langeweile vollfüllen; die zu keiner pflichtmäßigen Bestimmung ausgewählte Stunden des Tages mit launigen Einfällen, Ritterzügen, Teufelsschlittenfahrten, und Gott weiß mit was sonst noch für Läppereien zu seinem und so mancher Hofschranzen weidlichen Wohlbehagen aufstuzzen, und so des Lebens Freuden alle genießen können; und niemand hätt' ihn in diesem Taumel gestört. Vielleicht, daß so manche Horde eigennüziger Kabalenschmiede ihre Rechnung besser dabei gefunden haben würde, als bei seinem anhaltenden Eifer, mit welchem er den Vorhang vor den Geheimnissen der Regierung aufzuziehn strebte, bevor er an dieses Geschäft selbst noch Hände anlegen konnte.

Aber Joseph wollte nicht unvorbereitet in die Fußstapfen seiner Vorgänger treten; er wollte nicht auf den Thron steigen, ohne die ganze Atmo-

sphäre genau zu kennen, die ihn umgiebt. Er suchte sich seiner Bestimmung würdig zu machen. Und er erreichte seinen Endzwek.

Er genoß ein Glük mehr, welches die meisten Prinzen entbehren, — das Glük, schon in seiner Jugend ungeheuchelte, helldenkende, biedre Freunde zu finden. Mit Wonnegefühl gossen diese Männer ihre durch lange Erfahrung gesammelten Kenntnisse vor ihm aus, und theilten ihm alle die Bemerkungen mit, die sie zu machen im Stande waren. Der genaue Umgang mit diesen Würdigen wurde für ihn die Schule der Weisheit. Er hörte, was er nie selbst erfahren konnte; erhielt Entdekkungen, die weit ausser den Gränzen seines Lebens reichen; er dachte selbst darüber nach, und er erwarb sich die Kräfte, die ihn izt bei seinen großen Geschäften so glüklich unterstüzzen.

Ich will mich nicht lange mehr mit diesen einzelnen Bemerkungen über Josephs Bildung aufhalten, sondern eilen, daß ich zu seiner wirklichen Regierung fortrükke. Nur einen Zug müssen Sie mir noch erlauben. —

Ihnen sowohl, als uns ist die Epoche der Hungersnoth 1772. in Böhmen bekannt. Die Kaiserin erstaunte, woher dieser schnelle Ausbruch des fürchterlichsten Mangels entspränge. Sie hatte durch vorhergehende Jahre auf solche Fälle schon gedacht, und Gegenvorkehrungen verordnet. Allein hätte diese gute Fürstin gewußt, daß sich ihre Die-

ner

ner so oft auf ihre Güte verließen, und eben aus dieser Ursache, bald mit der dreistesten Nichtachtung, bald mit der strafbarsten Läßigkeit ihre Befehle — oft nur in ihrem Archive aufbewahrten, sie würde sich weniger gewundert haben. Indeß wagte es Ried, kommandirender General in Böhmen, dem Kaiser eigenhändig den Aufschluß dieses Uebels zu entdekken. Viele Landedelleute in Böhmen — Kornjuden würd' ich sie nennen, wenn sie nicht Ahnen hätten, die mit Wollust sich selbst dem Staate aufopferten, — und unter diesen Landedelleuten Seine Fürstliche Gnaden der Herr Erzbischof von Prag an der Spizze, dachten bei der überhandnehmenden Getreidtheurung in Sachsen große Procente zu gewinnen, und sandten ihre Vorräthe aus christlichem Mitleiden gegen das Elend der Dürftigen fleißig nach Sachsen und Preußisch Schlesien, unbekümmert um alle Anathemen, die Urban in seiner Bulle in coena Domini wider jene losdonnert, die den Kezzern in allgemeiner Noth beispringen. Freilich verlor diese christliche Liebe, und dieses Zeichen einer vernünftigen Toleranz alles Verdienst, da man öffentlich sagte, daß nach allen Kunstgriffen des Wuchers dabei zu Werke gegangen würde; ja diese christliche Liebe fiel sogar bis zum ahndungswürdigsten Staatsverbrechen herab, da diese Herren ihr Korn lediglich des größern Gewinnstes wegen ins Ausland verführen ließen, ohngeachtet

das Vaterland selbst auf allen Seiten von Hunger und Elend bestürmt ward.

Man versichert, daß der Kaiser nie in einen so hohen Affekt des Zorns als über diese mehr als menschenfeindliche Handlung des Erzbischofs & Appendix gerathen sey. — Ohne Verzug eilte er den bedrängten Böhmen zu Hülfe, mit dem festen Entschlusse, jeden Schuldträger dieses Uebels der schärfsten Ahndung zu unterwerfen. Er kam, sah das Elend, und Thränen stürzten aus seinen Augen. Er half, wo er's nur immer konnte. — Aber die Schuldigen? — O, die Inful wußte sich sicher; sie und alle Vettern und Neffen, Muhmen und Basen wußten die Karten so zu mischen, daß sie am Ende alle — mit einer tüchtigen Nase — davon kamen. Man rechtfertigte sich mit Verordnungen, die man zu diesem schönen Wucherhandel schon im voraus zu erschleichen wußte. Wie vorsichtig doch die Indrustrie ist!

Bei diesem Vorfalle hätte der König von Preußen sein Spandau bevölkert; der Kaiser vielleicht ein ähnliches gethan, — aber — — — — — — Sapienti sat. Ich bin ihr ꝛc.

Fünfter Brief.

Sie haben recht, Freund, wenn Sie sagen, daß unsre Armee eine ganz neue Stimmung erhalten habe. Man kennt Josephs Krieger — als

Gegen-

Gegenbild zum Krieger im siebenjährigen aufgestellt gar nicht mehr. Aber Sie bürden mir zu viel auf, wenn Sie mich auffordern, Ihnen eine umständliche Nachricht vom österreichischen Militär zu geben. Um dies Ganze von einem Standpunkt herab bis in seine einzelnen Theile zu zergliedern und zu beurtheilen, müßte man auf der Stufe selbst stehn, von der die Maschine in Bewegung gesezzet wird. Der Subaltern, er mag noch so viel Aufmerksamkeit, noch so viel forschenden Geist haben, enthüllt seinen Gegenstand doch nie von allen Mysterien, mit denen er — gleich dem Gottesdienste der Egyptier, — umhüllet ist.

Demohngeachtet will ich Ihnen das mit wahrer Aufrichtigkeit mittheilen, was ich weiß. Sie wissen, ich kenne den preußischen und französischen Militärdienst so ziemlich. Sie werden mir also um so eher glauben, wenn ich Ihnen gleich anfangs gestehe, daß alle beide, wie der Oesterreichische, seine besondern Vorzüge und seine besondern Fehler habe. Keiner von ihnen hat noch die Vollkommenheit ganz erstiegen, und wirds wohl auch nie, da des ewigen Ausbesserns und Umänderns nie ein Ende wird, wobei oft der nachkünstelnde Reformator gerade in neue Fehler stürzet, indem er die alten auszumerzen sucht.

Der Franzos, zu flatterhaft, seine Soldaten nach kernhaften Grundsäzzen zu behandeln, wird oft zum Petitmâtre, wenn er Reformator werden

will. Wenn Sie, Freund, schöne Wachtparaden und Regimenter sehen wollen, die daher marschiren, wie Theaterprinzen in Balleten, — so müssen Sie die Franzosen besuchen. Ihr Vive le Roi und ihr Haarpuder sind wesentliche Bestandtheile ihrer Kriegszucht.

Ich spotte über den Franzmann nicht. Er ist in seinem Vaterlande ein guter Soldat. Aber sein System ist noch nicht regulirt. Und wie konnte dies auch geschehen bei einer Nation, die ihre Armeen, Maitressen, Kardinälen, Generalpächtern, und — den Moden überließ?

Der rußische Dienst kann ebenfalls nicht in Betracht gezogen werden. Eine Nation, die noch durch die Knute zu Heldenthaten aufgefodert wird, die keinen Begrif — ich rede bloß vom rußischen Soldaten — als den der Knechtschaft hat, würde noch sehr zur ungelegenen Zeit zum Muster der Kriegskunst können aufgestellet werden.

Ich glaube daher, wenn die Rede vom Landkriegsvolke ist, Oesterreich und Preussen allein als Modelle in die Schule der Krieger hinstellen zu dürfen. Beide Nationen Deutsche, — und als deutsche Nachahmer alles dessen, was sie sehen; aber zugleich auch Verbesserer desjenigen was sie nachahmten. Die blutigen Kriege, die Oesterreich vorzüglich fast mit allen europäischen Nationen führen mußte, und die daraus entspringende Aufmerksamkeit auf die kleinsten Theile ihres Kriegskörpers, zogen mit blutigen Händen die Dekke von

ihren Augen, hinter welcher die Geheimnisse lagen, und liessen sie in das Innere des Heiligthums schauen. —

Oesterreich war schon im vorigen Jahrhunderte die Schule der Kriegskunst. Daß Oesterreich ohngeachtet seiner damals schon sich auszeichnenden Heere doch immer verlohr, und nie am Ende gewann, darf man nicht seinen Schlachten, sondern der Simplicität seiner Minister zuschreiben, die sich nach dem Plane ihrer Beichtväter zu Unbesonnenheiten bequemen mußten, davon die schädlichen Folgen auf den Nakken des Volkes fielen.

Roms Betrügereyen; die abergläubische Furcht vor dem Bannstrale der Päbste; die Nachbarschaft der Pforte, die ihre Muselmänner, so oft Frankreich für sich im Trüben fischen wollte, willig zur Schlachtbank führte; — und endlich die zu große Weitläuftigkeit der Staaten selbst, welche dem Erzhaus durch Erbschaften zufielen — waren die Quellen, aus denen Oesterreich Gift saugte, und seinem Körper eine Art politischer Nervenkrankheit zuzog.

Nur Eugen war es aufbehalten, Oesterreichs Heere wieder in Ehrfurcht zu sezzen. Er that, so viel er thun konnte. Seine Feldzüge sind die schönsten Memoires. Er schlug seine Feinde praktisch, und überließ es andern, Theorien aus seinen Lorbeern zu sammeln.

Nun fieng man an, Grundsäzze zu entwerfen, wie der General auf dem Schlachtfelde handeln

müsse. Kriegsästhetiken, daß ich mich so ausdrükke, überschwemmten Europa mit einemmale. Man schrieb mehr Lehrbücher für Helden, als alle Helden zusammen Schlachten gewannen.

Wie jede neue Wissenschaft immer neue Thorheiten gebiert, so geschah es auch hier. Philosophische Köpfe bestrebten sich um die Wette, alles aufzusammeln, was man in den Jahrbüchern der Kriege fand. Jede Schlacht die gewonnen ward, war ein Model, von dem sie Grundsäzze für Pläne in ähnlichen Fällen abzogen. So schlug Alexander, so Themistokles, so Hamilkar, so Cäsar, Türenne, und hundert andere. Sogleich machten sie die zufälligen Dispositionen eines Türenne, eines Cäsars und Alexanders zu Regeln. Es gieng den militärischen Kunstrichtern wie den Scholiasten des Homers. Dieser gute Mann dachte vielleicht nicht an die Ehre, daß nach Jahrtausenden seine Fehler und seine Schönheiten zu Regeln werden sollten.

Ich tadle den Geist nicht, der die Mühe über sich nahm, das Resultat aus dem Erfolge der Schlachten für den Krieger aufzuspühren. Ich sage nur, daß man zu hastig in dieser Mühe war. Man überlud seinen Kopf mit Theorien und — verlohr Schlachten.

So gieng es Oesterreich. Montecuculi, Khevenhüller und Karl der Fünfte schrieben sehr schön über die Kriegskunst. Ein Glük

für

für sie, daß sie ihre Theorien — durch ihre Praxin bestätigten.

Indeß muß man doch zugestehn, daß seit Eugens Zeiten die Kriegskunst der Oesterreicher von Jahr zu Jahr stieg. Die blutigen Kriege zwischen dem Erzhause und Preussen aber gaben ihrem ganzen Kriegskörper eine neue Richtung. Friedrich war's, der ihnen mit entschlossener Stirne oft die Lorbeern von den Schläfen riß, die sie sich seit langen Jahren errungen.

Friedrich war ein Genie. In den Händen des Genie's erhält die kleinste That einen Werth. Es reißt sich von dem Zwange alter Regeln los, schaft sich neue, und fliegt wie der Adler mit kühnem Fluge durch den Aether. Einem solchen Feind war Oesterreichs Kriegskunst nicht allemal gewachsen.

Der Friede war nicht sobald hergestellt, als man schon anfieng, die entdekten Mängel beim Militär auszubessern. Daun, — mag auch der Neid von ihm sagen, was er will — Daun war Patriot genug, auf seinem Todbette Lascy'n bey dem Throne zu seinem Nachfolger zu empfehlen. Daß er eben ohne Nebenabsichten dabei handelte, und daß der Hof seiner Empfehlung nicht zuviel Ehre anthat, wenn er sie annahm, bestätigte der Erfolg.

Lascy war kaum zum Präsidenten des Hofkriegsraths erwählt, so fieng er auch an, das Militär

Altär zu verbessern. Doch nein, Freund! So nicht zu verbessern bloß, — ganz umzuschaffen. Er riß das ganze Gebäude nieder, ließ nicht ein Steinchen in seiner alten Fuge, und baute dafür den herrlichsten neuen Tempel.

Dieser Kriegsminister verband mit dem größten Genie auch den größten Fleiß. Man kann von ihm sagen, daß er sich seiner Bestimmung ganz aufopferte. Wer Oesterreichs alte Kriegsverfassung — auch die noch aus dem siebenjährigen Kriege kennt, und die jezzige dagegen hält, wird über den schnellen Fortschritt, den das Militär unter dem leitenden Auge eines Lascy machte, erstaunen. Der Soldat wurde von seinen Kriegsartikkeln bis auf das Schlachtfeld umgeschmolzen.

Es ist nur ein kleiner Zwischenraum von dem Tode Dauns bis zur Reformation des Lascy. Im Jahr 1766. war das ganze neue System nicht nur entworfen, sondern schon bis zur Ausübung bey der Armee eingeführet. Man sieht leicht aus dieser kurzen Zeitfrist, daß Lascy schon bei Lebzeiten Dauns, und vielleicht nicht ohne alle Mitwürkung und Leitung des leztern an dieser Reforme gearbeitet haben müsse. Es ist unmöglich sich sonst einen Begrif von der Schnelligkeit, mit der diese großen, alle Erwartung übersteigende Geschäfte zu Stande gebracht wurden, zu machen.

Allein Lascy, der durch alle Stufen des Krkegsdienstes sich den Weg zur höchsten bahnte,

sammelte

sammelte Erfahrungen, die ihn mit den Mißbräuchen des alten Dienstes auch von der kleinsten Seite bekannt machten. Er wußte, daß es vergebene Arbeit wäre, diese Quellen zu verstopfen. Das hervorsprudelnde Wasser sucht sich neue Auswege, und so wäre des Flikkens und Ausbesserns kein Ende geworden. Er entschloß sich daher, da er das Zutrauen seines Monarchen in vollem Maaße besaß, die alten, von wilden Bächen durchströmte Fluren ganz zu verlassen, und Oesterreichs Legionen auf neue Gefilde zu führen. Er gewann dabei den Vortheil, dem Uebel selbst vorzubeugen, da er vorsichtig genug war, sich eine Gegend zu wählen, wo das Uebel noch unbekannt war.

Lascy war nicht nur Soldat, er war auch Politiker. Er kannte das Finanzsistem seines Landes eben so genau als das Militär. Eine seltne Eigenschaft in dem Karakter eines Generals! Er machte sichs daher bei allen seinen Reformen zum Grundsazze: „ Die möglichst zahlreichste Armee mit „ den geringsten Kosten zu Oesterreichs Schuz in „ den brauchbarsten Stand zu sezzen, und zu erhalten. “

Oekonomie und Disciplin sind die zween Pfeiler, auf welchen dieser große Mann sein Gebäude aufführte.

Ich werde Gelegenheit haben, mein Theuerster, in der Folge meiner Briefe mehr davon zu sprechen. Es ist immer Wollust für den denkenden Kopf, wenn er sieht, wie aus den zerfallnen

Ruinen eines alten Tempels ein neuer emporsteigt, der an Pracht, Dauerhaftigkeit und Nuzzen den erstern weit übertrift. Glauben Sie mir, Oesterreich kann sich zu dem Genie dieses wirklich grossen Mannes nicht Glük genug wünschen. In meinen Augen ist er eben der Unsterblichkeit würdig, als Eugen. Dieser gewann Schlachten, weil er sie zu gewinnen wußte; Lascy führte das Heer auf die Bahn, auf welcher der Held mit wohlgeordneten Legionen seinem Siege sicherer entgegen gehen kann. Er lieferte die besten Materialien zu den Trophäen, die sich seine Nachfolger einst erkämpfen werden.

Es ist ein Vorurtheil, wenn man den grossen Krieger nur nach seinen großen Siegen beurtheilet. Der größte Held erliegt oft einem Feinde, der ihm weder an Muth noch Einsicht die Wage hält. Sie sehen leicht, daß das Schlachtfeld nicht der einzige Tummelplaz ist, auf welchem der Krieger als großer Mann erscheinen kann. Oft, weit größere Talente werden darzu erfordert, das Heer zum Siege geschikt zu machen, zu einer Zeit, da keine feindliche Geschwader mit kriegerischer Wuth den Tod drohen, als das Schlachtfeld selbst mit seinen Trophäen auszufüllen. Hat Lascy gleich keine blutige Lorbeern errungen, so errang er sie doch im Schooße des Friedens durch seine Weisheit; sie sind dem Menschenfreunde um so schäzbarer, weil sie nicht nur nicht mit dem Blute der Erschlagenen getränket sind, sondern weil sie zugleich

auch Schuzwehren sind, daß das Blut nicht so häufig mehr vergossen werde.

Oesterreich, ohngeachtet seiner Macht, war doch immer das Spiel seiner Nachbarn. Jeder, der eine Armee eher auf den Beinen hatte, als das Erzhaus, versuchte an ihm zum Ritter zu werden. So ward Krieg auf Krieg in seinen Gränzen angezettelt. Man schlug sich mit Oesterreich, so oft man Langeweile hatte. Nur Lascy'n gelang es, die Oesterreicher in Respekt zu sezzen. Nun fängt man an, um die Höhle des Löwen mit leiserm Schritte herum zu schleichen. Und eben dadurch baute Lascy jedem zu raschen Kriege vor, indem er es den Nachbaren fühlend machte, daß unsre Heere gegen jeden Anfall in vorbereiteter Sicherheit stünden. Heil dem Manne! Seine Arbeit ist die Arbeit des größten Menschenfreundes.

Ich will Ihnen die einzelnen Verdienste dieses Generals nicht auseinandersezzen. Nur eine Erinnerung noch muß ich berühren. Lascy fieng seine Reformation zu einer Zeit an, da der Friede noch dauerhaft schien. Durch den siebenjährigen Krieg hatte sich halb Europa verblutet. Bis es sich von dieser Ohnmacht nach und nach wieder erholte, konnte er leicht berechnen, daß eine geraume Zeit darzu erfordert werde. Auf diese Aussicht fußte er die Muße seiner Unternehmung.

Sie werden schon gehöret haben, daß man unter andern Vorwürfen auch diesen wider Las-

cy'n

ty'n aufbrachte, daß er den Handel der Offiziersstellen begünstigte. Allein ich glaube, der vernünftigere Theil des Volkes wird — statt ihm daraus einen Vorwurf zu machen, vielmehr Gelegenheit haben, in ihm den Vorsichtigen zu erkennen.

Die Armee war mit alten Offiziers überladen. Da sie in einem Zeitpunkte sich dem Militärdienste widmeten, worin die Fuchtel das ganze Verdienst des Offiziers ausmachte, so war es leicht vorauszusehn, daß diese Veteranen nur mit Widerwillen ihrem alten Sisteme abschwören, und vom Neuen in die Schule gehen würden. So brav sie als Soldaten seyn mochten, so wenig Talent hatten sie, das Alte zu vergessen, und das Neue zu begreifen. Diese Männer würden entweder gar keiner, oder doch nur einer sehr mittelmäßigen, und auch dann noch einer sehr langsamen Gelehrigkeit fähig gewesen seyn. Es gehörte aber in den Plan der Reformation als ein wesentlicher Theil, daß alles, was man abschafte, schnell vergessen, alles was man an dessen Stelle einführte, schnell und aus dem Grunde begriffen würde. Ich zweifle, ob die alten Offiziere bei dem Bewußtseyn ihrer geleisteten Dienste eben die Gelehrigen gewesen wären. Immer würden sie, wie der Liebhaber nach der ihm mit Gewalt entrissenen Geliebten mit Sehnsucht zurükgeblikt haben.

Es war also wirklich politisches Prinzipium, den alten Offizieren die Freiheit zu lassen, ihre

Char-

Chargen verkaufen zu dürfen. Man erreichte dadurch mit einemmale drey sehr vortheilhafte Endzwekke.

Einmal ward der Staat der Verbindlichkeit dadurch entlediget, dem ausgetretenen Offizier (so heißt man hier den, der seine Charge verkauft) die bei den Oesterreichern sehr pünktlich gehaltene Pension auszuzahlen. Er, der ohnehin nur noch wenige Jahre Dienste leisten konnte, hätte bald das Gnadengehalt empfangen. Der Staat verschafte ihm aber izt Gelegenheit, sich selbst zu versorgen, indem er sich durch diesen Handel ein Kapital erwarb, von dem er in Ungarn, wo sich die meisten dieser Veteranen niederliessen, sehr gemächlich leben konnte, ohne erst dem Staate die Last seiner Erhaltung aufzubürden. Da ieder Offizier zugleich seinen Titel, seine Ehrenzeichen, und sein militärisches Forum behielt, so entschlossen sich viele, lieber die wenigen Tage ihres Lebens in Ruhe durchzuleben, als sich aufs neue wie Schüler behandeln zu lassen.

Dadurch, daß der alte Offizier seine Charge verkaufte, verlohr Lascy zwar einen gedienten braven Mann, aber er hatte auch auf der andern Seite einen Antagonisten weniger. Der zweite Vortheil!

Der junge Offizier, der in dessen Stelle eintrat, war ganz Enthusiast für den Geist desjenigen, durch dessen Fürsorge und Vermittelung er mit Beihülfe seiner Börse in seinen Posten eingesez-

zet ward. Dieser war nicht nur der eifrigste Beförderer jeder Umschmelzung, sondern er war auch der Mann, aus dem in der Folgezeit, weil er mehrere Bildung in seiner Jugend erhalten hatte, ein von mehr als einer Seite brauchbarer Offizier gezogen werden konnte. Der dritte Vortheil!

Glauben Sie mir, bester Freund, ohne diese Finesse hätte Lascy nie so schnelle und glükliche Fortschritte machen können. Und daß dieser Kriegsminister wirklich nur aus diesen Absichten den Charakter begünstigte, erhellet daraus, daß er selbst der erste war, der dawider eiferte, sobald er alle Hindernisse beiseite geräumet, und sich so viele Schüler gezogen hatte, als er zu seinem großen Werke bedurfte.

Durch die ziemlich lange Dauer des Friedens ward man in die glükliche Lage gesezzet, selbst diejenigen, welche außer dem Reize der Uniform sonst keinen Bewegungsgrund zum Militärstande hatten, nach und nach zu brauchbaren Offizieren umzuschmelzen. Charlatanerie zog manchem reichen Bürgersöhnchen die Uniform an; Disciplin, immerwährender Dienst und Uebung machten ihn aber zulezt wirklich zu dem Mann, der er seyn sollte.

Wenn Sie, Freund, diese Umstände erwegen, so werden Sie dem verdienstvollen Lascy keine Vorwürfe über diesen Punkt machen können. — —

Sechster Brief.

Ich muß heute noch einige Bemerkungen herſezzen, die Laſcy'n ſtark betreffen.

Als Präſident des Hofkriegsraths fand dieſer General vielerley Mängel, die ſelbſt im Innern deſſelben herrſchten. Er ſuchte dieſen abzuhelfen, und drang durch.

Der Hofkriegsrath iſt die oberſte Militärſtelle. Die Regulirung des Ganzen iſt ſeine Beſchäftigung. Er iſt eine der einſichtsvolleſten Einrichtungen, da durch ihn verhindert wird, daß nichts — auch in den entlegendſten Provinzen ohne Vorwiſſen des Monarchen geſchehen kann. Dies iſt der Weg die Einförmigkeit der Geſchäfte handzuhaben.

Die eigentlichen Beiſizzer und Räthe ſind izt Militärperſonen. Vormals hatten die bürgerlichen Kriegsräthe faſt allein die Stimmen. Allein mit dieſen ward in dem neuen Siſtem die größte Umſchmelzung vorgenommen. Ehmals waren ſie die ſprechenden Glieder des Rathes; ſie entſchieden, und ihre Vota waren Orakelſprüche, denen die Herren von der militäriſchen Bank ſelten widerſprachen. Es war ärgerlich, wenn ſo eine Exzellenz in ſeiner Staatsperükke, die vom Parfüm triefte, und weiter kein Verdienſt hatte, als daß ſie den Hirnkaſten eines Tintenklekkers bedekte, — die Generale in ihrer Antichambre ſtundenlang auf Audienz warten ließen, bevor ſie ihnen die Gnade anthaten, auf ein paar Worte unter der Thür-

schwelle zu erscheinen. Laudon, unser große Laudon mußte oft die Dispositionsplane auf diese Art von den Herren abholen.

Allein das Blatt hat sich gewandt; denn so enge sie vormals die Generale hielten, so enge werden sie izt von diesen im Kapzaume herumgeführet.

Einen Einwurf wider den Nuzzen des Hofkriegsraths muß ich hier begegnen, der allerdings von Gewicht ist. Da alle militärischen Angelegenheiten nur von diesem Konsilium allein reguliret werden können und dürfen, wem fällt nicht der Schade deutlich in die Augen, den diese Verfassung oft in dringenden Fällen zu Zeiten des Krieges verursachen kann? Die Armee steht dem Feinde gegenüber, der Chef hat Vortheile in der Hand; er darf sie nicht benuzzen, weil diese Expedition nicht in dem vorgezeichneten Operationsplan mit angezeiget ist. Er ist genöthiget, die Lage der Sachen erst an den Hofkriegsrath, der seinen beständigen Aufenthalt in Wien hat, zu berichten. Bevor er die Resolution desselben erhält, welche doch meistens nach seiner ohnmaßgeblichen Vorstellung ausfällt, ist er entweder selbst geschlagen, oder die ganze Situation ist verändert. Friedrich wußte sich dieses Umstandes im siebenjährigen Kriege sehr geschikt zu seinem Vortheile zu bedienen. Er manövrirte oft vor dem Angesichte unsrer Armeen vorbey, weil er wußte, daß unser General seinen Posten eher nicht ändern durfte, bis

die

die Herren in Wien mit ihrem Conclusum fertig wären. Er gewann Schlachten, während man im entfernten Kriegsrathe noch berathschlagte: „ ob „ man ihm aus dem Wege gehen, oder angrei„ fen sollte? “

Eben dieses Konsilium aber im Hauptquartier der Armee, würde, besonders, wenn sich der Monarch nicht selbst an der Spizze seiner Kriegsschaaren befindet, von eben so großem Nuzzen seyn, als es schädlich wird, wenn es 80 oder 100 Meilen von der Armee entfernet ist. Der kommandirende General kann seinen geprüften, und mit aller Vollmacht versehenen Gefährten zu jeder Stunde seinen Plan vorlegen; er kann sie die Umstände selbst in Augenschein nehmen lassen, und seine Entschlüsse mit ihren Einsichten verbinden. Ist er aber abwesend, so bleibt dem Hofkriegsrathe nichts übrig, als mit dem Finger auf der Landkarte herum zu marschiren, und den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen.

Lächerlich war es allerdings, wenn oft vormals die Herren Alongeperükken im Hofkriegsrathe die Plane der Generale prüften; Ordre zu Bataillen gaben; über Kriegsexpeditionen entschieden, und Seine Eminenz der Herr Kardinal manchmal gar das votum decisivum im Rathe gab.

Dieser Unfug ist jezt abgeschaft. Man läßt den Kardinal seinen Purpur tragen wie er will; aber er darf auch im Gegentheile seine gesalbten Finger nicht nach unheiligen Dingen mehr ausstrek-

ken. Man ist überzeugt, daß zu weisen, und glüklichen Kriegsexpeditionen mehr erfordert werde, als der Seegen Seiner Eminenzschaft.

So ändern sich mit den Zeiten auch die Begriffe, und ein oder zween Köpfe, die Muth genug haben, wider den Schlendrian mit Einsicht und Standhaftigkeit zu Felde zu ziehen, erlegen vielköpfigte Ungeheuer von Vorurtheilen, vor welchen sonst Pöbel und Consorten ehrerbietig die Knie beugten.

Ich habe mir das Vergnügen gemacht, Sie von den Verdiensten eines Mannes zu unterhalten, der für Oesterreich mehr noch ist, als zu seiner Zeit Aristides den Griechen war. Nun aber müssen Sie Hand in Hand mit mir auf unsern Monarchen wieder zurükkehren.

Die Kaiserin, theils sich eines Geschäftes zu entledigen, das ihrem Herzen gerade das beschwerlichste war, theils auch ihrem thätigen, immer nach Beschäftigung geizenden Sohn Gelegenheit zu verschaffen, Vorwürfe für seinen Geist zu sammeln, übertrug ihm das Militär ganz. Kaum war er an die Spizze der Armee, die er nun ganz als sein Eigenthum behandeln konnte, gestellt, so war auch seine ganze Aufmerksamkeit auf diese wichtige Stüzze seiner Staaten geheftet. Mit unermüdeter Geschäftigkeit durchlief er alle Fächer der Kriegskunst, suchte sich alles, was irgend hieher einigen Bezug hatte, bis auf den innersten

Grund

Grund eigen zu machen, und spornte durch sein eigen Beispiel jeden seiner Subalternen zu Fleiß, Wißbegierde und Beharrlichkeit im Dienste an. Seine Lager, die er in den Provinzen anordnete, waren beständige Schulen für ihn und seine Krieger. Hier wurden Märsche, Attaquen, Lagerkunst, Defensionen, — kurz jede, im großen und kleinen Kriege mögliche Manövers praktisch gelehrt, um den Offizier aufmerksam auf die Grundsäze der Theorie, und deren Verbindung und Nuzanwendung mit der Praxis zu machen; dem gemeinen Mann aber durch jährliche Waffenübung, Gelenkigkeit, dauerhafte Gesundheit und Stärke zu verschaffen, jeder großen Strapazze ohne Marodiren sich unterziehen zu können.

Wer solchen Lagern beygewohnt, den Felddienst kannte, und dann die Mühe, welche der Monarch darauf verwandte, genau beobachtete, der wird gestehen müssen, daß nirgends in der Welt die Regimenter besser dreßirt werden konnten, als in diesen Lagern. Freilich muß der Beobachter sein Resultat nicht wie jener, der sein kauderwelsches Räsonnement ins deutsche Musäum 1781 einrükken ließ, — auf bloße Vermuthungen gründen, und seine Nachrichten in diesem Punkte nicht vom gemeinen Grenadier aufsammeln. Man kann nicht einfältiger von unserm Militär schreiben, als dieser hannöverische Offizier, der sich die Mine giebt, Gott weiß, was für Sachen aufgeschnapt zu haben. So berechnet dieses

Männchen unsre Armee auf — glaub ich 120000 Mann. Er läßt unsre Regimenter nur aus zwey Bataillonen bestehn; läßt unsre Kavallerie sehr schlecht beritten seyn, — und was weiß ich, was dem Herrn sonst noch geträumt hat. — Solche Beobachter gleichen den Kritikastern, die aus Titel, Drukort und Index — auf den Werth des ganzen Buchs zurükschließen.

Man hatte sichs zum Sprichwort bei uns gemacht: „ der Kaiser ist bloßer Soldat. “ Seine Gesellschaft waren Generale, seine Beschäftigung war das Militär, — man glaubte daher, daß er für nichts mehr einen Sinn sonst habe. Allein, da er sich, ohne Familiendebatten in andre Angelegenheiten nicht füglich mischen konnte, so faßte er den für ihn und uns so heilsamen Entschluß, wenigstens einen Gegenstand auf die Stufe der Vollkommenheit, deren menschliche Werke fähig sind, zu bringen, damit er in folgenden Epochen seine Aufmerksamkeit nicht auf so viele Zweige zertheilen dürfte. Er studirte selbst über die Verbesserungen nach, und war unpartheyisch genug, das selbst wieder abzuschaffen und zu bessern, was er in der Ausübung nicht allemal als das Beste fand. — Lascy legte den Grund zu dem Kriegsgebäude, — Joseph vollendete den Bau, verschönerte ihn, und brachte ihn in den Stand in welchem er izt ist.

Siebenter Brief.

In der That, Freund, Sie urtheilen von dem bayrischen Feldzuge zu einseitig. Sie sagen: feste Läger beziehen wäre keine Kunst; aber auf dem freyen Felde könnte der Held seine ganze Kriegskenntniß zeigen.

Sie haben recht, Freund, aber nur zur Hälfte. Denn besteht die Kriegskunst lediglich in Schlachtenliefern? — Kann der geschikte Krieger durch bloße Märsche, und die Lagerkunst seinem Feinde nicht oft ungleich größere Vortheile abiagen, als durch die siegreichste Schlacht? —

Doch, offenherzig gesprochen, glauben Sie mir, man kennt vielleicht nirgends besser als bei uns Ihres großen Friedrichs Stärke und Schwäche seiner Kriegskenntniß. Er ist ein geschikter Schlachtenliefrer, aber ein sehr mittelmäßiger Belagerer. Jeder Operationsplan bei Belagerungen liefert die auffallendsten Fehler, so wie im Gegentheil der Krieger selbst aus seinen verlohrnen Schlachten noch große Lehren für sich abstrahiren kann.

Uns hingegen gab der König in seinen Briefen selbst das Zeugniß von Lagerkenntniß, von Kriegslist und der Belagerungskunde. Jeder behauptet also seinen Rang; — aber wir wollen auf den bayrischen Feldzug zurükkehren.

Der König grif an, wir mußten uns also vertheidigen. Es gehört große Geschiklichkeit darzu, dem entschloßnen Angriffe des Feindes eine solche Wendung durch bloße Vertheidigung zu geben, daß er selbst seinen Plan ändern muß.

Freilich lag unsre Armee in Böhmen hinter einem verschanzten Lager, und vermied das freie Feld. — Allein es war zwekmäßiger Plan, diese Kriegsart zu wählen. Wider den König ist sie die vortheilhafteste von unsrer Seite. Friedrich, gewohnt, und im eigentlichen Grunde fast gezwungen, seine Heere auf fremden Boden hinzupflanzen, um vom Fett der Feinde sie zu nähren, und seinen Schaz dadurch zu schonen, erhält dadurch nie diesen seinen ersten Grundsaz, wenn er zu Felde zieht. Er wird in die unangenehme Lage versezzet, aus dem Schooße seiner Länder seine Armee zu verpflegen; der Transport, der, je länger er in solchen Stellungen, ohne neues Feindesland zu betreten, stehen muß, immer beschwerlicher und kostsplittriger wird, muß aus seinen eignen Provinzen gezogen werden, da er kein Land vorwärts in Kontribution sezzen kann; selbst die unangenehme, von allen Bedürfnissen fast entblößte Gegend, in welche man ihn gleichsam mit seinem Heere einlud, um es ohne Feldschlacht fast bis auf ein Drittel durch Marodiren zu schwächen, — alles dies wirket zusammen, einen solchen Feldzug für die Armee sowohl als die Chatoulle des Königs kostbarer zu machen, als ihm zwo verlohrne Schlach-

ten kaum seyn würden. Noch einmal, Freund, es war zwekmäßiger Plan, den König auf diese Art zu erwarten, und alle seine Versuche zu ermüden.

Es ist hier der Ort nicht, mich in die Analysis der Kriegskunst einzulassen, die beide Heere in diesem Feldzuge angewandt haben, einander den Vorrang streitig zu machen. Nur so viel bitt' ich Sie zu überdenken, daß Ihre Armeen weder in Böhmen noch in unserm Antheile von Schlesien, aller angewandten Mühe ohngeachtet, nirgends weiter vorrükken konnten, als es von den unsrigen gleichsam bezeichnet war. Man räumte alle Gränzen auf drey, vier und mehrere Meilen, ließ Sie ganz gemächlich, ohne ernsthaften Widerstand allenthalben einrükken; aber an unsrer Chaine mußten Sie Halt machen.

Nicht so aber wir. Der König koncentrirte seine Armee innerhalb seinen Gränzen. Er stellte seine Völker in eine dreyfache Chaine an der Gränze, um das Innre seines Landes sicher zu dekken. Und Wurmser erreichte mitten im Winter, bei allen Beschwerlichkeiten der Witterung das, was Ihre Armeen in der einladendsten Sommerszeit nicht ausführen konnten, — er sprengte Ihre Chaine. — Hätte der Kaiser dieser kleinen Kriegsoperation mit seiner Armee Nachdruk geben dürfen, ich zweifle, ob wir den Winter so fruchtlos auf Ihrem Grund und Boden zugebracht haben würden, wie Sie den Sommer auf dem Unsrigen.

So,

So, Freund, müssen Sie diesen Feldzug betrachten. Man muß Maxime gegen Maxime abwägen, That gegen That aufstellen, und jedem seinen Antheil von Ehre geben. —

Achter Brief.

Entschlossenheit war schon in der Jugend unsers Kaisers einer seiner Hauptzüge. Er zeigte sie auch, so klein die Gelegenheit darzu seyn mochte, in dem lezten Feldzuge. Wo Gefahr war, stand Joseph an der Seite der Seinen. Er beobachtete auf das strengste die Pflichten alle, die der Fürst als Feldherr beobachten muß. Was Ihr Friedrich in seinem Alter der Stärke und männlichen Jugend war, wenn er im Felde stand, das war Joseph im strengsten Verstande auch. Und ich getraue mich zu sagen, fast noch eifriger, rastloser, thätiger, als er, weil es in seinem Karakter liegt, alles selbst, alles genau zu schlichten.

Sie sehen, Freund, daß ich ohne Umschweife rede; daß ich die Augen nicht mit der Eule zudrükke, um nicht sehen zu dürfen, daß ich die grossen, erhabnen, und oft unerreichbaren Vorzüge Ihres Königs nicht verkenne; und niemand von uns verkennt sie. Es ist Thorheit, wenn man zu Verläugnung des Selbstgefühls seine Zuflucht nehmen will, um auf die Trümmer der mißkannten Größe des einen, die Trophäen des andern hinzupflanzen.

zen. Es können zween Rivalen seyn, beide gleich groß, gleich bieder, wer wird es läugnen?

Ich habe mich in Berlin oft über die wenige Kenntniß gewundert, die Sie insgesamt von den edlen Thaten auswärtiger Fürsten besaßen. Friedrich war allein die Sonne, die Ihre Augen gegen alles übrige Verdienst blendete. Sie glaubten von dem Verdienste Ihres Königes eine Lorbeer zu entreißen, wenn Sie sagen sollten: auch dieser, auch jener ist ein großer Mann! — Als wenn Friedrich es befürchten müßte, in einem Zeitalter zu leben, wo die Vorsicht uns mehrere große, liebenswürdige Fürsten schenkte. Durch diese vorgefaßte Partheilichkeit, — sie macht zwar Ihrer Vaterlandsliebe Ehre, — machten Sie ihrem Könige eben kein gar zu höfliches Kompliment.

Noch niedriger aber kam mir die Begierde vor, mit der die meisten von ihnen die gehäßigsten Farben auf jede der Handlungen unsers Fürsten zu legen strebten. War aber dies nicht ein offenbares Geständniß, daß er wirklich eine Größe erstiegen habe, über die Sie eifersüchtig wurden? Selbst der kurzsichtigste Thor wird einen Mann, der ihn nicht verdunkelt, nicht mit Verläumdungen anschwärzen.

Ob Sie das wirklich thaten? Ja, Freund! Unter vielen will ich nur einer dieser äusserst niedrigen Verläumdungen erwähnen. Allgemein posaunte man durchs ganze Land aus, Joseph sey

einer

einer der stärkesten Säufer; — es half nichts, daß ich mich auf das Zeugniß aller Länder berief, wohin er immer reiste, die diese dummdreiste Lüge widerlegen konnten, — „ Joseph mußte doch „ ein Säufer bleiben, " weil Sie es für gut fanden, diesem mäßigen Fürsten wenigstens diese Schwäche anzudichten. Könnten diese Emissarien, welche diese und mehrere Verläumdungen recht geflissentlich im Lande ausposaunten, könnten sie nur die Tafel unsers Monarchen sehen, sie würden über die Eingeschränktheit derselben erstaunen, und warlich keine Burgunder und Champagner Bouteillen für ihn auf dem Tische erblikken.

So geht es in der Welt. Fängt man an stolz auf sich selbst zu werden, so geifert die Dummheit, welche allemal die Mutter des Stolzes ist, auch die Tugend selbst an.

Wir sind zwar so unglüklich, in ihren Augen noch sehr weit vom wahren Brennpunkte der Aufklärung entfernet zu seyn. Sie mögen auch in gewisser Rüksicht nicht unrecht haben. Allein was uns an guten Köpfen fehlt, fehlt uns nicht an guten Herzen. Wir bewundern, lieben, schäzzen das Gute, wo wir es finden. Und daher kommt es auch, daß wir mit eben der Aufmerksamkeit großen Handlungen fremder Fürsten unsern lauten Beifall zollen, wie unserm Fürsten selbst. Es gereicht ihm vielmehr zur Ehre, daß wir so viel Zutrauen auf seine eigne Größe haben, daß wir

gar nicht befürchten, durch den Glanz fremder Größe etwas zu verlieren.

Neunter Brief.

Sie irren sich, Freund, wenn Sie denken, man habe mehr für den Verstand als für das Herz des Kaisers in der Jugend Sorge getragen. Ich bin gezwungen, so sehr es izt auch schon aus der Reihe ist, diesem Verdachte vorzubeugen.

Vielleicht ist keine Fürstenfamilie, wo für die Bildung des Herzens mehr Sorge getragen ward, als bei unserm Hofe. Fast könnte man dem Erziehungsplane den Vorwurf machen, daß er zu sehr nach dem Katechismus geschmekket haben würde, wenn er nach dem Kopfe so manchen Katechetens befolgt worden wäre. Aber glüklicherweise nahmen noch Köpfe daran Theil, die wahre Tugend von Bigotterie zu sondern wußten, und mehr das Herz als Augen und Lippen fromm zu machen strebten.

So giengs unserm Kaiser auch. Man nahm eben so viel Rükficht auf die Güte seines Herzens als seines Kopfes. Man bemühete sich jeden Keim der Leidenschaft, die in Auswüchse aufschiessen könnte, in seinem noch jungen Busen zu erstikken.

Beispiele werden es aufklären!

Man sah seinen Eigensinn als eine gefährliche Erscheinung für seine künftigen Jahre an. Sogleich wards in den Erziehungsplan mit eingeflochten,

ten, ihm nie seinen eignen Willen zu lassen. Auch die unschuldigste Handlung ward ihm untersagt, die gleichgültigste Bitte abgeschlagen, sobald man merkte, daß er mit einiger Hastigkeit darauf zu bestehen schien. Um ihm ja kein Mittel, durch angenommene Gleichgültigkeit seine Lehrer zu täuschen, übrig zu lassen, wurd er ganz, auch in den kleinsten Geschäften, dem Willen seiner Lehrer unterworfen, die den Fingerzeig hatten, alles anzuwenden, daß sie ihm keine Nahrung für seinen Eigensinn gäben. Man verband beweisende Ursachen, warum man ihm dies oder jenes versagte, oder befähle, mit der Beharrlichkeit, die man zur Ausrottung des gefährlichen Eigensinns des Prinzen wählte. Dadurch gelang es den Lehrern, diesen Eigensinn zu jener Standhaftigkeit, zu jener Entschlossenheit umzumodeln, die nachher seinen Fleiß sowohl, als jede seiner größern Handlungen bezeichnete.

Eben so verhielt man sich gegen sein damals noch flüchtiges Feuer. Man bemerkte, daß sein feuriges Temperament ihn einst zu großen Leidenschaften hinreissen würde, wenn man es nicht milderte, oder so zu erhalten suchte, daß es nur gegen würdige Gegenstände aufloderte. Dies war die Ursache, warum man stets aufmerksam war, alle Gegenstände, auf welche er auch nur die geringste Neigung warf, ohne daß er es wahrnahm, von ihm zu entfernen. Man suchte ihn gegen das Allgemeine in Aufmerksamkeit zu erhalten, dabei

aber

aber zu verhüten, daß er sein Herz nicht einzelnen Unterhaltungen öfnete. Er mußte an allen Ergözzungen des Hofes Theil nehmen, — und bald wieder von selben entfernet bleiben; er mußte izt diese Unterhaltung wählen, und bald darauf, aller Unterhaltung entbehren. Man verband aber immer die nüzlichsten Bemerkungen mit dieser Strenge; man unterließ nicht, es ihm, — ohne es deutlich merken zu lassen, warum dies alles geschah, — selbst fühlbar zu machen, daß der weise Mann in jedem Orte, in jeder Beschäftigung wahres Vergnügen aufspühren könne. So gelang es, unserm Fürsten starkes Gefühl gegen alles Große und Edle beizubringen; sein Herz der Freude des wahren Weisen zu öfnen, ohne daß es auszeichnende Anhänglichkeit gegen einen Gegenstand insbesondere auffaßte, ihn in den Stand zu sezzen, in seinen Beschäftigungen selbst, sein Herz aufzuheitern; gegen alles gleichgültig zu seyn, sobald es größern Pflichten entgegen streitet; alles entbehren zu lernen, was nicht reellen Bezug auf seine Bestimmung hat.

Eben so unterhielt man seinen ohnehin schon natürlichen Hang zur Leutseligkeit. Seine Mutter, sein Vater gaben ihm täglich die stärkesten Beispiele davon. Er wurde angehalten, selbst gegen seine eignen Untergebenen Sanftmuth und Leutseligkeit auszuüben. Er mußte selbst die Neckereyen, denen er auf Befehl seiner Eltern von diesen öfters ausgesezzet war, mit Nachgiebigkeit und verzeihlichem Herzen dulden. Wir dürfen uns daher nicht wun-

dern, wenn wir izt an Joseph den allgemeinen sanftmüthigen Menschenfreund erblikken.

Ich könnte ihnen hier allerley Anekdoten liefern, die hieher einen Bezug haben. Aber ich kann sie entbehren, da die Handlungen des erwachsenen Prinzen glänzend genug sind, um ihn als einen der edelsten Fürsten unsrer und voriger Zeiten zu bewundern.

Zehnter Brief.

Allerdings, Freund, haben sie recht, wenn Sie unser Jahrhundert unter jene Epochen bewirkende zählen. Die Sisteme fast aller Wissenschaften sind einer gewaltigen Reforme unterworfen gewesen. Der Philosoph stürmte gegen die Grundsäzze seiner Vorgänger los, bahnte sich einen neuen Weg zu einem neuen Sistem; der Naturkundige, mißvergnügt über die Fabeleyen eines Plinius und seiner Nachbeter, betrat eine neue Bahn, und spähte nach Wahrheit; so der Pädagog, so der Politiker, so der Rechtsgelehrte, der Mediciner, der Historiker, selbst auch der Theolog. In allen diesen Wissenschaften herrschen izt Säzze — bis zur Evidenz erwiesene Grundsäzze, über welchen man hundert Jahre früher Scheiterhaufen angezündet hätte.

Eben dieser Reformation waren auch die Kabinete unterworfen. Man hat Plane entwerfen sehn, über die man in vorigen Zeiten wie über Feenmährchen gelacht haben würde. Man hat Maitressen aus den Kabinetern verbannt, und Männer dafür hinbe-

hinberufen; man hat Rosenkränze und Reliquien aus Rom nicht mehr — als das non plus ultra zum Lohne der feinen Politik angesehen; — man hat den Beichtvater zum Altar verwiesen, wenn der Fürst im Kabinete arbeitete. Man hat die geringfügigen Gegenstände, nach welchen Europens Fürsten im Kabinette wetteiferten, — hinausgescheucht, und die Politik mit Vernunft und Edelmüthigkeit verbunden; man hat es versucht, mehr mit der Feder zu erobern, als mit dem Schwerdte, man hat hundertterley Dinge mehr gethan, die ich nicht weiß, und nicht wissen darf.

Aber so viel weiß jeder, daß mit der Kabinetsreform in allen Ländern auch — das Sistem zum dauerhaften Glükke der Nationen entworfen ward. Es traf sich, daß, so wie unser Jahrhundert in jedem andern Fache glüklicherweise große Genies hervorbrachte, — auch eben dasselbe die Höfe aller größern Mächte in Europa mit würdigen und einsichtsvollen Ministern versah. So viele Männer, — die nach geläuterten Grundsäzzen arbeiteten, mußten stufenweise Aufklärung bald unter alle — Nationen verbreiten. —

Diese große Hauptepoche sehen wir vorzüglich in unsern Staaten seit dem Tode Franz I. nach und nach werden. Sie vergeben mir, ich weiß es, wenn ich von den einzelnen Handlungen unsers Monarchen vor seiner Regierung schweige. Sie sind jedermann bekannt, und würden mir die Zeit rauben, von seiner Regierung weitläuftiger zu reden. —

Also — nachdem ich Ihnen die Bruchstükke von Josephs Karakter voraus geschikket habe, — zu seiner Regierung.

Das, was bei Auswärtigen unserm Kaiser die größte Aufmerksamkeit zuzog, war der Krieg, der Rom und seiner Klerisey angekündiget ward. Joseph hatte durch eine sechszehnjährige Erfahrung Gelegenheit genug, den Einfluß, den Pabst und Bettelmönch in katholischen Staaten hat, kennen zu lernen; einsehn zu lernen, daß der Staat, der die Mißbräuche und schädlichen Vorrechte beider nicht in seine Gränzen zurükweiset, — ewig nicht von geheimen Uebeln gereiniget werde, die um so gefährlicher sind, da sie die Religion zum Dekmantel hatten, und sich von Rom in die Beichtstühle, und aus diesen in die Herzen der Bürger ausbreiteten.

Es war daher billig, daß er Kirchenzucht, und wahre Religion, — von Kirchenpolitik und Religionsschnörkel zu sondern suchte.

Er gieng mit raschen Schritten zu Werke. Ein Beweis, daß sein Plan lange vor seiner Regierung von ihm schon entworfen, durchdacht und festgesezzet war.

Sie werden das frohe, Beifall verkündigende Zujauchzen österreichischer Patrioten gehört haben, aber auch gehört haben, mit welchen scheinheiligen Augenverdrehungen Mönch und Dummkopf unsrer Länder darüber seufzten. Es ist billig, daß ich unsern Kaiser Schritt vor Schritt in seinem Werke verfolge.

Unter

Unter den Haupthindernissen, welche der Aufklärung unsrer Völker entgegen gesezzet waren, stand die Tirannei der Censur. Sie war die eigentliche Inquisition unsrer Staaten, — ihr fehlte nichts als — Gefängnisse, Folter und Scheiterhaufen. Dem Menschenfreunde blutete das Herz, wenn er sah, daß die aufblühendeste Köpfe oft schnell durch die Ruthe des Censors von ihrer Bahn zurükgescheucht wurden. Selbst der Censor erkannte die Härte und den Unfug, zu dem er besoldet war, — allein er mußte.

Es übersteigt fast alle Vorstellung der gesunden Vernunft, wie weit es heuchlerische, eben so dumme als scheinheilige Herren und Damen — denn alles half zu allem mit, wenns zur Unterdrükkung der guten Sachen abzwekte — zu bringen im Stande waren. Es durfte nur vom schönen Busen des Mädchens die Rede seyn, nur vom unnüzzen Derwischfett gesprochen werden, — und das Anathema ward wider den armen Autor und sein Buch gesprochen. Und warum? Um das Volk nicht zu verführen. Aber eben diese Damen scheuten sich doch nicht, ihren Busen wirklich zur Schau auszulegen, die Herren, den Busen dieser Damen schön zu finden, — ohne zu befürchten, daß durch ihre Galanterie ungleich mehr Verderbtheit der Sitten unter das Volk verbreitet würde, als — durch hundert Pucelle d'Orleans. Ein wunderliches Wirrwarr verdrehter Köpfe. Und diese fanden doch Wege, durch die unzählbaren Hofkanäle — sich

bis zum Throne der Monarchin zu schleichen, und ihr Herz durch scheinheilige Mummerey zu gewinnen! —

Doch was nüzt es uns izt über die Folgen der Strenge der Censur zu schwazzen. Der seichteste Kopf sieht sie selbst ein. Aber nicht jeder sieht es ein, daß alle die Besorgnisse, welche so manche der erweiterten Preßfreiheit und der gemilderten Censur wegen äussern, warlich weiter nichts als — Hirngespinnste, aus der Luft gegriffen seyn.

Die Religion wird untergraben, die Sitten werden verschlimmert, das sind die gewöhnlichen Seufzer der Bigotterie, so oft von Censurfreiheit gesprochen wird. — Allein ausserdem, daß die Censur ohnehin die gemessensten Vorschriften hat, für beides zu wachen, — frage ich nur, ob die Religion schon untergraben werde, wenn man mehr schreiben darf, als Litaneyen und Legenden, mehr lesen darf, als Busenbaum, Jesuiteralfanzereyen und Mönchsfabeln? Ob die Religion zu Grunde gehe, wenn man mit den Kenntnissen der übrigen Nationen sich bereichert? Ob sie auf so schwachen Pfeilern gegründet sey, daß das geringste Lüftchen sie schon erschüttern werde, das aus dem Reiche der Vernunft wider Vorurtheil und Schnörkelwerk wehet? — Und die Sitten, — o die Sitten, ein Stekkenpferdchen, auf dem sich jeder unsrer Zeloten herumtummelt, aber keinen Begrif von diesem Stekkenpferdchen hat. — Wenn Sitten verschlimmern so viel heißt, als — die Leute gehn izt

weni-

weniger zu Brüderschaftsfeyerlichkeiten, staffiren die Altäre nicht mehr so reichlich aus; geben dem Armen lieber als dem Meßleser; Lassen sich nicht mehr durch Lukaspfennige und Marienbildchen, die sie verschlukken, kuriren, wollen weniger von der Milch der Mutter Gottes mehr trinken, wollen sich die Kröpfe nicht mehr so allgemein durch Blasikerzen vertreiben lassen, wollen nicht mehr glauben, daß schwarze oder braune Kutten schon das Futteral lebendiger Heiligen sind, — und solche ähnliche Sachen mehr, — wenn dies Sitten verschlimmern heißt, so gebe ich zu, daß diese Verderbtheit der Sitten in einer sehr kurzen Zeit ausserordentlich zugenommen hat; aber ich — und jeder Biedermann wünschten uns diese abscheuliche Sitten schon lange. Wollen auch fleißig arbeiten, daß unsre Sitten von dieser Seite, so Gott will, noch schlimmer werden.

Ueberdies möcht' ich die Herren, die wider die Censur eifern, ganz ergebenst bitten, mir doch zu sagen, woher ihre und unsere wirklich oft bis zum Greuel verderbte Sitten in den Zeiten entsprangen, wo die Censur noch in allen ihren — verderbenden, fürchterlichen Rechten da stand. Wir hatten Spizbuben, Meuchelmörder, Betrüger, falsche Wechselschmiede und Spieler, Ehebrecher, Mädchenräuber, Religionsläugner, Gotteslästerer so gut, und so viele, wie jedes andre Land, wo gar keine Censur besteht. Koketterie und Ausschweifung herrschte bei uns so gut, wie in diesen Läu-

den; und ich habe es erlebt, daß sich die Herren Eiferer mehr betrübten, als die Mädchen auf dem Spittelberg verboten wurden, als über den Verbot der besten Bücher. — Man kennt euch Herren! —

Danken wir vielmehr unserm Fürsten, daß er die Fesseln zertrümmerte, die uns dem Drukke und dem Eigendünkel mancher lautschreyender Narren aussezten, die mit Feuer und Stahl wider den Flug des Geistes und der gesunden Vernunft kämpften; die uns zwangen, im ewigen Kreise der Finsterniß herumzutaumeln; und Pech auf unsern Weg hingossen, damit wir ja nicht vom Flekke könnten. Der Monarch erhält durch diese Verfügung aufgeklärte Nationen, die im Stande sind, das Gute, was er ihnen geleistet, und noch leisten wird, mit dankbarem Herzen zu erkennen. Er legte einen großen Beweis ab, daß er über eben so freye Geister als freye Herzen herrschen wolle.

Eilfter Brief.

Die Folgen der Censurfreyheit waren über alle Erwartung sichtbar. Alle Autorsfedern purgirten. — Eine Heerde klügelnder Aerzte fiel über unser Publikum her, und schrieb ihm für 7, 10, 17 Kreuzer Recepte, die wenigstens das Verdienst hatten, feine — — schwische abzugeben.

Aber so geringfügig auch die Produkte unsrer litterarischen Quaksalber waren, so hatten sie doch

ihren

ihren Nuzzen. Durch schnurrige Titel und Titelvignetten ward der gemeine Mann zum Ankauf gelokt; — dieser wollte sein Geld nicht umsonst hingegeben haben, und las. So wurd durch diese Kindereyen — als Stubenmädchenprozesse, — Kasperlbalgereyen, — und dergleichen, — die Lust zum Lesen selbst unter dem Pöbel ausgebreitet. Der dikke Bürger lachte seinen Bauch voll, je schnakischer das Ding war. Und da in jeder dieser Brochüren der Leser wenigstens auf einige Vorurtheile, Mißbräuche, Thorheiten und Gebrechen aufmerksam gemacht wurde, da doch in jeder ein oder zween gute Gedanken waren, so sieht man, daß diese Skribler wirklich eben so viel zur Aufklärung des gemeinen Mannes beitrugen, als unsre großen Gelehrten zur Aufklärung des gebildeteren Theils. Von dieser Seite habe ich daher die größte Ehrfurcht vor alle Buden, worin unsre Herren ihren Verstand Stük für Stük für 10 Kreuzer auslegen.

Wenn Sie überdies bedenken, daß die Sammlung dieser Zehnkreuzerstükke beinahe schon auf 300 Gulden kommt, so können Sie auch leicht überdenken, daß man fast keinen Gegenstand vergessen hat, über den nicht geschriebelt worden wäre. Selbst der Erzknopf der Metropolitankirche Seiner Eminenz des Herrn Kardinal und Erzbischofs — mußte sein Schärflein darzu legen! —

Daß unter dem unübersehbaren Wuste wirklich viele gute Brochüren enthalten sind, werden Sie sich wohl von selbst vorstellen. Eibel, Sonnen-

fels, Heinke, Benzur, Curalt, Lauber, Gmeiner, Watteroth, Effinger, Grossinger, Blumauer, Alringer, Trenk, Rezer, und einige von der mittlern Klasse, unter denen ich den Kompilator und Athleten Rautenstrauch voransezze, — haben gute Stükke geliefert, die allenthalben mit Vergnügen und Nuzzen gelesen werden.

Der schnelle und große Ausbruch unsrer Autoren, führt mich hier von selbst auf eine Frage, die ich nicht unterdrükken kann. Kamen diese Leute erst nach der erweiterten Preßfreiheit ins Land, oder waren sie schon vorher da? — Ich müßte keinen Kopf haben, wenn ich das erstere behaupten wollte. — Also, sie waren schon da! — Und sie mußten schweigen, durften nicht laut sagen, was sie dachten! — Ey, ey! — Noch mehr! So geringfügig auch das meiste ist, was sie lieferten, so zeigt doch alles von einem Geiste, der nach Wahrheit und Aufklärung strebt. Nur der Druk unter dem sie lebten, machte sie unfähig, ungleich mehr zu leisten, als sie thaten. Es war also die alte strenge Einrichtung die Ursache, daß diese Köpfe unter dem Mittelmässigen blieben. Der Staat verlohr also durch sie so viele tüchtige, brauchbare Männer, die sie alle hätten werden können, wenn diese Freiheit lang schon eingeführet worden wäre. — Wer sieht den Schaden nicht ein, den die alte Censur unserm Lande leistete? Verantwortung sey über den Köpfen derer, die durch Sykophantenstreiche und Sophisterey die

gute

gute menschenfreundliche Monarchin beschlichen, das durch die Strenge der Censur an der Aufklärung ihrer Völker wieder zu zerstöhren, was sie auf der andern Seite durch die großmüthigste Unterstüzzung den Wissenschaften geleistet hatte. —

Was für Begriffe sich selbst einige Große, von denen man sich doch eine richtigere Beurtheilungskraft in diesem Fache versprechen sollte, von der Censurfreiheit gemacht haben, können Sie, mein Bester, aus folgender Anekdote wahrnehmen.

Raynal ist eins der neuesten Opfer der Intoleranz seines Vaterlandes. Seine Histoire philosophique zog ihm mit der zweiten vermehrten Auflage derselben auch die Inquisition des Parlements oder — ich wills lieber zur Ehre Frankreichs glauben, — einiger seiner Feinde im Parlemente auf den Hals. Herr von Seguier scheint es sich zum Verdienste anzurechnen, wider einen Greiß zu Felde zu ziehen, der ihn an Einsicht und Beurtheilungskraft weit übertraf. Er rechnet ihm unter andern Verbrechen auch dieses an, daß er seinen Namen vor das Werk habe sezzen lassen, da doch die andern gefährlichen Schriftsteller so behutsam waren, die ihrigen zu verkappen. Weil er sich also selbst darzu bekennt, und nicht davon gelaufen ist, so bittet Seguier: „ sich seiner sogleich zu bemächtigen, um sowohl an ihm, als an allen denen, die zur Ausgabe dieses — Werkes beigetragen haben, ein Beispiel der Schärfe zu zeigen. “

Nur ein Mann wie Seguier kann diese Al-

bern-

bernheit fordern; und nur offenbare Feinde Raynals können das Parlement zu diesem Schluß überlisten. — Da dieser Greiß sich selbst, und öffentlich zu seinem Werke bekannte, da er in Paris blieb, — was muß der menschenfreundliche Richter, der kein Chikanenkrämer ist, von seinem Buche denken? Muß ihm nicht das Gefühl sagen: Raynal muß wirklich so gedacht haben, wie er schrieb, muß überzeugt gewesen seyn von dem, was er vortrug, muß geglaubt haben, er schreibe die Wahrheit. Würde er sonst nicht im gegenseitigen Falle sich verborgen gehalten, und im voraus entflohen seyn? Hat Raynal Irrthümer behauptet, so behauptete er sie, weil er keines bessern überzeugt war. Zu was nüzt also das Zetergeschrey des Pigmäen Seguier? Er hätte wider den Kopf, nicht wider das Herz des Raynal zu Felde ziehen sollen; er hätte ihn zu belehren, nicht zu verfolgen anrathen sollen. Kann das Buch des Verfassers nicht verdammt werden, ohne daß der unglükliche Verfasser mit auf den Scheiterhaufen gelegt wird.

Indeß drang der Vielschreyer Seguier durch, Raynals Histoire ward verbrannt, er selbst aber zum Verhaft kondemnirt, um im Arreste über sein Buch Rechenschaft zu geben. Heißt das nicht, den Beklagten hängen, und wenn er schon am Galgen hängt, erst seinen Prozeß formiren?

Raynal flüchtete sich noch zu rechter Zeit, und rettete sich dadurch vielleicht von einer ewigen Gefangenschaft. — Der Kaiser besuchte ihn in

Brüssel selbst, und unterhielt sich — nach seinem angebohrnen Karakter — sehr leutselig mit ihm. Die Censur, davon benachrichtiget, glaubte in Wien, nunmehr Raynals Historie erlauben zu dürfen, und — erlaubt sie. — Gott was für ein Greuel war dies in den Augen so mancher Eiferer. Aufmerksam auf die kleinsten Verfügungen der Censur lauerten diese Herren Tag und Nacht auf Gelegenheit, irgend etwas aufzuspühren, wodurch sie die Freiheit der Censoren begränzen könnten. Hier fanden sie eine. — Sie ließen sich die Rede des Schwäzzers Seguier aus Paris kommen, ließen sie ins deutsche übersezzen, ließen sie drukken, und ohnentgeldlich in beiden Sprachen unsern Zeitungen beilegen. Sie hoften nichtsweniger, als daß man den Schwefelregen von Sodom und Gomorra a über die Censur werde fallen lassen, weil sie ein Buch erlaubte, das in Paris — verbrannt ward. — Die Herren betrogen sich. — Indeß gieng die gemeine Sage in der Stadt, daß Seine Eminenz der Herr Kardinal und Erzbischof zu Wien der wohlthätige Menschenfreund selbst gewesen wären, der sich diese unnöthigen Unkosten und Mühe gemacht haben sollte, um den Wienern zu sagen, daß Raynals Buch ein Buch sey, das Verfolgungsgeist, und einseitiges Staatsinteresse in Frankreich dem Henker in die Hände lieferten. —

Wenn die Herren Eifrer doch nur die Ueberlegung machten, daß oft in einem Lande bei aller Preßfreiheit ein Buch aus ganz verdekten Staatsursachen unter-

—

unterdrükt werden müsse, — welches in allen übrigen gleichgültig angesehen wird. So verbot Klemens der XIII. den 14ten Junii 1761. die Exposition de la doctrine chrétienne durch ein eignes Dekret, das noch bis diese Stunde in Frankreich allgemein gelesen wird. Von der Congregation des Index zu Rom wurden den 8ten Mai 1761. „ die „ Andachtsübungen zu dem Leiden Christi des Herrn, „ so wie die Abhandlung von Verbrechen und Stra„ fen, nebst angehängten Lehrsäzzen aus der Poli„ zeywissenschaft, welche Joseph Edler von Montag „ den 5ten Julii 1767. zu Prag vertheidigte, " den 19ten Julii 1768. unter die verbotenen gesezt; und das Kezzergericht verdammte den 26sten März 1767. das Buch: „ Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, „ und dem Pabste, was des Pabstes ist; " und den 26sten Junii 1767. „ Lochsteins Gründe sowohl für „ als wider die geistliche Immunität in zeitlichen „ Dingen, " nebst unzählichen andern. Demohngeachtet ließ man diese — wie viele andre Schriften in Ländern, wo die Privatursachen den Staat zum Verbot nicht zwangen, — ungehindert von Hand zu Hand frey paßiren. Hat man das gegen Rom gethan, — warum soll ein Pariser Sykophant mehr Eindruk auf uns machen, — und wenn zehn Prozesse uns als Beilagen gratis zu den Zeitungen darüber geliefert würden. —

Allein freilich darf mans den Herren nicht übel nehmen, wenn sie wünschen, diese schöne Anstalten der ausgedehnten Censurfreiheit in ihrem ersten Entstehen

stehen zu erstikken. Da der Monarch sich selbst von der Kritik nicht ausschloß, so fürchteten sich so manche à la Papa und Washingtonhüte, und enzen von mancherley Dignitäten, daß der Zoilus auch über sie herfahren, und ihnen im Angesichte der Welt Wahrheiten sagen möchte, für die sie vormals dem Freunde, der sie zu sagen gewagt haben würde, Versorgung im Zuchthause angewiesen hätten.

Zwölfter Brief.

Bevor ich, mein Bester, weiter in den Anstalten unsers Monarchen vorrükke, so erlauben Sie mir, einige flüchtige Blikke auf die Geschichte der Päbste zu werfen. Ohne diese scheinen die Schritte des Fürsten gewagt, und Eingriffe ins Heiligthum zu seyn. Also zuerst über den Anwuchs der päbstlichen Macht, — dann über das Entstehn der ultramontanischen Kanzeleyregeln — etwas weniges, und so zur Geschichte unsers Josephs zurük.

Bis auf Konstantins Zeiten war das Ansehn der Bischöfe von Rom ohne alle zeitliche Gewalt, bloß geistlich. Dieser Kaiser legte, durch die Annahme der Taufe und durch die Verpflanzung seiner Residenz von Rom nach Konstantinopel, den ersten Grund zu ihrem künftigen Ansehn. Er sezte sie den ersten seiner Minister an die Seite, und überhäufte sie mit Reichthümern und Ehre, wovon sie vorher nichts wußten. Sie waren freylich nur Kreaturen von ihm, wie alle andre Bischöfe; allein

die

die folgenden Bischöfe von Rom wußten sich die oft wiederholten Einfälle der Feinde in Italien geschikt zu Nuzze zu machen. — Sie schüttelten von Jahr zu Jahr Treue und Gehorsam gegen ihre Oberhäupter, die Kaiser, immer mehr und mehr ab, und sie verstunden schon damals die Kunst, die Religion zu ihrem Brustbilde zu wählen, damit sie das Auge des gemeinen Mannes über ihre Meuterehen blenden konnten.

Der Bilderstürmer Leo, von Bezerus aufgehezt, verbot die Verehrung der Bilder. Ohngeachtet des Widerstandes des Patriarchen zu Konstantinopel — German, drang Leo mit seinem Projekte doch durch. Pabst Gregor II. bewies bei dieser Gelegenheit, wie wenig die Befehle des Kaisers in Italien mehr gälten. Es ist wahr, der Kaiser war ein Sektirer, und der Pabst that wohl daran, daß er sich dieser eigenmächtigen Neuerung widersezte. Aber die Art, der Troz, mit dem Gregor II. den Befehl des Kaisers über diesen Punkt verwarf, ließ es vermuthen, daß er wußte, wie sehr er sich auf das schon in Italien erlangte Ansehn, und seine eigne Macht verlassen könne. Er sezte den Drohungen des über seine Weigerung aufgebrachten Kaisers Gegendrohungen entgegen: „Ich darf mich nur 24 Stun„den weit von Rom entfernen, so befinde ich mich „schon ausser den Gränzen Eurer Staaten. Es wäre „zwar rühmlich für die Wahrheit sein Leben aufzu„opfern, allein ich finde mich bei diesen Umständen „verbunden, dasselbe zum Besten der abendländi-

„schen

„ schen Katholiken zu erhalten, welche bereit sind, „ den im Orient den Bildern angethanen Schimpf „ mit dem Schwerd zu rächen.“ So schrieb Gregor seinem Kaiser zurük. Er schikte sogar seine Emissarien aus, welche das Volk ermahnen mußten, diesem kezzerischen Fürsten keinen Tribut mehr abzuliefern, damit er dadurch ausser Stand gesezzet würde, seine Irrthümer mit den Waffen in der Hand zu unterstüzzen. Das Volk ergrif die Gelegenheit mit Freuden, den Tribut zu verweigern; und die kaiserlichen Legionen, da sie deshalb keinen Sold mehr erhielten, schlugen sich zum Pabst, der Ansehn und Reichthümer genug besaß, sie zu unterhalten, neue Mauern um Rom aufzuführen, und die Festungswerke fast aller Städte Italiens verbessern zu lassen.

Wenn man nun diesen unternehmenden Pabst aber auf der andern Seite auch zugleich das Volk zur Ruhe, zum Gehorsam ermahnen hört, so kann man sich leicht vorstellen, daß er die Kunst sich — wenn die Sache eine glükliche Wendung nähme — unabhängig zu machen, vollkommen verstund. Er wußte das Volk so geschikt zum allgemeinen Mißvergnügen aufzureizen, daß er gar nichts befürchten durfte, wenn er auch wirklich das zu den Waffen geeilte Volk wieder zur Ruhe bereden wollte. Allein er starb, und Gregor III. mußte, als er 731 Pabst wurd, den Plan seines Vorgängers ausführen.

Dieser, eben so schlau als Gregor II. säumte nicht, alle Umstände zu nüzzen, die wider das An-

sehn des Kaisers abzwekten; um dadurch das seinige desto besser zu gründen. Die Longobarden mischten sich in den Bilderstreit, und eroberten unter Anführung Luitbrands einen großen Theil der kaiserlichen Städte, unter denen selbst Ravenna war.

Ueber diese schnellen Eroberungen aufmerksam gemacht, sah der Pabst ein, daß alle Plane zur Vergrößerung seiner eigenen Macht vereitelt, oder doch erschweret würden, wenn Luitbrand völlig den Meister in Italien spielen sollte. Die Macht eines entfernten Kaisers war ihm zu seinen Absichten vortheilhafter, als Luitbrand in der Nähe, ob er gleich diesen muthigen Krieger anfangs gern sah, weil jeder Zwist, der auf seines Herrn, des Kaisers, Grund und Boden angezettelt ward, ihm immer neue Gelegenheiten darbot, sich unabhängiger zu machen.

Luitbrand rükte wirklich vor die Mauern Roms, nachdem er auf Anstiften des Pabsts, welcher den Ursin, Herzog von Venedig, dahin bewog, sich mit den griechischen Truppen des kaiserlichen Exarchen zu verbinden, aus Ravenna wieder getrieben worden. Luitbrand, der es erfuhr, durch wessen Betrieb diese schnelle Vereinigung der Venetianer und Griechen zu Stande gebracht worden, suchte sich an dem Urheber derselben — dem Pabst zu rächen. Er belagerte also Rom. —

In der Angst schrieb Gregor an Karl Martel, und bat ihn, mit seiner Armee den Römern zu Hülfe zu eilen. Er trug ihm zur Belohnung das rö-

mische

mische Patrizia t nebst der Würde eines Konsuls an. Man sieht aus diesem frechen Unternehmen, daß der Papst sich nicht scheute, offenbare Eingriffe in die Rechte seines Fürsten zu thun. Die Verwaltung, und die Würde eines Konsuls hieng lediglich vom Kaiser ab, welcher noch Herr von Rom war. Wie konnte sie der Unterthan, — und das war doch der Pabst noch, — an einen fremden Fürsten übertragen? Aber der Kaiser war nicht zugegen, sein Ansehen war schon durch die immerwährenden Einfälle, welche die Päbste so geschikt zu ihrem Vortheil zu lenken und anzuzetteln wußten, sehr geschwächt, Gregor III. selbst aber in einem Ansehn beim Volke, daß das Ansehn des Exarchen zu Rom schon weit überstieg; — er konnte und durfte daher diesen rebellischen Schritt wagen.

Possierlich aber ist es, was für triftige Gründe Gregor III. in seinem Schreiben an Karl Martel n verlegte. „ Es ist zwar der heilige Peter, “ schrieb er, „ mächtig genug, sein Eigenthum zu „ schüzzen, und sich an seinen Feinden den Longobarden zu rächen, allein dieser große Heilige liebt „ vorzüglich die Zuneigung und den Eifer seiner „ Kinder auf die Probe zu stellen. “ Am Ende des Briefs beschwor er Marteln: „ seine Ohren ja „ nicht vor seiner Bitte zu verschließen, wenn er „ nicht wolle, daß der heilige Peter ihm einstens „ die Pforten des Himmels ebenfalls verschliessen „ solle. “ So mengte der Pabst alles, was er auffinden konnte, durcheinander. Er nannte Rom

Peters Eigenthum, und war albern genug zu glauben, daß Peter einem Fürsten den Himmel verschließen könne, der nicht bereitwillig genug wäre, sein Volk den räuberischen Absichten Gregors aufzuopfern.

Indeß brachte Märtel es dahin, daß Luitbrand wenigstens die Belagerung von Rom aufhob, und sich nach Pavia zurükzog.

Karl Martel, Kaiser Leo, und der Pabst Gregor III. starben bald nacheinander im Jahre 741.

Karl Martel hinterließ drey Söhne, unter welche er die französische Monarchie theilte. Pipin war bald der einzige, der die ganze Monarchie an sich brachte, denn Karlomann zog freywillig die Kutte an, und der unruhige Griffon ward gezwungen sich nach Bayern zu flüchten. Pipin, der zwar die Macht, aber des noch lebenden Kronerben Childeric III. wegen, nicht den Titel eines Königs besaß, schikte Abgeordnete an den Pabst Zacharias, den Nachfolger Gregors III. um zu entscheiden, ob Pipin oder Childeric des königlichen Titels würdiger sey. Es war damals Sitte, den Pabst in wichtigen Angelegenheiten um Rath zu fragen, weil man ihn für den geschiktesten Kasuisten der Christenheit ansah.

Zacharias, welcher wohl wußte, daß er von Pipin ungleich mehr zu fürchten oder zu hof-

fen

fen habe, als von Childeric, entschied zum Vortheil Pipins; dieser, um seiner Usurpation einigen Schein der Rechtmäßigkeit zu geben, war also der erste Fürst, der sich durch geistliche Hände krönen ließ. Er bedachte nicht, daß durch diesen Vorfall einst die Päbste das Recht erlangt zu haben glauben würden, Könige und Kaiser wählen zu dürfen.

Zacharias fand überdies bald noch eine andre Gelegenheit, seine Macht zu vergrößern. Luitbrand grif von neuem zu den Waffen. Der Pabst fürchtete diesen Krieger, und entschloß sich, selbst zu ihm zu gehn, und um Frieden zu bitten. Es gelang ihm, und er erhielt dadurch einen doppelten Vortheil. Einmal gewann er das Ansehn, sich für das Beste seines Monarchen interessirt zu haben, auf der andern Seite beförderte er aber auch sein eignes Interesse, obwohl auf Unkosten seines Kaisers; denn er erhielt die vier kaiserlichen Städte, welche Luitbrand erobert hatte, zum Geschenk für die Kirche. Zacharias starb bald darauf im Jahre 752. Auch folgte ihm Luitbrand bald nach.

Aistulph, den die Longobarden, mißvergnügt über den Nachfolger Luitbrands — Hildebranden, — zum Könige wählten, überfiel nun abermals Ravenna, nahm es ein, und sezte seine Eroberungen unaufhaltsam fort. Stephan der II. damaliger Pabst berichtete diesen

Ueberfall freylich nach Konstantinopel, und bat um Hülfe beim Kaiser. Aistulph forderte aber unterdessen Rom auf, und drang bis ins römische Gebiet. Hier stekte er alles in Brand, selbst die Güter des Pabstes, welche man damals schon die Gerichtsbarkeit des heiligen Peters hieß.

Da keine Hülfe aus dem Orient kam, indem der Kaiser alle Hände voll mit den Sarazenen und Bulgaren zu thun hatte, entschloß sich der Pabst, seine Zuflucht zu Pipin zu nehmen. Das Volk wollte zwar diesen Schritt ohne Einwilligung ihres Monarchen nicht billigen, allein Stephan II. fand Mittel, die Römer durch öffentliche Prozessionen und Predigten, die er hielt, zu gewinnen. Es wurden Abgesandte nach Frankreich geschikt, welche versichern mußten, daß alle diejenigen, welche die Waffen wider die Longobarden ergreifen würden, durch die Vorbitte des heiligen Peters, dessen Eigenthum sie schüzten, vollkommene Vergebung aller ihrer Sünden zu hoffen hätten.

Daß doch die Päbste den heiligen Peter mit seinem Eigenthume immer als ihr Stekkenpferdchen bestiegen, um sich aus den Gefahren zu retten.

Dieser verheißne Ablaß machte Eindruk auf die Herzen der Großen. Pipin schikte also Abgesandte an Aistulph, ihn um Waffenstillstand zu ersuchen, und zu bereden, mit dem Pabst in Pavia sich zu einem gütlichen Vergleich zu verstehn. Ai-

stulph bewilligte zwar diese Zusammenkunft; da man aber darauf bestand, das ganze Exarchat wieder zurükzugeben, so zerschlug sich diese Unterhandlung, und der Pabst war froh, daß er, wiewohl erst nach einiger Widersezlichkeit des Aistulph, die Erlaubniß erhielt, mit den französischen Abgesandten zu Pepin reisen zu dürfen.

Pipin empfieng den reisenden Pabst mit aller Feyerlichkeit. Stephan II., welcher die Absicht hatte, Pipin und das Reich ganz zu seinem Vortheile zu gewinnen, erschien in der lächerlichsten Maske. In einen Busfak gekleidet, auf den Knien vor dem Throne des Königs, flehte er um Beistand, bis man ihm solchen ernstlich versprach.

Pipin, der sich gern der erblichen Thronfolge für seinen Stamm versichern wollte, glaubte, hier die schiklichste Gelegenheit zu haben, diesen Plan durch den Pabst auszuführen. Stephan und Pipin verbanden sich in so weit miteinander, daß der Pabst Pipins Söhne als Thronfolger krönen, Pipin aber die Longobarden aus dem kaiserlichen Gebiete vertreiben sollte. Der Pabst gieng noch weiter. Er sah, daß die Kaiser im Orient, von innerlichen Unruhen abgehalten, außer Stand waren, ihre Herrschaft im Occident aufrecht zu erhalten. Er glaubte daher, eher ein Recht auf die Staaten seines Monarchen zu haben, ohngeachtet er nichts als Unterthan desselben war,

— als zuzugeben, daß sie den Longobarden zu Theil würden. Er errichtete daher mit Pipin den Vertrag, daß, wenn dieser das Exarchat den Longobarden wieder abgenommen haben würde, Pipin solches dem Pabst als Eigenthum überlassen sollte.

Es fehlte freilich nicht an künstlichen Religionsspektakeln, die Stephan II. nach dem Geschmakke der Franzosen öffentlich hielt. Der Papst krönte den Pipin aufs neue, so auch seine Gemahlin und seine zween Söhne, an eben dem Tage, an welchem er den Altar in der Abtey St. Denis einweihte. Er hatte durch seine Frömmigkeitsmine schon so viel Ehrfurcht unter den Franzosen erlangt, daß er es wagen durfte, alle Franzosen zu exkommunicirен, welche etwan nach Pipins Tode die Krone auf einen andern als Pipins Stamm übertragen wollten. Eine sonderbare Vermessenheit! — Stephan war also der erste, der königliche Kronen austheilte — und wo? — in einem fremden Lande, wo er weniger zu befehlen hatte, als jeder Minister des Hofes. —

Indeß wurden die Stände, welche Pipin zu Quercy versammeln ließ, einig, Aistulphen mit Krieg zu überziehen. Der Pabst, der diesen Krieg gern sah, und seinen Vortheil davon hoffen konnte, — konnte aber doch nicht des glüklichen Erfolges versichert seyn. Er überredete Pipinen daher, daß er noch drey Gesandschaften an

Aistulphen des Friedens und der Rükgabe des Exarchats wegen abschikte, um sich, falls Pipin nicht glüklich wäre, wenigstens bei seinem Hofe das Verdienst zu erwerben, daß er alles für des Reiches Wohlfahrt gethan habe.

Aistulph blieb unbeweglich. Nun rükte endlich Pipin mit seiner Armee an, überwand alles was sich ihm entgegen sezte, und grif Pavia an. Der Pabst, weil er befürchtete, Pipins Glük möchte am Ende, ohngeachtet aller Versicherungen, ihn doch verleiten, sein Versprechen nicht zu halten, suchte sich damit zu sichern, daß er sich zum Mittler aufwarf, und es unter dem Vorwand, das Christenblut zu schonen, dahin brachte, daß Aistulph das Exarchat dem Pipin, die sogenannte Gerichtsbarkeit des heiligen Peters aber dem Pabste abtrat. Vierzig Longobardische Geiseln wurden dem Pipin zur Versicherung dieses Vergleiches überliefert. — Der Pabst kehrte nach diesem Geschäfte nach Rom, Pipin aber nach Frankreich zurük.

Aistulph konnte diesen ihm abgezwungenen Traktat nicht verschmerzen. Noch eh er dem Pabste seine bedungenen Plätze räumte, sammelte er mitten im Winter seine Völker aufs neue, rükte vor Rom, forderte den Pabst von den Bürgern, und drohte alles zu verwüsten, wenn sie sich dieser Auslieferung widersezzen würden. Der Pabst hatte aber schon ein zu großes Ansehn erlangt; — die

Bürger schlugen diese Auslieferung ab, und wehrten sich drey ganzer Monate mit der größten Standhaftigkeit. Der Pabst schrieb Briefe über Briefe an Pipin, — und da demohngeachtet keine Hülfe kam, log er in der Eil ein canonisches Sendschreiben zusammen, als wenn es der heilige Peter selbst an Pipin und die Großen des Reichs abschikte. „Petrus von Jesu Christo, dem „ Sohn des lebendigen Gottes zum Apostelamt beru„ fen. Ich beschwöre euch, eure Truppen zur Hülfe „ der römischen Kirche, so geschwind als möglich „ vorrükken zu lassen. Gestattet nicht, daß meine „ Stadt Rom und mein Volk der Plünderung der „ Longobarden ausgesezzet werde, wenn ihr anders „ eure Seelen selig machen, und eure Leiber von „ dem ewigen Feuer befreyen wollt. Wenn ihr „ mir sogleich Folge leistet, so werdet ihr über „ alle eure Feinde siegen, ihr werdet lang leben, „ ihr werdet die Früchte der Erde genieſſen, und „ sodann zum ewigen Leben eingehen. Widrigen„ falls erkläre ich euch im Namen der allerheilig„ sten Dreyfaltigkeit, und durch die Gewalt mei„ nes Apostelamts, daß ihr an dem Himmelreich „ keinen Antheil haben werdet. “

So hoch war die Unverschämtheit der Päbste schon gestiegen, daß sie solchen Unsinn schreiben durften; — aber so viel Unverstand herrschte auch damals noch, daß man solchem Unsinne glaubte. Pipin, um nicht verdammt zu werden, tanzte

nach

nach der Pfeife des Pabstes. Er drang aufs neue in Italien ein, befreyte Rom, und zwang Aistulphen, der nach erlittner Niederlage sich in Pavia einschloß, durch eine harte Belagerung, alle Bedingungen, die er ihm vorlegte, einzugehn. Zwey und zwanzig Plätze des Exarchats und Pentapolis wurden Pipin eingehändiget, welche dieser der Kirche zueignete, und sich nichts als die Oberherrlichkeit der Krone Frankreich, ohngeachtet aller Protestation der kaiserlichen Gesandten, darüber vorbehielt. Aistulph starb bald nach diesem schimpflichen Frieden.

So mißbrauchte Stephan II. sowohl die Religion, als die Politik zu seinem Privatinteresse. Es ist hier der Ort nicht, alle die Schleichwege aufzudekken, welche er, und seine zween Vorfahren die Gregore anwandten, sich dem kaiserlichen Gehorsam zu entreißen. Ihr Meineid, und ihre Meuterey — die man an jedem andern Höflinge mit dem Rade würde bestraft haben, ist offenbar. —

Nach dem Tode Aistulphs trachtete Desider nach der Krone. Die Longobardischen Großen des Reichs aber beredeten den Rachis, der sich zu Monte Cassino in ein Kloster geflüchtet hatte, die Krone anzunehmen. Desider wandte sich an den Pabst, und versprach ihm, alle Plätze des Exarchats, welche die Longobarden noch behalten hätten, auszuliefern, wenn er

ihm wider seinen Nebenbuhler den Rachis behülflich wäre. Der Pabst jagte Rachis in sein Kloster wieder zurük, und Desider erhielt die Krone; aber der Pabst nicht seine Städte. Paul, damaliger Pabst, nahm mit eben den Ausdrükken wie sein Vorfahrer zu Pipin seine Zuflucht. Ohngeachtet er aber des Himmelreiches Fülle denen versprach, die wider Desiderium zu Felde zögen, und alle, die es unterließen, dem Teufel überlieferte, so blieb Pipin izt dennoch unthätig, und ließ den Pabst mit dem Teufel drohen, und dem Himmel lokken, so viel er wollte, ohne sich zu regen. Pipin hatte seine Absichten erreichet. Er bedurfte der römischen Kabalen nicht mehr. Auch starb dieser Prinz bald darauf, und hinterließ die französische Monarchie seinen Söhnen, Karl und Karloman, unter denen sich das Staatssistem zwischen Frankreich und den Longobarden ganz umänderte. Die Mutter dieser zween Prinzen suchte durch eine wechselseitige Verbindung, die alte Freundschaft, welche unter Karl Martel n und Luitbrand geherrschet hatte, wieder herzustellen. Der Pabst Stephan III. welcher Paul I. nachfolgte, widersezte sich dieser Verbindung aus allen Kräften, weil er einsah, daß er seine unumschränkte Gewalt nur durch die Zwistigkeiten der Fürsten selbst aufrecht erhalten könnte. Auch er mischte den heiligen Peter mit ins Spiel, und drohte mit Bann und Verdammung. — Unterdessen wußte Desider, der eben so viele Kunstgriffe

griffe besaß, als der Pabst, sein Geschrey fruchtlos zu machen. Der Pabst starb, ohne zu seinem Zwek zu gelangen. Hadrian folgte ihm nach. Diesem bot das Ohngefähr eine Gelegenheit an, die Longobarden ins Verderben zu stürzen. Karl der Große erhielt durch den Tod seines Bruders die ganze französische Monarchie. Desider und Karl entzweyten sich bald, da Karl die Tochter des Desiders wegen ihrer Unfruchtbarkeit verstieß. Karl, aufgehezt durch Hadrian, der ihn izt wieder bat, die vom Aistulph zurükbehaltenen Plätze des Exarchats der Kirche zu verschaffen, überzog die Longobarden mit Krieg. Nach verschiedenen glüklich überwundenen Hindernissen gelang es Karln, den Desider in Pavia — wie seinen Sohn Adalgisus mit Karlomanns Wittwe und Kindern in Verona einzuschließen. Adalgisus floh nach Konstantinopel, und Verona ergab sich an Karl. Dieser besuchte während der fortdaurenden Belagerung zu Pavia den Pabst. Endlich mußte sich Desider mit seiner Frau und Kindern an Karln ergeben. Die Herzoge und Grossen unterwarfen sich ebenfalls diesem Erobrer, und so ward Karl als König dieser Nation öffentlich gekrönt. Der Pabst erhielt zwar noch die Plätze, um welche man sich so lange gezanket hatte — allein Karl sorgte dafür, daß die Päbste, ohngeachtet er ihre Macht und ihre Gewalt vergrösserte, keinen Mißbrauch davon machen konnten.

Die

Die Römer stunden ganz unter der Gerichtsbarkeit der königlichen Beamten des Karls, welche die Urtheile der Päbste über ihre Unterthanen untersuchten, und verbesserten. Selbst die Päbste unterwarfen sich Karls Richteraussprüche. Der Reinigungseid, welchen er dem Pabst Leo III. in Rom wider seine Ankläger auflegte, beweiset, daß er weit davon entfernt war, den Pabst für unabhängig zu erklären. Karl ward wegen seiner Macht und Gerechtigkeitsliebe allgemein geliebt und gefürchtet. Die Römer ernannten ihn einmüthig zum Kaiser von Occident. Allein, kaum war er todt, so fiengen auch die Päbste wieder an, neue Kabalen zu spielen, um sich ganz aller Oberherrschaft, der sie unterworfen waren, zu entziehen.

Aus diesem flüchtigen, nur obenhin entworfenen Auszuge der päbstlichen Geschichte dieser Zeiten, können Sie abnehmen, welche Kunstgriffe die Päbste anwandten, sich mächtig und furchtbar zu machen. Ein Bildersturm in Constantinopel war die zufällige Veranlassung zu der Macht, die Heinrichen bei Canossa beschimpfen machte. Es war vielleicht noch nicht im Plane Gregors II., als er sich dem Kaiser widersezte, sein Bisthum bis zu dieser Höhe hinan zu schwingen; er wollte nur zeigen, wie wenig er sich vor seiner weltlichen Obrigkeit scheue. Gregor III. und alle seine Nachfolger versuchten nur, sich nach und nach mehrere Vorrechte und Vortheile

theile zu erwerben, ohne an Souverainität zu denken; aber die Mittel, die sie darzu anwandten, verrathen zu deutlich ihren Stolz und ihre Habsucht. Das Ohngefähr, und die verschiedenen Zufälle halfen den Päbsten eben so viel, sich ihrer rechtmäßigen Obrigkeit zu entziehen, als ihre Ränke selbst. —

So geht es immer, erst ein kleiner Versuch nach einem kleinen Vortheile. Gelingt er, so werden die Versuche wiederholt, und so hoch hinaufgespannt, daß man am Ende über die Dreistigkeit erstaunt, mit welcher diese kühnen Schritte unternommen werden.

Dreyzehnter Brief.

Sie wundern sich, Freund, wie doch immer die Päbste schon in den ersten Zeiten von Eigenthum, von Gerichtsbarkeit des heiligen Peters sprechen konnten. Ja, mein Bester, ich selbst wundre mich darüber. Doch was kann man nicht alles von jenen Zeiten erwarten, wo jede Fabeley, je abentheuerlicher sie war, — mit gierigem Herzen aufgenommen wurde.

Dieses Eigenthum, so wie izt das Ansehn des römischen Bischofs — gründet sich lediglich auf die Sage: daß Petrus sein Apostelamt in Rom geendiget habe. Gesezt, daß dieses auch nun wirklich wahr wäre, so frage ich doch:

doch: Ob es nicht widersinnig sey, eine Stadt, ja eine ganze Provinz deßhalb das Eigenthum eines Apostels zu nennen, weil er einige tausend römische Juden und Heiden bekehrte? Wie konnte Petrus Rom als sein Eigenthum ansehn, da er nicht einen Stein darin eigen besaß, kein Bürger war, ja nicht einmal werden konnte, weil man alle Christen unter dem Namen Juden begrif, welche vom römischen Bürgerrechte ausgeschlossen waren. Wer gab Petern das Recht auf eine Stadt, die seine eigne Kaiser hatte? — Wäre das nicht eben so viel, als wenn der Mufti nach Rom käme, im geheim einige römische Bettler zum mahometanischen Glauben beredte, und dann laut schreyen wollte: Heiliger Vater! Rom und Roms Gebiet ist nun mein Eigenthum, weil ich darin einige Bettler und müßiges Gesindel bekehrt habe. — Würde man nicht des Mufti als eines Phantasten lachen? — Und für was anders soll man die wunderliche Grille der Nachfolgers Peters ansehn, wenn sie das Eigenthum Peters auf das Tapet bringen?

Offenherzig gesprochen, Freund, so haben die römischen Bischöfe diese Lüge nur in der Absicht ausgesprengt, um das Volk, welches gegen die Heiligen eine so überschwengliche Andacht äusserte, desto besser im Respekt behalten zu können, wenn sie Rom für das Eigenthum des heiligen Peters ausgäben. Die Päbste täuschten anfangs den Aberglauben des Volks, ohne im Sinne zu

haben,

haben, diese lächerliche Prätension einst zu seiner Zeit als Beweis wider diejenigen zu gebrauchen, welche daran zweifeln wollten.

Doch, mein Bester, ist es noch lange nicht erwiesen, was doch die Päbste als Grundlage ihrer Vorrechte ansehen, daß nemlich Peter wirklich je in Rom war. Alle Wahrscheinlichkeit widerspricht dieser historischen Erdichtung. Ich will so frey seyn, darüber meine Gedanken zu eröfnen.

Daß Peter in Rom war, und dort gestorben sey, wissen wir bloß durch Tradition. Wahr ist es zwar, daß Cyrillus von Jerusalem, Eusebius, Hieronymus, Irenäus, Arnobius, Tertullianus und Justinianus der Märtyrer den Saz allgemein in ihren Schriften angenommen haben, Petrus sey wirklich in Rom gewesen. Aber auch diese haben sich nicht auf die Schrift, und sichere untrügliche Quellen berufen können, sondern lediglich auf die Tradition. Niemand wird aber läugnen, daß der Tradition, sobald sie der Wahrheit der Geschichte widerspricht, weiter kein Gewicht beizulegen sey. Selbst die Päbste verwerfen die Tradition, wenn sie nicht wenigstens mit der Wahrscheinlichkeit übereinstimmet. So verwarf Innocentius I. die — von Theodoretus, Hieronymus, Athanasius, Cyrillus von Jerusalem, Chrysostomus, Gregorius Magnus unterstüzte Tradition, daß Paulus in Spanien

das Evangelium geprediget habe. — So wie nun Innocentius das Zeugniß der Kirchenväter wegen Pauls Reise nach Spanien verwerfen konnte, weil sie sich bloß auf die Tradition gründet, so können auch wir die Reise Peters nach Rom mit Recht bezweifeln, zumal, da Hieronymus und Cyrillus von Jerusalem, sowohl das eine als das andere behaupten. Oder soll man die Väter nur dort gelten lassen, wo sie dem Sisteme des römischen Stuhls anpassen?

Daß aber Peters Reise nach Rom, und alles das, was man während seines dasigen Aufenthalts von ihm erzählt, wider die Geschichte und wider die Wahrscheinlichkeit streite, läßt sich sehr leicht einsehen. Ich weiß zwar, daß D. Pearson Bischof von Chester, ohngeachtet er ein Protestant war, diese Reise selbst sehr zu behaupten sucht. Allein worauf fällt nicht oft gelehrter Eigensinn, und die Begierde, seine Belesenheit auszukramen.

Also — wider die Geschichte. — Paulus — und so soll auch Petrus in Kompagnie im Jahr 66, 67, oder 68 — in diesen 3 Jahren aber gewiß den Märtyrer Tod in Rom erlangt haben. Nun reicht aber die Apostelgeschichte bis an das ein und sechszigste Jahr unsrer Zeitrechnung, folglich über zwanzig Jahre weiter hinaus, als auf die Zeit, wo Peter nach der allgemeinen Berechnung, die ihn 24 Jahr 5 Monate und

10 Tage in Rom leben, läßt, dahin gekommen wäre. Lukas, der Verfasser der Apostelgeschichte, hat also noch gelebt, da Petrus nach Rom hätte reisen sollen; es läßt sich aber diese Reise nach den Grundsäzzen der Wahrheit nicht vermuthen. Da Lukas in seiner Apostelgeschichte ihrer so ganz und gar nicht erwähnt. Da nun in der Apostelgeschichte sogar die kleinsten Handlungen Petri aufgezeichnet sind, da er seiner so oft gedenket, wie? wird er wohl seine Reise nach Rom vergessen haben? Dieser Fall läßt sich nicht einmal mit gesunder Vernunft denken; um so weniger, da Lukas so umständlich und ausführlich die Reise Pauli nach Rom beschreibet. —

Auch wider die Wahrscheinlichkeit? — Petrus war der Apostel der Beschneidung, Ihm waren die Judengemeinden zu Theil geworden. Die Apostel zerstreuten sich nicht in die Welt aufs Gerathewohl, oder nach ihrem Eigendünkel. Sie wählten in ihrer lezten Versammlung jeder die Gegend, wohin er reisen, und wo er seinen Hauptaufenthalt nehmen sollte. Nach dieser Theilung ward jeder Apostel in eine andre Gegend versandt, und nirgends schlugen zween Apostel ihren Siz zugleich auf. So kam Paulus nach Rom.

Daß vor Paulo noch kein Apostel, und folglich auch Petrus nicht in Rom das Evangelium geprediget habe, läßt sich aus der rohen Unwissenheit schliessen, mit welcher die römischen Ju-

den Paulum vom neuen Gesezze reden hörten. Es war ihnen eine ganz neue unbekannte Lehre. Würde das Evangelium aber den Juden wohl neu und unbekannt gewesen seyn, wenn schon vorher Petrus daselbst geprediget hätte.

Daß aber während des Aufenthaltes Pauli zu Rom Petrus nicht dahingekommen, wird bis zur Evidenz sichtbar, wenn man die Briefe Pauli nachschlägt, die er von Rom aus an verschiedene Gemeinden geschrieben hat. In diese Briefe, an die Philipper, Epheser, Colosser, den zweyten an den Timotheus und an den Philemon richt er verschiedene Komplimente theils von seinen in Rom befindlichen Freunden, theils selbst auch von ihren Bekannten ein. Er rühmt sogar alle die namentlich, welche seine Bekehrungsgeschäfte mit ihm theilten. Aber eines Peters gedenket er nirgends. Selbst als er in dem Kerker war, — weiß Paulus von keinem Petrus. Und dieser Apostel sollte doch in Rom gewesen seyn? Wo war er? Warum ließ er sich bei seinem Mitapostel nicht sehn? —

Selbst Petri Briefe bestätigen die Richtigkeit dieser Tradition. Wär er wirklich in Rom gewesen, warum gedenket er in seinen Briefen der von ihm dort gestifteten Gemeinde mit keinem Worte. — Ja, kann man sagen, Petrus ist erst, nachdem er seine Briefe geschrieben, nach Rom gereiset. — Also nach seinen Briefen? Also

nach-

nachdem Paulus schon in Rom war? Wie kann man nun sagen, daß er die Kirche gestiftet? Wurd sie nicht vom Paulus gestiftet? Fällt auf diese Art das Mährchen von Peters heiligem Stuhle nicht von selbst weg, auf welchem er gesessen haben soll; wenn auch nach dem Zeugniß des Glacomo Bartolini und Luchesini nicht die zwölf Arbeiten des Herkules im Jahr 1662. darauf eingegraben worden wären?

Sie vergeben mir, Freund, daß ich mich mit dieser kleinfügigen Sache so lang, abgegeben. Allein daraus werden Sie doch den Schluß ziehen können, daß es weiter nichts als bloßes Hörensagen der ersten Schriftsteller war, welche von Peters Reise nach Rom Meldung machen. Und man scheute sich nicht— auf diese so schwankende Tradition in den folgenden Jahrhunderten ein Gebäude der Oberherrschaft aufzuführen, das wie eine Seifenblase zusammenstürzen muß, sobald man auf die Urquelle zurückgeht?

Ich will lieber mit dem Owenus schliessen:

An Petrus Romæ fuerit, sub judice lis est.
Simonem Romæ nemo fuisse negat.

Vierzehnter Brief.

Ich muß schon einige Briefe, mein Bester, noch voran schikken, bevor ich auf die Verfügungen unsers Monarchen zurükkomme.

Sie wissen, daß durch die Streitigkeiten der weltlichen Fürsten selbst die Bischöfe zu Rom sich empor geschwungen hatten. Warum es diesen Bischöfen besser geglükket ist, sich in dieses Ansehn, in diese Macht zu versezzen, als allen übrigen, scheint mir sehr leicht zu ergründen zu seyn. Erstlich waren Ihre Herren durch Meere von ihnen getrennet. Die Kaiser konnten von Konstantinopel aus, nicht so genau auf sie Acht haben. Die römischen Bischöfe waren sich also selbst überlassen. Zweytens war Rom der Siz des Ueberflusses, der Pracht, des Reichthums. Sie konnten ihren Sekkel besser füllen, als alle andern Bischöfe. Selbst ihre Revenüen stunden mit denen der übrigen in keinem Verhältnisse. Theils also die weite Entfernung der Kaiser, theils ihr Reichthum machte sie in ihren Unternehmungen glüklich. Selbst da das Volk sah, daß sie und der Exarch die Geschäfte fast allein besorgten, — und die Päbste an Wissenschaft und Verschlagenheit, — eine nothwendige Folge der Kasuistik — den Exarchen weit übersahen, und der Pöbel überhaupt gegen große Priester mehr Ehrfurcht hegt, als gegen große Minister, — so darf man sich nicht wundern, daß die römischen Bischöfe so schnell empor wuchsen. Wären die Kaiser in Rom geblieben, unsre Päbste wären zuverläßig noch nicht weiter als unsre Erzbischöfe, — aber vielleicht hätten wir itzt zu Konstantinopel dafür den sichtbaren Statthalter Christi, zu dem sich

irgend ein unternehmender Patriarch aufgeworfen hätte.

In meinem vorlezten Briefe hab ich Ihnen von dem Wachsthume der Päbste einige Nachricht gegeben. Ich habe sie freilich nicht weiter verfolgt, als bis auf Karln. Ohngeachtet ihre Gewalt bis dahin schon kolossalisch angewachsen war, so waren sie doch noch immer Vasallen eines weltlichen Fürsten. Sie vertauschten nur ihre Herren, Sie verließen das orientalische Kaiserthum, und unterwarfen sich Karl dem Großen aus einer doppelten Ursache: einmal, weil sie von den orientalischen Kaisern überhaupt keinen Schuz zu hoffen hatten, oder dieser Schuz doch immer sehr geringfügig war; und dann — weil sie von Karl dem Großen sich mehr versprechen konnten. Man sieht, daß die Päbste ihre Vortheile sehr genau berechneten.

Von Karl dem Großen an, da vorher ihr Wunsch nur Vergrößerung war, lebte die Begierde in ihnen auf, sich zu Herren der Christenheit aufzuwerfen. Ob und wie weit es ihnen gelang, können Sie, Freund, aus dem Sisteme der römischen Kanzelleyregeln abnehmen. Diese Pest des reinen Christenthums führte alle die Unordnungen und Mißbräuche Roms in der übrigen Welt ein. Es ist der Mühe werth, bei diesem Gegenstand in etwas zu verweilen.

Ueber die Zeit des eigentlichen Ursprungs der römischen Kanzelleyregeln sind die Schriftsteller nicht einig. Die meisten schweifen entweder in zu alte Zeiten hinüber, oder bleiben zu nahe an den unsrigen. Van Espen und Choiker behaupten, die Kanzelley sey erst nach den Zeiten Innozenz III. entstanden. Allein schon Lucius III. gedenket ihrer. Polydorus Virgilius scheint weit richtiger zu muthmaßen, wenn er sagt, daß die römischen Bischöfe, so wie die übrigen einige Schreiber hätten, welche ihre Geschäfte besorgten. Du Cange bemerket, daß diese Schreiber Scrinarii genannt wurden. Im neunten und zehnten Jahrhunderte hatten die Scrinarii in Rom schon einen eigenen Vorgesezten, der Protoscrinarius hieß, und so viel Ansehen besaß, daß diese Stelle Leo VIII. zur besondern Empfehlung zur päbstlichen Würde diente. Dieser Name wurd aber bald durch die Würde der Kanzellarien verdrängt, welcher man nach dem Beispiele der Könige von Frankreich das größte Ansehn im ganzen Reiche beilegte. Klemens II. war Kanzler bei Kaiser Heinrich dem Schwarzen, und wurd 1046. Pabst. Friedrich von Lothringen bekleidete, nach Panvini Verzeichniß der Kardinäle, zuerst die Würde eines Kanzlers und Kardinals zugleich unter Leo IX., und wurd selbst unter dem Namen Stephan IX. Pabst. Es scheint Klemens II. habe die Würde, welche er selbst am kaiserlichen Hofe

besaß, auch in Rom eingeführt, wenigstens liest man von dieser Zeit an den Namen eines Protoscrinarius nicht mehr. Diese Kanzlerwürde, welche nach Panvini Zeugniß fast ganzer 200 Jahre hindurch von Kardinälen besessen wurde, war in Rom in solchem Ansehn, daß der römische Kanzler wie Zabarella sagt: Quasi pari cum Papa certabat. Bonifacius VIII. fand es für gut, die Kanzlerwürde mit der päbstlichen zu vereinigen, und nur einen Vicekanzler zu bestellen, und auch diese übertrug er keinem Kardinale mehr, weil er sich vor ihrer Macht und ihrem Ansehen fürchtete. Klemens der V. verband sie aber wieder mit dem Kardinalate, und seitdem ist der Kanzler allemal ein Glied des Kardinalkollegiums.

Bis in das vierzehnte Jahrhundert hatte die römische Kanzeley keine bestimmte Regeln. Man fieng aber an, solche nach und nach festzusezzen, wie Sie hier in der Folge sehen werden.

Bis in das dreyzehnte Jahrhundert maßte sich keiner der Päbste das ausschliessende Recht an, außer ihrem Kirchsprengel sich in die Wahlen der Bischöfe und Prälaten, und Verleihung der geistlichen Benefizien zu mischen. Beides waren Rechte der Fürsten, worüber ich bei einer andern Gelegenheit etwas mit Ihnen schwazzen werde.

Man fieng aber bald an, die Wahl der Prä-

laten den Fürsten abzunehmen, und der Geistlichkeit zu übertragen. Diese Veränderung wurde durch die sogenannten päbstlichen Mandate verbreitet. Die Päbste empfohlen anfangs oft einen Geistlichen, der sich um sie verdient gemacht hatte, irgend einem Bischofe zur Beförderung. Die Empfehlungsschreiben, oder — nach der römischen Kanzleysprache — Mandate waren freilich damals noch sehr höflich und submiß. Alexander III. schrieb an den Abt von St. Remis: Devotionem vestram per apostolica scripta rogantes attentius, monentes, atque mandantes, quatenus eidem clerico divini amoris intuitu, & pro reverentia B. Petri & nostra in aliquo beneficio &c. Aber diese Bitten wurden bald in despotische Befehle verwandelt. Innocenz III. und Honorius III. reden schon gebieterisch. Man drang den Bischöfen die Empfohlenen mit Gewalt auf. Die Bischöfe beschwörten sich über dies Verfahren des römischen Hofs; allein die Fürsten, nur beschäftiget Christenblut wider die Türken und Kezzer zu vergießen, konnten ihnen keine Genugthuung verschaffen.

Die Päbste, nicht zufrieden, sich das Recht angemaßt zu haben, ihre Kreaturen allenthalben, wo eine Lükke war, hineinzudrängen, wollten sich auch noch auf die möglichen Erledigungen der Benefizien sicher stellen. Sie ersonnen die Expectativen; und man beobachtete bald so wenig Mäßi-

gung in diesem Punkte, daß Alexander IV. es als eine Wohlthat ansah, als er verordnete, daß man eine Kirche mit nicht mehr als vier Mandaten beschweren dürfte.

Roms Schmeichler warfen den stolzen Grundsaz auf, „ daß der Pabst despotischer Herr über alle „ Benefizien der Christenheit wäre. “ Da aber die Klagen darüber zu häufig wurden, so führten sie die Präventionen ein. Der zuerst die erledigten Benefizien besezte, hatte das Recht darzu. Die Bischöfe machten sich dies zu Nuzze, und kamen den Päbsten meistens zuvor. Dies veranlaßte diese, auf Generalreservationen zu verfallen. Clemens der IV. war der Urheber derselben. Im Eingange seines Decrets sagt er ausdrüklich: daß die Verleihung aller Kirchenbenefizien dem Pabste zustünde. Gregorius X., um dieses Dekret zu mildern, damit es desto eher allgemein angenommen würde, sezte hinzu, daß, wenn der Pabst in Zeit von einem Monate die erledigte Stelle nicht besezze, so falle das Recht für diesen Fall den ordentlichen Collatoren zu. Bonifazius VIII., sobald er wahrnahm, daß diese Reservation gemeiner zu werden anfieng, dehnte sie noch weiter aus. Frankreich protestirte wider solche eigenmächtige Eingriffe in die Rechte ihres Fürsten allgemein. Clemens V. flüchtete sich nach Avignon. Zum Danke für die Gastfreiheit des Königs von Frankreich maßte sich der Pabst

aller

aller erledigten Bißthümer und Benefizien an. Die Großen des Reichs machten die ernstlichsten Vorstellungen bei ihrem Könige Philipp dem Schönen wider diese Mißbräuche. Philipp wußte Clemens V. so weit zu bereden, daß er, sobald er auf den päbstlichen Stuhl gelangte, die berüchtigte Bulle des Bonifacius VIII. unam Sanctam widerrief. Clemens V. glaubte nun berechtiget zu seyn, die Reservationsdekrete noch zu erweitern. Vorher waren bloß die geistlichen Benefizien in den Reservationen begriffen, — dieser Pabst aber schloß izt auch die Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen mit ihren Aemtern durch seine Dekrete mit ein.

Freilich zeigte sich Clemens V. anfangs gegen Philipp den Schönen wechselseitig gefällig. Er ernannte die Personen zu den Benefizien, welche ihm der König vorschlug. Aber der Pabst ward bald so kühn, die Maske ganz abzuziehn, und dem König über die rechtmäßige Ausübung seiner Gewalt sogar Verweise zu geben. Es war Läßigkeit vom Könige, daß er diese Eingriffe gleich anfangs duldete, und Frechheit vom Pabste, daß er sie wagte. — Da der König nicht aufhörte, bey jeder erledigten geistlichen Stelle dem Pabste Subjekte vorzuschlagen, so schrieb endlich Clemens V., als jener 1309. das erledigte Bißthum Senes für den Bischof von Cambray vom Pabst verlangte, an ihn

folgen-

folgender Gestalt: „ Ob uns schon die Arten von Reservationen mißfallen, so haben wir doch, weil wir kein ander Mittel fanden, Euch zufrieden zu stellen, für dießmal die Kirche von Senes nach Eurer Willkühr reservirt, bitten Euch aber, Euch hinführo in solche Dinge nicht mehr ohne wichtige Ursachen einzulassen. " Es geschah Philippen Recht, daß ihm Clemens V. diese Antwort gab. Warum bat er auch um ein Recht, das ihm von selbst zugehörte, und das er sich von dem Pabste so leichtsinnig aus den Händen winden ließ?

Endlich kam Jacob d'Ossat Kardinal von Porto, nach dem Tode Clemens V. zum päblichen Stuhl. Das Conclave zu Lyon hatte es endlich diesem Kardinal überlassen, einen Pabst zu wählen, und er war schlau genug, sich selbst vorzuschlagen. Er nahm den Namen Johannes XXII. an. Man erzählt von ihm die schwärzesten Schandthaten, bevor er Pabst wurde. So viel ist gewiß, daß er durch seine Lehre von dem Anschauen der Seele nach dem Tode große Streitigkeiten erregte, und sich in dem berüchtigten Prozeß mit den Bettelmönchen — das Brod der Bettelmönchen insgemein genannt, sehr grausam betrug. Der ganze Streit betraf die Frage: ob die Bettelmönche runde oder gespizte Kapuzzen tragen sollten. — Seine Prozeße mit Kaiser Ludwig sind nicht weniger ärgerlich. Doch hievon ist die Rede nicht.

Johannes XXII. war der erste, der eine Sammlung der Reservationen seiner Vorgänger machte, und ein bestimmtes Sistem daraus für die römische Kanzley entwarf. Schon den fünften Tag nach seiner Krönung sezte er eine neue Generalreservation fest. Baluzius hat sie uns aufbehalten, und lautet also: Sanctissimus pater et Dominus Ioannes XXII. Pontificatus sui anno primo reservavit suæ et sedis apostolicæ collationi omnia beneficia ecclesiastica, quæ fuerunt, & quoconque nomine censeantur, ubiconque ea vocare contigerit per acceptionem alterius beneficii, praetextu gratiæ ab eodem Domino Papa factæ vel faciendæ acceptati, mihique Ianselmo Vice cancellario suo præcepit in præsentia magistri Petri Fabri, quod hæc ad memoriam redigerem in scripturam.

Johannes Villani macht bei Gelegenheit der Reservationen dieses Pabstes eine auffallende Bemerkung, er spricht: „ Kraft dieser Reservation bestätigte er fast niemals die Wahl eines Prälaten, sondern er beförderte einen Bischof zum Erzbischof, einen geringern Bischof zu einem bessern Bißthum, und es geschah oft, daß er bei Erledigung eines beträchtlichen Bißthumes oder Erzbißthums, oder Patriarchats, sechs und noch mehrere Veränderungen machte; und so gieng es auch mit andern Benefizien. Hiedurch kam viel Geld in die Schazkammer des Pabstes.

Es erregt billiges Erstaunen, wenn man bedenket, daß dieser Past vom 8ten September 1316. bis ins Jahr 1319. — also in drey Jahren schon einen Schaz von 15 Millionen Goldgulden durch diese Reservationen bey Seite gelegt hatte. Gemeldeter Schaz, sagt Villani, ein gleichzeitiger Geschichtschreiber, „wurde von dem Pabste durch die Klugheit und Fleiß gesammelt, den er auf die Reservation aller Collegiatbenefizien der ganzen Christenheit wandte.“ Wenn man aber zugleich bedenkt, daß — so gierig auch der römische Hof damals schon war, doch der nachher so allgemein gewordene Mißbrauch der Annaten noch nicht im Gebrauch gewesen, und Johann XXII. sich bloß auf drei Jahre die Nuznießung der erledigten Benefizien — wovon er jedoch die Bißthümer und Abteyen namentlich ausnahm, vorbehielt, — so wird man billig erstaunen müssen, wie doch immer die weltlichen Fürsten diesem Unfuge mit Gelassenheit haben zusehen können, ohne diesen Simonien des päbstlichen Hofes ernsthafte Schranken zu sezzen.

Johann XXII. hielt in seinen Reservationen keine Maaß, er schloß die ganze Christenheit ein. Nicht nur die Collationen aller Patriarchal- Erz- und Bischöflichen und Collegiatkirchen, Abteyen, Klöster, Priorate und aller anderer frommen Anstalten in der ganzen Christenheit, zu welcher Zeit, und an welchem Orte sie immer erlediget wurden,

son-

sondern auch alle Cathedral- und Metropolitankirchen, und alle Hauptwürden der Collegiatkirchen, welche über zehn Goldgulden eintrugen, reservirte er für sich. Freylich wurde durch Innocenz VIII. diese Regel nur auf solche Kirchen und Benefizien ausgedehnet, welche über 200. Goldgulden eintrugen. Allein daraus ersieht man doch den unersättlichen Geiz der Päpste, die bey ihren Kanzleyregeln lediglich auf das Geld, nicht auf das Verdienst der Personen Rücksicht nahmen. Muß sich der gesunde Menschenverstand nicht ärgern, wenn er die frechen Unternehmungen der Päbste übersieht? Sobald sie sich zu eignen Herren hinauf kabalirt hatten, griffen sie nach den Rechten aller Kronen der Christenheit zugleich, und decretirten sich alles Geld der Nationen zu ihrem Nuzen, um müßige Hofdiener zu nähren, sich Schäzze zu sammeln, und — die Herren der Welt zu spielen.

Die folgenden Päbste, so viele Quellen der Bereicherung Johann XXII. ihnen auch hinterließ, säumten doch nicht, sich dieselben noch zu vervielfältigen. Benedict XII. und Clemens VI. sammelten noch viele Ueberbleibsel auf, die ihre Vorgänger vergessen hatten. Durch diese Reservationen der Päbste wuchs das Misvergnügen der weltlichen Mächte zusehends. Es war mehr als grausam, es war — eigentliche Dummdreistigkeit des römischen Hofes, daß er die Benefi-

zien der Kirchen selbst zu besezzen sich anmaßte, die Glieder aber, welche er beförderte, in Rom bleiben, und ihre Einkünfte aus fremden Ländern ziehen ließ.

England war das erste Land, wo man ernsthafte Gegenvorkehrungen wider diese päbstliche Politik verfügte. König Eduard III. ward durch die wiederholten Vorstellungen der Parlamenter zu dieser heilsamen Widersezlichkeit gedrungen. Es fand sich bald eine Gelegenheit, den Pabst fühlen zu lassen, daß Eduard seine Majestätsrechte nicht verkenne. Klemens VI. hatte 1343. zween Kardinäle an seinem Hofe mit einigen erledigten Benefizien in England beschenkt. Die Kardinäle liessen durch ihre Bevollmächtigte Besiz davon nehmen. Eduard protestirte, und warf die Bevollmächtigten ihres unhöflichen Betragens wegen ins Gefängniß; der Pabst intercedirte, und bewies dem Könige, daß die ganze Christenheit zum Unterhalt der Kardinäle beitragen müßte, weil sie für die ganze Christenheit und die Kirche arbeiteten. Eduards Antwort auf diese sophistische Vorstellungen Clemens VI. verdient, daß ich sie Ihnen umständlicher hersezze. „ Es ist bekannt, “ sagte Eduard, „ daß gleich bei dem Anfange der „ Kirche die Könige unsre Vorgänger und die Grossen dieses Reichs unsre Kirchen gestiftet, ihnen „ Güter und Privilegien gegeben, und würdige „ Diener zum Unterrichte des Volkes und zur Fort-

„ pflanzung des Glaubens verordnet haben. Es
„ ist aber traurig, daß durch die Verfügungen
„ von Rom diese Güter in die Hände unwür-
„ diger Personen, und Ausländer kom-
„ men, die in ihren Benefizien nicht resi-
„ diren, ihre Heerde nicht kennen, und
„ nicht einmal ihre Sprache verstehn,
„ die mit einem Worte nichts anders suchen, als
„ ihren zeitlichen Gewinn. Auf diese
„ Weise hat der Gottesdienst gelitten, die Seelsorge
„ ist vernachläßiget worden, die Gastfreiheit hat
„ aufgehört, das Recht der Kirchen ist geschmä-
„ lert, und die heiligen Gebäude verderben. In-
„ dessen geben gelehrte und rechtschaffene Leute des
„ Reichs, welche die Seelsorge übernehmen, und
„ uns in unsern Rathskollegien dienen könnten,
„ das Studieren auf, weil sie keine Hofnung ha-
„ ben, Benefizien zu erhalten. Das Patronat-
„ recht, das wir und unsre Unterthanen auf die Benefizien haben, wird
„ vernichtet, und die Rechte unsrer Kro-
„ ne gehn zu Grunde. Die Reichthümer un-
„ sers Reichs kommen in die Hände der Fremden,
„ oder gar unsrer Feinde, weil man vielleicht
„ die geheime Absicht hat, unser Reich
„ zu schwächen, wenn man die Geistlichkeit
„ unterdrükt, und ihre Reichthümer verschlingt.
„ Wir ersuchen Euch demnach, Euch nicht zu wi-
„ dersezzen, wenn wir in unsern Cathedral- und allen
„ andern Kirchen die freie Wahl wieder einführen.“

Fleury,

Fleury, welcher diese merkwürdige Antwort Eduards III. uns aufbehalten hat, versichert, daß so gegründet auch die Klagen dieses Königs waren, Klemens VI. dennoch fortgefahren sey, von seinen Reservationen Gebrauch zu machen. Eduard, um diesen Eingriffen mit einemmale ein Ende zu machen, zog alle Benefizien seines Reiches, welche römische Kreaturen besaßen, an sich, und übertrug sie seinen Kronbedienten. Der Pabst drohte mit Censuren, falls der König diesen Schritt nicht widerrufen würde; Klemens VI. starb aber, eh er seine Censuren ausfertigen konnte.

Innocentius VI. hatte Einsicht und Ehrbarkeit genug, den Schaden der Reservationen öffentlich dadurch gut zu machen, daß er sie allesamt, sowohl in England als ganz Europa aufhob. Dieser Pabst wurde wider die eingeschlichenen Mißbräuche noch ungleich stärker zu Felde gezogen seyn, wenn ihn nicht das Schikfal aller redlichen Päbste betroffen hätte, — er mußte bald sterben.

Urban V. gefiel es nicht, in die Fußstapfen seines gerechten Vorgängers zu treten. Er erneuerte die von Innocentius VI. durchgängig abgeschaften Reservationen, und schmiedete noch neue darzu. Dies erregte heftige Gährungen in der Kirche; die bis dahin noch überdies am päbstlichen Hofe immer mehr und mehr überhand nehmende Annaten machten dieses Mißvergnügen noch größer, denn Bonifacius hatte schon im Jahr

1398. diese Annaten für allgemein und beständig eingeführet. England schlug Lärm; die Parlementer machten eine Verordnung bekannt, kraft welcher niemand nach Rom mehr reisen durfte, um dort Benefizien zu suchen; jeden Uebertreter dieses Verbots erklärte diese Verordnung für einen Rebellen wider den König. Der Pabst schrie gewaltig über diese Verordnung; statt aller Antwort aber fertigte der König Richard eine zweyte aus, vermög deren er alle seine am römischen Hofe befindlichen Unterthanen in einer gewissen Zeitfrist nach England zurük berief, und die Zaudrer als Rebellen zu behandeln drohte. Die Engländer gehorchten ihrem Könige. Bonifacius schikte einen Legaten nach England, die Widerrufung dieses Ediks zu bewirken. Allein die Päbste hatten bisher den Fürsten zu arg mitgespielt, es war billig, daß Richard unerbittlich blieb. Ueberhaupt trug der Karakter dieses Pabstes sehr viel bei, daß die Fürsten sich regen mußten. Er trieb die Simonie mit den geistlichen Benefizien so weit, daß man ihn als den ordentlichen Aktioneur derselben ansehen konnte. „ Er verkaufte öfters das nem„ liche Benefizium an mehrere Kompetenten un„ ter dem nemlichen Datum; die meisten verschleu„ derten also ihr Geld, und wurden betrogen, “ sagt der Verfasser der Geschichte der römischen Kanzleyregeln.

Durch die schlechte Aufführung der Päbste wurden die erleuchtesten Kirchenhäupter dieser Zeit

aufmerk-

aufmerksam gemacht, und versammelten sich ausdrüklich in der Absicht zu Kostnitz, um den Mißbräuchen, und dem daraus entspringenden allgemeinen Schisma der Kirche vorzubeugen. Was in diesem Koncilium vorgieng, ist allgemein bekannt. Martin V. der die 18 von den Vätern vor der Pabstwahl aufgesezten Reformationsartikel eidlich beschwor, vergaß bald seinen Eid. Statt die Reservationen ganz abzuschaffen, wie es der zweite von den 18 beschwornen Artikeln forderte, vergrößerte er vielmehr dieselben. Wer konnte in diesen Zeiten noch auf Treu und Glauben etwas halten, da die heiligen Statthalter Christi selbst mit Lug und Trug umgiengen, und sich nicht scheuten, öffentlich abgelegte Eide mit Füßen zu treten.

Indeß ließ Martin V. kurz vor seinem Tode ein anderes öcumenisches Koncilium zusammen berufen. Sein Nachfolger Eugen IV. that in einer eigenen Bulle das nemliche. Das Koncilium nahm hierauf im Jahr 1431 zu Basel seinen Anfang. Da die Väter mit Gründlichkeit zu Werke giengen, und den Misbräuchen bis auf die Wurzel nachspähten, verließ Eugen das Koncilium, gieng nach Bologna, und wollte es ganz aufheben. Allein die Väter bewiesen ihre rechtmäßige Versammlung, welche durch zwo Bullen bestätiget ward; sie fuhren fort, die heilsamsten Verfügungen zu treffen. In der 28sten Sizzung

hob man alle Reservationen gänzlich auf. Der Pabst behielt keine übrig als die Benefizien des Kirchenstaats. Die Päbste, über den Eifer dieses Konciliums aufgebracht, erklärten es für unrechtmäßig und lasterhaft. — Als wenn die Bischöfe Roms das Recht gehabt hätten, Leute zu lästern und zu verläumden, die mehrere Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit besaßen, als sie selbst! — Eugen V. drang indeß doch durch; das Koncilium gieng zu Grunde. Von dieser Zeit an wurden die Klagen und Protestationen wider die römischen Kanzleyregeln allgemein, bis endlich durch die Wahl Nikolaus V. der Friede in der Kirche wieder hergestellt ward. Dieser sezte aber die päbstlichen Reservationen wieder in ihren vorigen Glanz, denn es lag den Päbsten zu viel daran, diese reiche nie versiegende Goldader im vollen Flusse zu erhalten. Dieser Pabst sammelte die nüzlichsten Regeln und Reservationen seiner Vorgänger, sezte selbst verschiedne gerichtliche Regeln hinzu, und bildete die Kanzleyregeln ganz aus, die Rom mehr eintrugen, als Gregor IX. und Bonifacius VIII. durch alle ihre Dekrete erwerben konnten. Seit Nicolaus V. Zeiten haben verschiedene Päbste noch einige Zusäzze zu diesen Regeln gemacht, aber das Wesentliche, — das Sistem derselben blieb unangetastet.

Hier haben Sie, bester Freund, im kürzesten Auszuge die Geschichte der Kanzleyregeln Roms.

Sie

Sie werden daraus ersehen, daß die Päbste anfangs nur bittweise sich einige Benefizien für ihre treuen Höflinge ausbaten: daß sie diese ihnen erwiesene Gefälligkeiten bald als ein ihnen zustehendes Recht ansahen, daß sie aus unersättlichem Geiz und Habsucht dieses vermeintliche Recht immer weiter ausdehnten; daß sie es dadurch endlich so zu karten wußten, daß ihre Günstlinge allenthalben durch ganz Europa verbreitet wurden. Dieser lezte Umstand verdient von den Fürsten genau erwogen zu werden. — Da die Päbste die einzigen waren, durch welche man einige Jahrhunderte hindurch ansehnliche Benefizien erhalten konnte, so schmiegte sich jeder, der Benefizien suchte, den Grundsäzzen und Absichten Roms an. Jeder geistliche Vorsteher sah in der Person des Pabstes — einen Mann, in dessen Händen sein ferneres Glük beruhete. Sich dieses zu verschaffen, die Gunst der Päbste zu erhalten, schwuren die — in ganz Europa zerstreuten Kreaturen des römischen Stuhls — den pünktlichsten Gehorsam gegen ihn. So kam es, daß die Päbste in den entferntesten Ländern häufige Anhänger hatten, die jede ihrer Unternehmungen unterstüzten, und jede Verfügung der Fürsten dagegen vereitelten. Ohne diese auf Unkosten fremder Nationen gefütterte Armee römischer Klienten wäre Rom nie so weit gekommen. Rom bereicherte seine Schmeichler, und diese liehen zur Gegenerkenntlichkeit ihre Schultern her,

um das anwachsende Ansehn des Pabstes allenthalben als ein Heiligthum aufzustellen.

Zum Schluße meines heutigen ziemlich langen Briefes will ich Ihnen, mein Bester, noch die Erklärung des vom Honorius III. nach England und Frankreich in Betref der Reservationen abgeschikten Legaten herszzen; „ Dieser Legat berief sich auf das Aergerniß der heiligen römischen Kirche, und auf den uralten Schandflek derselben, das ist auf die Lust, welche die Wurzel alles Uebels heißt, und die vornehmlich darinn besteht, daß niemand am römischen Hof ein Geschäft ausmachen kann, es geschehe dann mit großem Geldaufwand und Anerbietung von Geschenken. Weil aber an diesem Aergerniß und Schimpf die römische Armuth Schuld ist, so müssen natürlich die Söhne den Mangel ihrer Mutter erleichtern; denn wenn wir nicht von euch und andern ehrlichen Leuten Geschenke bekämen, so würde es uns am nöthigen Lebensunterhalt gebrechen, welches sich nicht für die römische Würde schikte.“

Kann man offenherziger als dieser ehrliche Mann von einem Legaten sprechen.

Fünf-

Fünfzehnter Brief.

Sie irren sich, liebster Freund, wenn Sie glauben, daß man den Päbsten dieser Gewaltthätigkeiten wegen nie widersprochen habe. Selbst die wunderlichen Grimassen, die sie bey jedem neuen Schritte machten, beweisen schon, daß sie nicht mit so freiem Herzen zu Werke giengen, als sie es wohl gethan haben würden, wenn sie das Recht auf ihrer Seite gehabt hätten. Die Geschichte ist voll von Beispielen, die uns das Mißvergnügen der Nationen wider das Verfahren der Päbste deutlich genug aufdekken. Ich will daher davon abbrechen, und sie dafür mit einem Manne bekannt machen, der die Wahrheit mit ungeheuchelter Stirne so evident bewies, daß Rom und alle seine Kanonisten nicht Einen gegründeten Einwurf dagegen aufbringen konnten.

Dieser Würdige ist Antonius Pereira von Figueiredo. Sein Traktat von der Macht der Bischöfe ist bekannt, und mit allgemeinem Beifalle aufgenommen. Aber nicht so bekannt ist sein Traktat vom Recht der Metropolitane über ihre Bischöfe, welchen er auf Befehl des Hofs zu Lissabon schreiben mußte. Ich will Ihnen daher nur die Kapitel und Säzze anzeigen, die Pereira in diesem Werke mit einer solchen Gründlichkeit ausführet, daß es jedem Leser zum wahren Vergnügen gereichen muß, ihn gelesen zu haben.

Pereira beweist:

1. Das Recht der Metropolitane, die Bischöfe ihrer Provinz zu bestätigen, ist ein Recht, das von den Zeiten der Apostel herrühret.

2. Das Recht der Metropolitane, die Wahlen der Bischöfe in ihrer Provinz zu bestätigen, das sie von den Zeiten der Apostel haben, wurd durch viele Generalkoncilien vom ersten Nicäischen an bis auf das vierte lateranische Koncilium bestätigt.

3. Viele alte Provincialkoncilien von Orient, von Africa, Frankreich und Spanien bestätigten den Metropolitanen eben dieses Recht.

4. So auch alle Päbste vom fünften bis zum zwölften Jahrhundert.

5. Das neue Recht der Decretalen, das Pabst Gregorius IX. im XII. Sekulo kund machte, hebt die Rechte der Metropolitane nicht auf.

6. Auch in Sexto erhalten die Metropolitane das Recht ihrer Suffraganbischöfe zu bestätigen.

7. Auch in den Clementinen = und Extravaganten wird den Metropolitanen die Bestätigung der Bischöfe, ihrer Suffraganten, vorbehalten.

8. Ueber 1200 Jahre waren die portugiesischen Bischöfe immer Suffraganten von den Metropolitanen des Reichs, und nicht vom Pabst. Also war es nicht der Pabst, der sie bestätigte und

einwei-

einweihen ließ, sondern die Metropolitane, denen sie untergeben waren.

9. Die Ordination der Metropolitane steht sowohl nach dem alten kanonischen Recht, als nach den neuen Dekretalen der Provincialsynode zu.

10. Sowohl nach dem alten Rechte, als nach dem neuen Dekretalen, bekommt ein Metropolitan seine Gerichtsbarkeit nicht durch das Pallium, sondern durch die Bestätigung der Synode.

11. Durch die neue Kanzleyregeln fiengen die Päbste an, zu reserviren; und reservirten sich endlich die Bestätigung der Bischöfe und Erzbischöfe auf immer.

12. Die päbstliche Reservationen haben andre Ursachen, als man vorwendet. Man gebraucht den Vorwand von der Beförderung der Ehre Gottes, und dem Nuzzen der Kirche, die wahren Ursachen aber sind Ehr- und Geldgeiz.

13. Die vorgegebenen Beweggründe der Reservationen mögen gewesen seyn, welche sie wollen, so ist soviel gewiß, daß die Päbste eigenmächtig eine kirchliche Gewohnheit nicht abschaffen konnten, die sich 1200 Jahre über in der Kirche erhalten hat.

14. Die Duldung der Bischöfe, und die Nachgiebigkeit der Könige haben den Reservationen aufgehol-

geholfen. „ Beide können also wieder davon abgehn.

15. Beispiele katholischer Könige, welche auch ausser dem Falle eines verhinderten Recourses vorjezt die Ordination der Bischöfe in jeder Provinz selbst, ohne apostolischen Briefen abzuhangen, erlaubt machen.

16. Ursachen und Beweggründe, die alte Ordnung wieder einzuführen.

Dies sind die Säzze, die der gelehrte und unpartheyische Verfasser mit der pünktlichsten Genauigkeit erweiset. Möchten doch unsre Metropolitane statt der Kabalenreuterey diese Säzze genau nach Pereira studiren! Der neunte und zehnte Saz verdiente vorzüglich ihre Aufmerksamkeit, damit sie doch einmal einsehen lernten, daß dem wahren aufgeklärten Katholiken der Metropolitan ohne rothen Hut eben so werth sey, als all seinem römischen Purpurgeschmeide, für das er das Land seines Fürsten, von welchem er aus Gnade den Unterhalt zieht, um so viele tausend Gulden ärmer, die Schazkammer aber um so viel reicher macht.

Sie können sich gar keinen Begrif machen, wie weit es Rom durch seine Künste gebracht hat, ungeheure Summen aus allen katholischen Provinzen an sich zu ziehen. Ich will hier nur Venedig zum beweisenden Beispiele anführen.

Die

Die Deputation ad pias Causas, welche auf Befehl der Republik alle Mängel der Kirchenzucht untersuchen, und den Befund derselben nebst den Vorschlägen, denselben abzuhelfen, dem großen Rathe einreichen mußte, gab den 19ten Mai 1769. folgende Summen an, welche in den lezten zehn Jahren nach Rom geschikket worden. —

1. Betrag der Benefizien, der außer Land an Geistliche versendet wird des Skudi Jahrs 39962 Skudi, in zehn Jahren 399,620

2. Vermög eines besondern Verzeichnisses abermals Pensionen an geistliche Personen außer Land das Jahr 11000 Skudi = = = = = 110,000

3. Für 28 Bullen, welche von Rom den Patriarchal- Erz- und Bischöflichen Kirchen im venetianischen Staate ertheilet worden = = = = = 780,670

4. Zwei und vierzig Bullen für Abteyen, Probsteyen und Priorate = 7,717

5. Hundert und zehn Bullen wegen verschiedener Pensionen = = = 12,125

6. Zwei hundert fünf und zwanzig Bullen von Rom wegen Patriarchalkirchen = = = = = 20,087

7. Hundert sieben und zwanzig Bullen für Dignitäten, Canonikate und Collegiaten von Rom = = = 12,665

8. Für

8. Für 150 Beneficia non residen- Skudi
tialia = = = = = = 1,948

9. Im Jahr 1768. sind allein 1130 Dekrete, Reskripte, Indulgenzien, Privilegien von Altären und andre Klassen in Rom gesucht und erhalten worden. Die Summe beträgt 6859 Skudi. Man kann auf zehn Jahre im Durchschnitte immer rechnen = = = = 48,013

Hier macht die Deputation ad pias Causas die merkwürdige Anmerkung. „ Unter diesen verdienen ernstliche Ueberlegung die Dispensationen „ wegen Ordinationen und Privatoratorien, und „ die Diplome wegen des Grafen-Titels, und andern Ehrentiteln, die man (venetianischen) Unterthanen giebt. “

10. Fünf hundert neun und achtzig Ehedispensationen, die im Jahre 1768. allein zur Revision übergeben worden; welche 160,800 Skudi kosteten. Im Skudi Durchschnitte auf zehn Jahre = 1,286,400

11. Die Summen unter dem Titel von Quindennien, Vigenien, Generalprokuratorien, welche Rom bezahlet werden = = = = = 30,690

12. Unter dem Namen der Visitationen, Taxen, zufälligen Messen einiger Regularorden = = = 50,220

Diese

Diese einzelnen Summen betragen 2,760,164 Skudi, welche Rom binnen zehn Jahren durch seine Hofkanzeley an sich zu lokken wußte. Wenn man aber bedenket, daß auch der größte Fleiß nicht alle heimliche Schleichwege zu entdekken im Stande ist; da die Pilgrimschaften nach den Heiligthümern in Romagna, die Indulgenzen von Assist, die Messen, welche von den Mönchen heimlich an ihre Superioren und Convente im römischen abgeschikt werden, die Quoten für Canonisation der neuen Heiligen, die Geldbezahlungen de Gomponenda genannt, die man durch ein öffentliches Instrument mit dem St. Peters-Bau in Rom ausgleichet, dem man eine gewisse Summe Geldes giebt, damit er von einer weit größern andern schuldigen Summe lossprechе, z. B. von der Schuld frommer Vermächtnisse, die man nicht erfüllet hat; da man das Geld, welches fremde Prediger aus dem römischen hinausschleppen, die Taxen für allerley Ehrentitel, für den Gebrauch der Wachskerzen und des Canonis, und für Kleider, die einen von den übrigen Geistlichen unterscheiden; — da man, sag ich, alle diese Summen, welche diese Kleinfügigkeiten jährlich nach Rom lokken, nicht bestimmen kann, so läßt sich auf den Ausfluß des Geldes aus den Provinzen nach Rom demnach auf die noch unentdekten ungeheuern Summen schließen. Und man sollte nicht das Recht haben, diese Ausflüsse zu stopfen? Hat Venedig, das wegen seiner ewigen Debatten

mit

mit Rom so bekamte und auf seine oberherrliche Gewalt auch in Kirchendisciplin so eifersüchtige Venedig noch so viele Geldauswanderungen nach Rom entdecken müssen, was wird die päpstliche Kammer nicht erst aus deutschen Provinzen gezogen haben wo man sein Geld gern und mit Vergnügen für römische Worte, Papiere und Reliquien verschleuderte? —

Es ist erstaunend, durch welche Kleinigkeiten die Päbste oft die ansehnlichsten Summen aus den Staaten katholischer Fürsten an sich lokken können. Eben diese Deputation ad pias Causas erwähnt in dem unterm 12ten Junii 1767 dem Rath der Zehen, eingereichten Bericht von „dem Schaden, „den der allzu große Reichthum der Geistlichen und „Klöster“ dem Staat verursachet — einer Brüderschaft, welche 1740 errichtet worden, die 1756 schon 23000 Mitbrüder, und in zehn Jahren 315,687 Lire gesammelt hatte, von denen aber 144,336 Lire nach Rom geschikket worden. — Ist es nun einem Fürsten zu verdenken, wenn er über die Brüderschaftskassen herfährt, oder die Brüderschaft selbst aufhebt? Welch ein Unsinn, wenn man den Bauchgürtel des heiligen Augustin als ein Miraculum wirkendes Ens zu eben der Zeit, in der das allerheiligste Altarssakrament zur Anbetung ausgesezzet ist, in der Kirche herumträgt? Warum, meine Herren, haben Sie doch noch keine Brüderschaft zum Sporn des Ritter St. Georgs errichtet? —

Sechs-

Sechszehnter Brief.

Ja wohl, mein Bester, sind der Schleichwege, durch welche Rom so unzählige Summen an sich zieht, unendlich viele. Einer der reichhaltigsten, den man aber nie ganz bestimmen kann, sind die Generale der Orden. Sie wissen, daß jeder Ordensgeneral über alle Glieder seines Ordens in der ganzen Christenheit der eigentliche Souverain ist. So wie jedes Kloster — ich will sagen, jeder Prior, Guardian, Abt, Prälat, von seinen Untergebenen jährlich die Konduitliste an den Provinzial seines Ordens einschiken muß, so muß auch jede Klosterobrigkeit dem Provinzial den Vermögensstand des Klosters genau, und unter der Strafe der Exkommunikation anzeigen. Der Provinzial zieht aus den einzeln eingeschikten Vermögensanzeigen eine Totaltabelle seiner ganzen Provinz zusammen, und schikt sie nach Rom an seinen General. Dieser läßt dann aus den von den Provinzialen eingeschikten Tabellen eine Haupttabelle über den ganzen Orden, und dessen Vermögen zusammentragen. Er ist daher im Stande, mit einem Blik den Vermögensstand jeder ihm untergebenen Provinz zu übersehen.

Zu was diese Tabelle nüzt? — Sehr viel, Freund, sehr viel. Hören Sie nur.

Jeder General hat in seiner Kanzley diese zuverläßige Tabelle. Der Pabst, der alle Orden der

Welt nur als seine Legionen ansieht, die ihm alle mögliche zeitliche Dienste zu leisten verpflichtet sind, weiß den Vorrath seiner Ordensgemeinden sehr geschikt zu benuzzen. Sobald ausserordentliche Ausgaben in Rom vorfallen, oder überhaupt, so oft es den Pabst nach einigen Millionen gelüstet, ruft er die Generale zu sich. Er gewinnt sie durch Kleinigkeiten; durch Indulgenzen, Reliquien, Ehrentitel und durch tausend andre solche Sächelchen. Wenn er nun lange genug solche süße Komplimente gegen sie verschwendet hat, so rükt endlich der apostolische Vater mit seinem Vortrage hervor. Er entdekt ihnen, daß die Kirche in Noth sey, daß sie der Hülfe der geliebtesten Söhne seines Herzens bedürfe, u. s. w. und bestimmt die Summe, die er braucht.

Die Ordensgenerale, wenn sie auch manchmal saure Gesichter machen, — sind doch gezwungen, in solchen Fällen sich als gehorsame Söhne des päbstlichen Stuhls zu beweisen. Die verlangte Summe wird von der römischen Kammer nach dem Vermögensstande der Orden vertheilt. Jeder Ordensgeneral erhält also die Summe bestimmt, welche er von seinem Orden einzuschreiben hat. Zu Hause repartirt er diese Summe wieder nach dem verschiedenen Grade des Reichthums seiner Provinzen, und schikt den Provinzialen den Befehl zu, wieviel jeder aus seinen ihm untergebenen Klöstern einsammeln soll. Der Provin-

ji al nimmt seine Provinztabelle zu Hülfe, und schreibt nach dem Vermögen seiner Klöster die Beisteuer aus. So wie die Repartition vom Pabste bis auf die entferntesten Klöster der Christenheit von oben herab geschah, so geschieht nun die Ueberlieferung der Gelder stufenweis von unten hinauf. Von den Klöstern an die Provinziale, von den Provinzialen an ihre Generale, und von diesen in den nie zu sättigenden Sekkel des Statthalters Christi.

Da auf diese Art das Vermögen aller Klöster der Welt in jedem Nothfalle dem Pabste zu Befehl steht, so sehn Sie selbst ein, warum die Päbste so eifrig waren, die Orden so zahlreich und so mächtig zu machen. Ist es aber nicht Beleidigung der Menschheit, daß die Katholiken, bloß weil sie Katholiken sind, mit ihrem Gelde die faulen Römer mästen sollen; die Römer, die ihre Tage im Müßiggange zubringen, von Lug und Trug gegen Fremde leben, und wer weiß was für herkulische Arbeiten verrichtet zu haben glauben, wenn sie Rosenkränze fassen, und Marienbilder schnizzen? —

Rom hat sich also von allen Seiten Anhänger und Reichthümer verschaft. Durch die Reservationen streute es in der ganzen Welt die eifrigsten Vertheidiger seiner Lehrsäzze und Usurpationen aus, — durch die Klöster öfnete es sich den Weg zum Schaz der ganzen Christenheit. Ich zweifle,

ob je ein so fein — aber zugleich auch ein in so hohem Grade ungerecht zusammengewebtes — Sistem existirt habe, als zu Rom.

Ihnen einen Begrif zu machen, wie viele Schäzze auf irgend einen Fall der Noth für die Päbste in Bereitschaft liegen, will ich Ihnen nur den Vermögensstand der venetianischen Geistlichkeit hersezzen, die doch bei weitem noch nicht die beträchtlichste ist.

In dem „Berichte über die Schädlichkeit „der Reichthümer der Geistlichkeit," welchen die Deputation ad pias Causas den 12ten Junii 1767. dem Rathe der Zehen überreichen mußte, findet man folgende Schäzzung:

1. Der Werth der Güter nach der Summe der jährlich fallenden Zehenden disseits und jenseits des Mincio und in den Seestaaten	=	Dukaten 39,127,923
2. Werth der geistlichen Feuerstätte		37,300,869
3. Werth der geistlichen Feuerstätte auf dem festen Lande	= =	7,315,231
4. Nach den klösterlichen Einkünften der Regularmönche berechnetes Kapital von	= = = =	8,657,290
5. Die öffentlichen Hinterlassungsanstalten weisen zu Gunsten der Geistlichkeit ein Vermögen aus von		26,716,249

6. Aus

6. Aus den Schäzzungen des festen Landes ergiebt sich noch eine Summe von = = = = = 147/313

Also in allem ein Vermögen von 119/264/875 Dukaten, welches die venetianische Geistlichkeit besizzet. Welch ungeheure Summe! Und doch ist diese Summe noch nicht ganz. Die Deputation hat noch viele Rubriken hinzugesezzet, welche ich hier auch anzuführen nöthig finde. Dukaten

a) Allmosen und erbetteltes Vermögen 4/858/984

b) Für 3/750/332 jährliche Pflichtmessen nebst 320/350 Anniversarien 26/492/766

c) Für 7/177/695 zufällige Messen, die man von 4795 Pfarreyen, Bethäusern und Schulen ausfindig machte 9/833/333

NB. Es fehlten noch 12988 Kirchen, welche die Eingabe der zufälligen Messen nach einem vorgeschriebenen Durchschnitte von 5 Jahren nicht eingereichet hatten. Man kann also billig für sie rechnen = = = = 12/833/333

d) Für Messen der übrigen 11644 Priester = = = = = 29/297/804

e) Zu todten Händen gelanget = 2/402/234

f) Von Testirenden gegen vorgeschriebene Bedingungen vermacht, aber erst bey Erfüllung derselben zu erheben = 894/860

g) Eine dergleichen Summe für ebenfalls noch nicht liquide Fälle in der Stadt Venedig selbst = = = 617,822 Dukaten

h) Vermächtniß des Herrn Andreas Pisoni zu Gunsten der Geistlichkeit = = = = = 160,000

Diese Posten betragen ein Vermögen von 87,391,136 Dukaten, welches mit der vorigen Hauptsumme verbunden, uns die fast unglaubliche Summe von 206,656,011 Dukaten giebt, die die venetianische Geistlichkeit besizzet. Da die Anzahl der geistlichen Priester, Mönche und Nonnen im venetianischen Gebiethe sich auf 45,777 Köpfe beläuft, so ergiebt sich, daß jedem Geistlichen ohngefehr 120 Dukaten im Durchschnitte jährliche Renüen zugetheilet werden können, wenn man das Hauptvermögen zu 3 Procent jährlicher Nuzzung berechnet. Da aber die Deputation selbst die Bemerkung macht, daß kaum die Hälfte ihrer Geistlichkeit den hinlänglichen, von der andern Hälfte nur einige einen überflüßigen, die andern aber fast kaum den nothwendigen Unterhalt haben, so sieht man daraus leicht, daß die Ungleichheit der Güter und des Vermögens unter der Geistlichkeit eben so herrscht, wie unter den Layen.

Dieser Entwurf vom Vermögensstande der venetianischen Geistlichkeit wird Sie, mein Bester, nun in den Stand sezzen, ohngefehr einen Ueberschlag machen zu können, über wie viele

Schäzze der Christenheit der päbstliche Stuhl unter dem Dekmantel der Religion zu gebieten habe. Lassen Sie mich diesen Versuch zum Zeitvertreibe machen. Ich will die katholischen Länder nach dem Maaßstabe der Venetianer in Pausch und Bogen ansezzen.

Es soll also das Vermögen der Geistlichen in Venedig	= =	Dukaten 206,656,011
In Portugall aber, dem Vermögen der Venetianer gleich seyn	=	206,656,011
Spanien zweimal reicher	= =	413,312,022
Frankreich mit den Venetianern gleich	= = = =	206,656,011
Ganz Deutschland noch einmal so reich	= = = = =	413,312,022
Böhmen wie Venedig	= =	206,656,011
Die übrigen österreichischen Staaten		206,656,011
Pohlen ebenfalls nur	= =	206,656,011
Ganz Italien zweimal so viel als Venedig	= = = =	413,312,022
Asien, Afrika, Amerika ebenfalls so viel	= = = = =	413,312,022

Macht also zusammen eine Summe von 2,893,184,154 Dukaten, welche den Vermögensstand der katholischen Geistlichkeit ohngefähr ausmacht. Ich weis zwar, daß diese ungeheure Summe kaum zur Hälfte hinreicht, wenn man

das Vermögen derselben an allen Orten mit der Genauigkeit der Venetianer berechnen wollte. Allein auch diese Summe ist schon hinlänglich, um zu beweisen, daß kein Monarch in der Welt über so vieles Vermögen zu befehlen habe, als der Pabst, der es in den vorigen Zeiten so geschikt zu karten wußte, daß ganze Heerden bekutteter Bettler sich zu seinem geheimen Schazmeistern in der ganzen Christenheit aufwarfen.

Zittern Sie nicht mit mir, Freund, vor einer Macht, zu deren Unterstüzzung diese nie gehörten Schäzze bereit liegen? vor einer Macht, die vom Orient bis zum Occident auf dem ganzen Erdball ihre Emissarien und Anhänger hat? vor einer Macht, vor der, wenn sie, um mit Homer zu reden, nur mit dem Augenwimper winket, der ganze Olymp schon zittert, die mit ihren papiernen Bannstralen ganze Nationen dem Teufel in Rachen werfen kann, die mit den feinsten Künsten der Intrigue wie ein Vater mit seiner Familie auf das innigste vertraut ist? — Gott gebe, daß unsre Fürsten Einigkeit und Entschlossenheit auch in künftigen Jahrhunderten beseelet, wenn wir anders nicht befürchten sollen, daß unsre Enkel den Pantoffel der römischen Päbste für die einzige Glükseligkeit hier auf Erden ansehen müssen. Die Grundpfeiler zur geistlichen Universalmonarchie wurden mit der feinsten Politik in den vorigen Jahrhunderten geleget. Man irrt sich, wenn man glaubt, diese Grund-

pfeiler entkräftet zu haben, weil man die kühnen Baumeister dieses Gebäudes hindert, die Kapitäler darauf zu sezzen. — Warum darf ich als Katholik izt nicht mehr sagen! Aber die Fürsten, die Fürsten könnten izt — viel thun.

Siebenzehnter Brief.

Vorstellen konnt ich mir sie allerdings, die grossen Augen, die Sie über meinen lezten Brief machen würden. Ja, freilich geht der Weltlauf wunderlich durcheinander. Alles Hurliburli! Wer's Petern zu der Zeit, als der Gottmensch, unser Religionsstifter, auf einer Eselin zu Jerusalem seinen Einzug hielt, — wer's Petern damals gesagt hätte, in tausend Jahren werden die, welche sich deine Nachfolger nennen, und aus jeder deiner Handlungen und Worte — Statuten für sich abstrahiren, die Lehre Christi zu ihrem Perü machen, ich glaube Peter hätte Christo diesen Menschen als einen Narren vorgeführet, und gebeten, sein Gehirn zu heilen. Und doch brachten die Zeiten diese Metamorphose hervor. Christus ritt auf einer Eselin, und lebte in Armuth; es ist billig, daß seine Statthalter drei Kronen tragen, — Millionen aufhäufen, und alle die hungern lassen, die nicht ihre Nepoten sind, und den Esel ritt izt den militärischen Stärkern vor ihren Hauptwachen überlassen. —

Doch dauert jedes Pliktrum nur eine Zeit. So geht es auch mit den Usurpationen des römischen Hofes. Sobald die Vernunft anfängt sich selbst zu leiten, ohne am Gängelwagen der Vorurtheile herum zu schaukeln, — so gewinnt jedes — sonst so fürchterliche Phantom — eine andre Gestalt. Es waren Zeiten, — und sie sinds noch in einigen Gegenden, wo man sichs zur Sünde rechnen würde, den Pabst für weniger als — Gott auf Erden anzusehen. Man sehe nur des Pater Cyprianus Benetti Traktat de prima orbis Sede deshalb nach. In solchen Gegenden, und in solchen Zeiten durfte es die Vernunft nicht wagen, hervorzubrechen.

Aber endlich hat mans erkannt, daß die Päbste eben nur Menschen sind, wie wir, man hat es sogar aus den Handlungen der Päbste selbst erkannt, daß sie nicht einmal immer die besten waren. Man trennte Pabst und Religion, und sah ein, daß man den Eigendünkel verstorbener Päbste ganz füglich vor den Richterstuhl der strengsten Kritik ziehen dürfe, ohne deshalb die Achtung gegen Religion aus den Augen zu sezzen. — Und so, Freund, dringt man izt durch so manches Panzerhemd der Johanne XXII. der Sixte, der Gregore und Alexander durch, das vormals profanen Händen zu berühren verboten war.

Sie gestehen endlich in Ihrem Briefe, mein Bester, daß Sie sich seither nie einen richtigen Begrif

griff machen konnten, wenn wir Katholiken von dem Schaden der Klosterleute so laut schrien. — Aber nun werden Sie doch wohl die Ursache einsehen, warum man schreyen mußte. Auch werden die Herren Mörche und Appendix nicht mehr die Ausflucht ergreifen können, als schrie der Laye, ohne zu wissen: warum? Zwey tausend, acht hundert, drey und neunzig Millionen Dukaten, die Sie, meine Herren, nach dem geringsten Anschlage besizzen, und von denen Rom so überschwenglich viel an sich zieht, — sind wohl der Mühe werth, daß man schreyt! —

Doch lassen Sie mich izt auf unsern Kaiser, und seine Verfügungen in Kirchensachen zurükkommen.

Joseph sah auf die Wurzel der eingeschlichenen Mißbräuche. Er bemerkte, daß so lange der zu starke Nexus seiner Unterthanen mit Rom nicht aufgehoben würde, alle Reformation vergebens wäre. Er befahl daher, daß die Bischöfe in ihre alte Rechte wieder eintreten sollten; befahl alle Dispensationen von dem Diöcesan zu suchen, der sie nach seiner ihm von Gott erhaltenen geistlichen Macht nach eigenem Befinden der Sache entscheiden sollte; befahl, alle Klöster, — exempt oder nicht, — der Gerichtsbarkeit der Bischöfe zu unterwerfen. Er hob den Zusammenhang der Ordensprovinziale mit ihren Ordensgeneralen in Rom auf; unterzog die Verleihung der bischöflichen Benefizien

nessen seinen Majestätsrechten; ließ sich den Eid der Treue von den neuen Bischöfen ablegen; ließ für Religion und Staat unnüzze Mönchs- und Nonnenklöster aufheben; verbot die Kundmachung aller päbstlichen Breven und Bullen, bevor sie nicht der landesfürstlichen Einsicht und dem Placito Regio vorgeleget würden; annullirte alle vorhergegangene Bullen und Breven, welche in einer gewissen Zeitfrist nicht eingereicht würden, um das Placitum Regium zu erhalten; — andrer Vorkehrungen, die zwar eben so heilsam, aber weniger eingreifend in die vermeintlichen Rechte Roms waren, nicht zu gedenken.

Bei diesen kühnen Schritten staunte ganz Europa; und fast alle Unterthanen des Monarchen, die noch vom Mönchsgeiste leben, wurden bestürzt darüber. Lassen Sie michs versuchen, die Schritte Josephs so zu verfolgen, wie er sie that.

Er befahl, „ daß die Bischöfe in ihre alten „ Rechte wieder eintreten sollten. “ Es ist bereits schon bis zur Evidenz bewiesen, daß die Bischöfe nur durch ihre Nachläßigkeit und einen unglüklichen Nachgebungsgeist sich ihre Rechte, die ihnen die christliche Religion als Hirten der Kirche ertheilet, durch Roms Usurpationen haben aus den Händen winden lassen. Unter den mannichfaltigen Flitterursachen, weswegen die Bischöfe, so sehr sie auch von den Bischöfen Roms mißhandelt wurden, dennoch schwiegen, war ohnstreitig

ſtreitig die Verwegenheit der Päbſte, mit der ſie ſich die Reſervation der Benefizien zueigneten, eine der triftigſten. Eine zweite, der Reichthum der unter dem Schuzze des Pabſtes befindlichen Biſchöfe, welche ihre Nachgiebigkeit dem römiſchen Stuhle theuer genug zu verkaufen wußten; die dritte, die Hofnung, da nun der Pabſt die glänzendſte Hauptrolle in der geiſtlichen Hierarchie ſpielte, von ihm im Gegentheile ungleich mehrere Vortheile ziehen zu können, als von den Nationen, denen ſie vorſtunden; eine nicht geringere Urſache endlich die Ausſicht, durch den Eifer für das päbſtliche Anſehn, die Tiara ſelbſt zu erhaſchen; und endlich der Kunſtgrif, den Rom erſann, allerley Ornamente für ſeine Prälaten zu erſinnen, und dieſen Lappalien einen Werth und Rang beizulegen, der alles übrige, was man nur immer als Geiſtlicher von ſeinem Fürſten glänzendes und ehrenvolles erwarten konnte, bei weitem übertreffen ſollte. Pallien, rothe Hüte, — Erzbißthümer von Ländern, wo kein Chriſt, ohne Gefahr geſpießt zu werden, nur einen Fuß hinſezen darf, — und dergleichen mehr.

Was Biſchöfe ſind, was ihre Gewalt, ihre Gerichtsbarkeit ausmacht, haben Van Eſpen, Thomaſinus, Rieger, Febronius, Eibel und vorzüglich Pereira, nebſt vielen andern, ausführlich genug bewieſen, und dargethan, daß es eine wahre Laſt für das katholiſche Chriſtenthum

ſey,

sey, jeden kanonischen Fall — „ zu dessen Berichtigung die Bischöfe gleiche Macht mit dem Pabste „ haben, " — erst vor den Richterstuhl zu Rom zu bringen. —

Es wird Ihnen nicht mißfallen, wenn ich die Hauptpunkte vorlege, die Pereira in seinem Werke von der Macht der Bischöfe durch das Zeugniß der Schrift, der Koncilien, der heiligen Väter, der Theologen und Kanonisten erwiesen hat. Nämlich:

Daß die bischöfliche Macht und Gerichtsbarkeit, in ihrer ersten Einsezzung betrachtet, so wie sie aus den Händen Jesu Christi hervorgieng, ihrer Natur nach vollkommen, und in Beziehung auf jeden Sprengel unumschränkt ist;

Daß sich die Bischöfe, viele Jahrhunderte durch in dem Besizze dieser vollkommenen und unumschränkten Gerichtsbarkeit und in der Macht behauptet haben, „ sogar von den Verordnungen allgemeiner Koncilien und der Päbste zu dispensiren, " wenn es das Bedürfniß und der Nuzzen der Gläubigen erforderte; dergestalt, daß, als die apostolischen Reserven sich nach und nach eingeschlichen, solches nicht ohne Widerspruch vieler großer und heiliger Bischöfe geschehen konnte;

Daß, als die Bischöfe endlich ihre Einwilligung zu diesen Reserven gaben, oder dieselben duldeten, solches nur unter der Bedingung geschah,

daß

daß, sobald der Recours nach Rom auf irgend eine Weise gehemmet oder gehindert würde, sie wieder in diese Gerichtsbarkeit und in die ursprüngliche Macht, die Jesus Christus mit ihrem Karakter verbunden hat, einträten, so auch, daß der Pabst sie nicht gänzlich und noch weniger auf immer dieser Macht und Gerichtsbarkeit berauben kann; indem auf der einen Seite der Pabst gewiß nicht die Gewalt hat, den Bischöfen aus eignem Triebe eine Macht zu nehmen, die ihnen Christus, die Apostel und die Kirche gegeben haben, und auf der andern Seite die Hirtenpflicht, die, Kraft göttlicher Einsezzung, den Bischöfen eigen ist, ihnen nicht gestattet, zum Nachtheile ihrer Heerde sich einer Macht berauben zu lassen, die ihnen Christus nicht zu ihrem eigenen, sondern zum Vortheile ihrer Schäflein gegeben hat;

Daß in gegenwärtigen Umständen, wo der Rekours an den heiligen Stuhl keine Statt findet, und zwar ohne einige Schuld der Bischöfe, und wo in Portugall ein so großes und allgemeines Bedürfniß, „ besonders in Ansehung der Dispensen in „ Ehesachen, obwaltet, die der Pabst, ohne wich„ tige und dringende Noth nicht mehr, als die „ Bischöfe ertheilen kann; diese nemli„ chen Bischöfe sogar von den öffentlichen Ehe„ hindernissen und von allen dem heiligen „ Stuhle vorbehaltenen Fällen loß„ sprechen können, “ wenn diese Dispen-

sen

sen nicht ohne großes Ungemach, und ohne groſ-
sen Nachtheil der Seelen unterbleiben können.

Daß der Pabst weder übel aufnehmen kann noch darf, daß die Bischöfe, indem die Gläubigen ohne ihr Verschulden sich in dem Unvermögen befinden, an den obersten Hirten sich zu wenden, diesen Abgang ersezzen, da sie durch das göttliche Recht ihre ordentlichen Hirten sind; und daß sie durch Ertheilung der Dispensen, nichts als eine Macht und Gerichtsbarkeit ausüben, die ihnen Christus selbst gegeben hat, als er seine Apostel bildete, ihnen seine Sendung ertheilte, und den bischöflichen Orden stiftete, um in der Person ihrer Nachfolger, höchste und unumschränkte Ausspender der göttlichen Geheimnisse, und bevollmächtigte Diener seiner Kirche zu errichten, damit sie in allem, und überall für die geistlichen Bedürfnisse ihrer Schäflein Sorge trügen, ohne daß der Primat des heiligen Petri dadurch beleidiget werden könne, weil dieser Primat nichts weiter über die Bischöfe besizzet, als die Oberaufsicht über einen jeden derselben, jedoch ohne die Gerechtsame und die Vorrechte derselben verlezzen zu können.

Daß endlich die Bischöfe in allen katholischen Staaten, nach ihrer alten und ursprünglichen Macht, die Gewalt, die geistlichen Bedürfnisse zu besorgen, und überhaupt in allen Fällen einer dringenden Noth zu dispensiren, wieder ergriffen

haben,

haben, wenn die Gläubigen, durch Zufälle aller Gattungen in die Unvermögenheit versezzet worden, sich nach Rom zu wenden, und die Gnaden des obersten Hirten, welcher der Pabst ist, zu empfangen. „ Die Bischöfe, sagt der heilige Augustinus, indem er seine Rede an die Kirche „ wendet, die Bischöfe sind an den Plaz der Apo„ stel gesezzet worden. Glaube also nicht, Kirche „ des Herrn, daß du eine Wittwe, und verlassen „ seyest, weil du weder Petrum noch Paulum „ siehst; weil du die nicht erblikkest, die dich ge„ bohren haben. Selbst aus der Zahl deiner „ Kinder siehst du täglich neue Väter für dich auf„ stehen. “

Warum sträuben sich denn aber nun so manche Bischöfe wider diese für die Religion so heilsame Verfügungen unsers Monarchen? Warum legten sie selbst so mannichfaltige Zweifel vor, durch die sie den Kaiser zu Widerrufung des Edikts, welches sie in ihre glänzendsten Rechte einsezzet, zu bereden strebten? Warum wollen so manche, und unter den manchen — auch Männer, die ins Konklave treten dürfen — ihre Hülfe dem Besten der Fürsten nicht leisten, um ihre eigenen Rechte wieder behaupten zu können? — Ist das Interesse des römischen Stuhls in ihren Augen wichtiger, als das Interesse des Landesfürsten, der sie aus dem Staube hervorzog, mit Gnaden und Reichthümern über-

häufte, und — auf eine der heiligsten Stufen der Kirche sezte? — Verdient wohl die unzuverläßige Aussicht — vielleicht einst selbst in Rom zu residiren, so viel, daß Wahrheit und Recht unterdrükket wird? Oder soll es eine Art von Wichtigkeit anzeigen, wenn sich der Unterthan des Fürsten, mag er hundertmal bepurpert seyn, seinen auf Recht und Billigkeit gegründeten Rathschlüssen entgegen sezt? — Wichtigkeit soll es anzeigen? Ha, ha, ha!!! —

Sonnenfels sagt in dem Briefe über die Ankunft des Pabsts über diesen Punkt: „wird der Pabst wohl fortfahren können, die Wiedereinsezzung der Bischöfe in ihre ursprüngliche Rechte als eine Schmälerung des apostolischen Ansehens zu betrachten, wenn Joseph dem heiligen Vater das eigne Geständniß abnöthigen wird, daß diese Verwaltung der ältern Kirche übereinstimmig, daß es bei dem ungeheuren Zusammenflusse der Angelegenheiten in Rom unmöglich ist, den einzelnen Fällen die Zeit zu geben, die sie fordern; daß entweder Verzögerung oder Uebereilung, mit gleichem Nachtheile auf beiden Seiten, mit gleicher Gefahr einer unsichern Behandlung, mit gleicher Gefahr der Seelen unvermeidlich sind; wird der allgemeine Vater der Gläubigen, um den Schatten eines Ansehens zu behaupten, anflehn, die Hände zu einer Wiederherstellung zu bieten, die das Wohl der Kinder seines Herzens zur einzigen Absicht hat? und

wird er die wenigen von Ehedispensen und Bestätigung der Bischöfe der Datarie entgehenden Taxen noch ferner als etwas betrachten, worauf er zu bestehen Grund habe, wenn er von dem geliebten Erstgebohrnen wird erinnert werden, daß die Ehedispensen der apostolischen Kammer nie eine Quelle von Einkünften hätten seyn sollen, da sie nach der Verfügung des tridentinischen Konciliums nur selten, und stets in forma pauperis zu ertheilen waren; daß das Unerschwingliche der Datarietaren den würdigsten, aber unvermögenderen Mitwerbern um das Apostolat des Bißthums stets eine Art von Ausschliessung gegeben; daß überhaupt in allem, was immer auf die abgeleitete ehemaligen Geldzuflüsse eine Beziehung hat, eben die billige Vorsorge, dem Staate sein zur Belebung der Emsigkeit nothwendiges Vermögen zu erhalten, zum Grunde liege, welche Pius selbst bewogen hat, die Ausführung der Antiken aus dem Kirchenstaate zu untersagen? — "

Allein so hell auch unsre guten Köpfe über diesen Punkt denken, so durchkreuzend sind doch die Begriffe, welche sich einige unsrer Bischöfe und ihr Klerus davon machen. Sie müssen es vermuthlich fühlen, daß die bischöfliche Würde, so wie sie der Kaiser für sie mit allen Rechten, Vorzügen, und allem Glanze bestimmt, — ihren Schultern zu schwer sey; fühlen, daß es ihnen weit gemächlicher war, an Roms thätige Arbeit

ter sich anzuschmiegen, diesen ihre Geschäfte und einen Theil ihrer Revenüen zu überlassen, und dafür die Freude zu Hause zu haben, in lärmenden Gesellschaften, am Spieltische, und Gott weiß wo sonst noch ihre edle Zeit und ihr Geld zu vertändeln. — Es giebt solcher Herren einige! —

Achtzehnter Brief.

Der Befehl, durch welchen die Bischöfe in ihre ursprünglichen Rechte eingesezzet wurden, und das Verbot, in keinem Falle nach Rom zu recouriren, sondern alles vors Konsistorium des bischöflichen Diöcesan zu bringen, hat — ausser einigen weniger aufgeklärten Bischöfen selbst, — wenig Aufsehen unter uns erregt. Die Mißbräuche bestunden, und der große Haufe des Volks wußte kaum etwas davon. Es interessirte ihn also auch nicht, wenn dieser Sauerteig ausgefeget wurde. Aber ungleich mehr Aufsehen verursachte das Verbot, welches den Nexum der Ordensprovinziale, Prioren und Guardiane mit ihren Ordensgeneralen aufhob. Es war natürlich, daß diese Herren sich wer weiß was für Bedrükkungen ausgesezt zu werden fürchteten. Der Anhang, den sich die Mönche aller christlichen Staaten in den Herzen der Einfältigen zu erwerben wissen, und die unter das Volk verbreiteten Seufzer über diese Verordnung, war Ursache, daß ungleich mehr darüber raisonnirt ward. Auch wollte es ihnen gar

nicht

nicht behagen, sich zu dem Gehorsam gegen ihrer Diöcesanbischöfe zu verstehn. Man weiß aus der Geschichte aller Orden, der Mendikanten sowohl als der Regularen, was für Unruhen und Intriguen sie anzeddelten, was für Geldsummen sie nach Rom verschwendeten, um von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe exempt zu seyn. Dieses Geld, diese Mühe und Intriguen wollten die Herren nun nicht gern umsonst angewandt haben. — Es mußte sie schmerzen, dies alles mit einemmale vereitelt zu sehn! Und daher kam das Klaggeschrey der Spizkappen und ihrer Verehrer.

Man war spizfindig genug, dieses Verbot von der gehäßigsten Seite vorzustellen. Man klagte über Unterdrükkung der Geistlichkeit, man schrie über Ungerechtigkeit, — und keiner dieser lautschreyenden Lärmer sagte uns, was hier Ungerechtigkeit, hier Unterdrükkung der Religion und Geistlichkeit sey.

Bis diese Herren ihre Jeremiaden mit Beweisen unterstüzzen werden, will ich, Freund, indeß einen Blik auf die Vortheile werfen, welche der Staat durch diese Verordnungen erhält.

Ich habe Ihnen schon in einem der vorhergehenden Briefe von dem beiläufigen Vermögen der katholischen Geistlichkeit nach dem geringsten Anschlage, Nachricht gegeben. Da Venedig allein 206,656,011 Dukaten in den Händen der

Geistlichkeit hat, so kann man für alle österreichische Staaten, als Ungarn, Pohlen, Siebenbürgen, Mähren, Schlesien, ganz Oesterreich, Kroatien, die Besizzungen in Italien und den Niederlanden füglich dreymal so viel, folglich 619/968/033 Dukaten rechnen. Ich habe Ihnen ferner schon gezeiget, durch welche Wege der Pabst, nemlich durch die Generale der Orden, Herr über dieses Vermögen wird. Man kann sicher annehmen, daß Rom von diesem Vermögen durch die Ausschreibungen der Generale 1/2 Procent jährlich im Durchschnitte an sich zieht; und folglich eine Summe von 3/049/840 Dukaten ein Jahr in das andere gerechnet, durch diesen Nexum der Generale und ihrer Orden aus den österreichischen Staaten ohne zu wissen: wie? in seine Schazkammer erhält.

Diese 3/049/840 Dukaten, welche jährlich nach der billigsten Vorausezzung durch die Ordensgenerale bloß für die Bedürfnisse des römischen Hofes den Ordenshäusern der österreichischen Länder abgezapfet wurden, sind nicht die einzige Ursache, warum theils der römische Hof selbst, theils auch die Ordensgenerale — ihre Untergebenen zu allen möglichen Protestationen aufmunterten, durch welche sie nur immer in irgend einiger entfernten Aussicht hoffen konnten, es zu bewirken, daß dieser Nexus wieder hergestellet werden möchte. Denn die Ordensgenerale ziehen eben sowohl, als die

päbstliche Kammer ihr gutes Portiönchen von den Revenüen ihrer untergeordneten Klöster. —

Eben so verhält es sich mit dem reellen Nuzzen, welchen die Wiedereinsezzung der Bischöfe in ihre alten Rechte dem Staate leistet. — Ich habe Ihnen aus den Berichten der Deputation ad pias Causas zu Venedig schon den Auszug von den Revenüen gegeben, welche Rom innerhalb 10 Jahren für Pensionen, Bullen, Beneficia non residentialia, Dekrete, Rescripte, Indulgenzen, Privilegien, Ehedispensationen, Quindenien, Vigenten, Generalprokuratorien, Visitationen, Taxen, — und wie die Rubriken der römischen Kanzleisporteln immer heissen mögen, — an sich zu bringen wußte. Sie betrugen 2,760,164 Skudi. Durch das Verbot unsers Monarchen, wurden die ähnlichen Geldabzapfungen nach Rom mit einemmale verstopft. Venedig hat nach dem Berichte der Deputation 2,655,481 Seelen. Nach den genauesten Konscriptionstabellen und andern Berechnungen hat Oesterreich in allen seinen Ländern — ohngefähr zehnmal so viel Einwohner. — Wenn man daher die Summe des von Venedig nach Rom in zehn Jahren abgelieferten Geldes nach der zehnmal stärkern Population unsrer Länder berechnet und solche ohngefähr überhaupt auf 40 Regierungsjahre unsrer verstorbenen — uns immer theuren Monarchin auswirft, so ergiebt sich eine Summe von 110,404,460 Skudi,

welche unsre Staaten während der Regierung Marien Theresens nach Rom bezahlen mußten. Wem diese Summe unglaublich vorkommt, dem muß ichs gestehn, daß ich selbst davor erschrekke, wenn ich bedenke, daß diese kostbare Summe für Papiere: die unsre Bischöfe eben so gut ausfertigen konnten, ja nach dem Gesezze unsers Religionsstifters auch allein ausfertigen sollten, den Römern in ihre Beutel gespielet ward. —

In den Memoires des Fr. Johann Martins, Beichtvaters Philips IV. Königs in Spanien liest man, daß für bloße Versezzungen der Bischöfe, (also nicht einmal noch für ihre Wahl und Bestätigungsbullen) vom Jahr 1645 bis 1655 — über 400,000 Gulden aus Spanien nach Rom gezahlet werden mußten. — —

Wer sieht also hier noch nicht ein, wie nothwendig es war, diesen unnüzzen Geldauswanderungen durch die ernsthaftesten Vorkehrungen vorzubeugen? Schon bloß das Interesse des Staates erforderte sie, und zu wünschen wär es, man hätte sie eher getroffen! — Euch Posaunenbläser aber, die ihr den Todtengesang des Würgengels anstimmen wollt, weil ihr zu kurzsichtig seyd, in das Innre zu sehen, — euch bitt ich, legt eure Posaunen beyseite. Oder fühlt ihr euch wirklich darzu berufen, sie fortzublasen, gut, so blaset, so lang

ihr

ihr wollt, meinetwegen auch mir in den — — doch nein, blaset, wohin es euch beliebt.

Neunzehnter Brief.

Daß Joseph die Verleihung der bischöflichen Benefizien — vorzüglich in der österreichischen Lombardie seinen Majestätsrechten wieder einverleibte, erregte nirgends Lerm als in Rom. Je stiller man bei uns war, je feuriger protestirte das römische Kabinet. Es war aber freilich auch ein kühner Gedanke von unserm Monarchen, so wenig Hofsitte zu zeigen, daß er so gerade zu, Rom alle Gelderpressungen in unsern Ländern mir nichts, dir nichts, abschnitt, und es für unanständig fand, einem fremden Fürsten — denn als solchen muß man doch den römischen Hof allemal betrachten, — das Recht zu überlassen, in seinem eignen Lande Unterthanen in Würden einzusezzen, deren Verleihung nur ihm und seiner Nationalkirche zusteht; — wahrlich Joseph machte da einen zu gewaltigen Querstrich in die Rechnung der Datarie, daß er — wenn er auch daß Recht, die Bischöfe selbst zu wählen und einsezzen zu lassen, für sich behalten wollte, nicht doch wenigstens die Taxen und Annaten an die Datarie in Zukunft, wie ehedem bezahlen läßt. Gegen diese wichtige Sportelschmählerung mußte Rom protestiren. Aber ein Glük für uns, daß nun solche Zeiten

und Fürsten sind, welche sich durch Protestationen des römischen Hofes nicht mehr von der Behauptung ihrer gerechten Ansprüche abschrekken lassen.

Der schmakhafte Genus der Annaten von erledigten Benefizien war für die Datarie zu angenehm, und auch zu ergiebig, als daß sie so ganz ohne allen Gegenversuch sich hätte diese reichhaltige Quelle ihrer Einkünfte verstopfen lassen sollen. — Unser Fürst blieb aber unerschüttert, und folgte ganz dem Beispiele des — von der Kirche selbst kanonisirten Heiligen Ludwigs Königs von Frankreich. Dieser, schon zu seiner Zeit über die Gelderpressungen des römischen Hofes misvergnügte und von der Bedrükkung seiner Unterthanen gerührte Fürst, wußte kein ander Mittel diesem Unfuge zu steuern, als seine berühmte pragmatische Sanction, die er im Jahr 1268 entwarf. Er verordnete durch dieselbe:

1. Daß die Prälaten, alle Kirchenvorsteher und Kollatoren der geistlichen Benefizien in Ansehung ihrer eigenthümlichen Gerechtsame, alle ihre Gerichtsbarkeit und Rechte beibehalten.

2. Den Kathedralkirchen als auch allen übrigen seines Reiches, freie Wahl und deren Bestätigung vorbehalten werden solle.

3. Soll-

3. Sollten alle Promotionen, Collationen, Provisionen und Dispensationen der Prälaten, und aller geistlichen Würden und Pfründen in seinem ganzen Reiche genau nach den Erklärungen, Verordnungen, und der Bestimmung sowol des allgemeinen Rechts und der Koncilien, als auch nach den alten Institutionen der heiligen Kirchenväter beobachtet werden. Und endlich

4. verbot er auf das strengste, daß die durch die römische Kanzley den Kirchen seines Reiches aufgebürdete Steuern und beschwerliche Gelderpressungen, durch welche das Land bis an den Rand der äußersten Armuth gestürzt würde, — wie auch jene, welche in Zukunft denselben aufgebürdet werden möchten, unter keinerley Vorwand weder erhoben, noch bezahlet werden sollten, es wäre denn, daß es durch einen eigenen und freiwilligen Consens von ihm und der Kirche seines Reiches in billigen, gerechten und dringenden Ursachen, oder unvermeidlicher Nothwendigkeit erlaubt würde.

Wenn wir diese Sanktion des Heiligen Ludwigs, die er in seinem ganzen Reiche publiciren und genau befolgen ließ, mit den Anstalten unsers Monarchen vergleichen, so finden wir, daß unser Kaiser ohnmöglich die Rechte der Kirche durch seine Verfügungen kränken könne, weil er gerade nur so viel that, als Ludwig in dieser Sanktion verordnet. Und diese kann doch unmöglich

möglich schismatisch seyn, — die Kirche hätte sonst den Urheber derselben gewiß nicht in die Zahl der Heiligen sezzen können.

Sie sehen, mein Freund, daß man schon in jenen Zeiten, wo man es doch am wenigsten vermuthen sollte, und von Männern, die man für die respektvollesten gegen Rom ansehen muß, — die mit der Maske der Religion verkapten Gelderpressungen der Päbste zu hemmen suchte. Und unser Kaiser sollte nicht auch einmal zu verbieten anfangen, uns nicht freiwillig den — nach und nach unsre Schwäche und Ohnmacht bewirkenden Aderlässen der römischen Kurialisten auszusezzen? — Da überdies fast jedes Koncilium, vorzüglich das zu Kostnitz, Basel und Trident, wider die Annaten und usurpirten Reservationen der Päbste, als wider Mißbräuche, die an die Simonie gränzten, eiferten und sie verwarfen; da die größten und berühmtesten Kanonisten so wie die Kirchenväter selbst diese Reservationen bestritten; da endlich das Evangelium und die erste Kirchenzucht nichts davon weiß, sondern gerade das Gegentheil beweiset, — wie? sollten die Fürsten noch länger sich blauen Dunst vor die Augen mahlen lassen, ohne durch selben dringen zu wollen? —

Zwanzigster Brief.

Ich habe Ihnen schon einige von den Ursachen entdekket, warum die Bischöfe, wenigstens viele, in den verflossenen Jahrhunderten sich so sclavisch an den römischen Stuhl anschmieden liessen. Da nun dieses Joch, das sie zeither tragen mußten, ihnen izt fast zur Natur geworden, da dieses Joch überdies durch die Duldung der Fürsten gleichsam den Schein einigen Rechts erhielt, dürfen Sie sich noch wundern, daß es in unsern Zeiten noch Bischöfe giebt, weil sie vielleicht mehr — beten als studiren, — es für wirkliche Eingriffe in die Rechte der Kirche ansehn, wenn der Monarch es zu verhindern sucht, daß seine Unterthanen nicht von der Schazzung der römischen Kurialisten abhangen sollen?

Der Kaiser, der dies voraus sah, war also gezwungen, die neuen Bischöfe insbesondere in Eid und Pflicht zu nehmen. Es war unschiklich, daß diese Kirchenhäupter nur dem Pabste, nicht aber dem Fürsten und Staate, von dem sie doch lebten, und für dessen Wohlfahrt sie doch wachen sollten, ihren Eid ablegten.

Eben so verhält es sich mit den bereits schon ergangenen, als wie mit den in der Zukunft erst zu ergehenden päbstlichen Bullen, Breven und Indulgenzen, — welche der Fürst vor deren Kundmachung erst seiner Einsicht vorzulegen befahl.

Nur

Nur einen flüchtigen Blik auf das Innere dieser Verfügung, und man wird das Billige darinnen hell und deutlich entdekken.

Erstlich, man mag sich drehen und wenden wie man will, so sind diese Bullen und Breven und Indulgenzen — doch nichts anders als Befehle. — Nun betrachte man, wer sie giebt, und wem sie gegeben werden. Rom giebt sie fremden Unterthanen. Also — ein fremder Fürst — dem Volke eines andern Fürsten. Läßt das im strengsten Verstande nicht: als wenn der König von Preussen uns befehlen wollte, wer bei unsrer Armee General worden, wie viel er ihm für dieses Decret bezahlen, — welcher von den Subalternoffiziers von der Subordination gegen seinen Regimentskommandanten eximirt werden solle, und dergleichen mehr? —

Ich weiß es wohl, man wird einwenden: der Pabst ist das Oberhaupt der Kirche, er muß für die Einigkeit, die Reinigkeit, und Heiligkeit derselben wachen. — Ganz recht, er ist das Haupt der Kirche; aber nur um Schismata in derselben zu hindern, auf die Störer der Grundsäzze des Evangeliums ein wachsames Auge zu haben, und die Bischöffe der Christenheit, welche in dieser Wachsamkeit allenfalls lau würden, wieder zu ihrer großen Pflicht zurück zu lenken. — Aber demungeachtet hat er nie das Recht, uns zu befehlen, was ihm beliebt. —

Man

Man hat es in vorigen Jahrhunderten gesehen, daß die Päbste mit dem Rechte ihrer Schlüssel allerley Unfug angezettelt haben. Peters Schlüsseln öffneten die Pforten zu den größten Uebeln. Rom — mit den Schlüsseln in der Hand, wurde der fürchterlichste Pförtner. Ich zweifle, ob die Zeitgenossen des Ovids — ihren Charon so sehr gefürchtet haben, als die Christen des mittlern Alters die Himmelsschlüssel der Päbste. Der Spruch: „was ihr auf Erden binden werdet ꝛc.“ wurd zur Büchse der Pandora, aus der die größten Uebel in der christlichen Geschichte sich über den ganzen Erdball verbreiteten. Die theologischen Rabulisten fanden überall Gelegenheit, ihn anzuwenden und geltend zu machen.

Ich läugne zwar nicht, daß päbstliche Bullen und Breven oft viel Nüzliches enthalten, welches zum Besten der Nationen beytragen kann. Aber ich gestehe nicht weniger, daß ich es für eine der weisesten Vorsichten jedes Monarchen ansehe, wenn er zu verhindern trachtet, damit nicht neben einigen guten Verfügungen Roms — unendlich zahlreichere Kleinfügigkeiten ins Land gebracht werden. Rom kann unmöglich die Verfassung, die Lage, den Zustand jedes Landes, seine Rechte, seine Freyheiten, seine Erwerbungswege, seine Gesezze so genau kennen. Rom — von den ungestümmen Bitten der Supplikanten oft hintergangen, jederzeit aber in der Nothwendigkeit, um

seine Einkünfte nicht zu schmälern, die äußerste Bereitwilligkeit gegen alle Arten von Gesuch zu bezeigen, — Rom kann — auch ganz ohne seine Absicht — durch solche Bullen und Breven oft mit Einemmale die ganze Ruhe und Ordnung eines Landes umstürzen. Daß sich solche Fälle ereignet haben, beweiset die Geschichte.

Es ist also äußerst nothwendig, die richterliche Einsicht über dergleichen Verfügungen Roms, sie mögen von einer Art seyn, von welcher sie wollen, — ohne Ausnahme zu fordern und auch wirklich zu nehmen. — Einmal, um zu verhüten, daß nicht Unordnungen im Staate entstehen, und dann, um die Ausübung der obersten Majestätsrechte ungekränkt zu erhalten, welche doch allemal nur das allgemeine Beste des Staats zum Endzwekke haben.

Es gefällt den Herren Eigenthümern solcher Decrete, Breven und Bullen freylich nicht, daß sie sogar die in vorigen Jahrhunderten erhaltenen — zur Revision einreichen müssen, wenn sie solche nicht ganz verlieren wollen. Man muß aber diese Herren bemitleiden, daß sie den Nuzzen dieser Verfügung nicht einsehen. Der Staat erhält erstlich eine genaue Kenntniß der Verfassung, der von Rom erhaltenen Rechte, Privilegien und Befreyungen aller seiner geistlichen Unterthanen; er wird zweytens in den Stand gesezt, die Widersprüche,

sprüche, die durch die Länge der Zeit, theils die Bullen mit Bullen selbst, theils mit den Gesezzen des Staates erregen, aufzudekken; er dringt endlich in die geheimsten Schlupfwinkel ein, in welchen sich so viele und unzählige Mißbräuche verkrochen zu haben scheinen. Nur ein Thor oder offenbarer Feind seines Vaterlandes wird sich sträuben, seine Hände zur Berichtigung dieses wichtigen Geschäftes zu reichen.

Ein und zwanzigster Brief.

Was unsre ganze Nation, Mönche, Weltgeistliche, Prälaten, Bischöfe, — Minister, Generale, Bürger und Bauern, Damen, Mademoisellen und Fräulein, ja sogar die Küchenschürzen — am meisten interessirte, was auch in ganz Europa so zu sagen am meisten Staunen und Aufsehen erregte, — war Josephs Entschluß, einige Mönchs- und Nonnenklöster aufzuheben.

Lassen Sie mich über diesen Entschluß ein Wörtchen zum voraus plaudern. — Wer die Verfassung erzkatholischer Länder kennt, weiß auch, daß der Pöbel aus allen Klassen, vom Mönchsstande ganz beherrschet wird. Die Ursachen, warum der Bettelmönch diesen abergläubischen Despotismus über die Herzen der Schwachen theils zu erhalten, theils auszubreiten, und zum Wesentlichen der Religion zu machen wußte und strebte, sind bekannt. Man hielt eine Nonne für eine Kreatur,

tur, die lauter Heiligkeit athme, — einen Mönch für einen Menschen? — nein, für einen Engel, der mit Strik und Kutte, Bart und Sandalien in den Himmel einfahren müsse. Dies nur zu bezweifeln, war schon Sünde. Die Lehre, daß der Priester im Beichtstuhle an Gottes statt da sizze, — wurd so weit ausgedehnt, daß man seine Heiligkeit, seine Macht im Beichtstuhle, mit der Macht, mit der Heiligkeit Gottes selbst vermengte; und diese Idee wurd nach und nach so herrschend, daß man auch außer dem Beichtstuhle keinen Mönch sehen konnte, ohne sich nicht dabei den Begrif zu denken: das ist der Mann, der dir an Gottes statt alle deine Sünden vergeben kann. Er ist der Verweser des Himmelreichs für deine Seele.

So war es denn nun natürlich, daß man alles, was nur von der entferntesten Seite einen Bezug auf die Klöster und ihre Kirchen hatte, für Heiligthum ansah; daß man jede Handlung der Mönche, die ohnehin geschikt genug waren, alles mit der Religion zu überfirnissen, — für Religionshandlung hielt. Wehe dem, der es gewagt haben würde, sich es nur merken zu lassen, daß er den hochwürdigen Herrn Kapuziner oder Minoriten nicht für einen lebendigen Heiligen schon auf dieser Erde ansehe. Ich rede aus Erfahrung. Ich war 1772. in Prag der Gefahr ausgesezt, todt geschlagen zu werden, bloß weil ich in einer Gesellschaft die Bemerkung machte, daß es unbil-

lig

lig sey, die Mönche in Städten zu füttern, wo wir ohnehin Seelsorger genug hätten, die Dörfer aber oft ohne dieselben zu lassen, die man doch für das, was die Mönche vom Staate für ihr Chorsingen zögen, — dahin verpflanzen könnte. —

Zu dieser Anhänglichkeit des Volkes an die Bettelmönche gesellen sie noch, Freund, die Vorurtheile des Aberglaubens und die wenig vernünftige Aufklärung in Religionslehren; sezzen Sie diesem noch die Schwärmerey hinzu, mit der — durch allerhand listige Kunstgriffe, so manche Mönche ihre Kirchen, ihre Heiligen, ihre Bauchgürtel, ihre Bilder, ihre Andachten, und Gott weiß was sonst noch — als die einzigen, oder doch als die vortheilhaftesten zur ewigen Seligkeit des Volks auszuposaunen wußten, — und Sie werden mit mir gestehen müssen, daß in einem solchen Lande Mönchsklöster aufheben ungleich mehr Entschlossenheit, mehr Muth und Unerschrokkenheit fordre, als an die Spizze seiner Heere hinzutreten, und Schlachten zu liefern. — Das Volk, das sich — vielleicht mit einer Thräne im Auge — seine Wohnungen ausplündern läßt, aber den Muth nicht verliert, sich wieder neue zu bauen, — eben dieses Volk schreyt mit trostlosem Aechzen, laut über Antichrist und Verlust seiner Seligkeit, wenn ihm ein Bethaus entrissen wird, das es doch so lang es da stand, kaum sein ganzes Leben durch einmal besuchte. —

So gieng es auch bei uns. Das Volk zitterte vor der Zukunft, fürchtete nun um alle seine Heiligen und Schuzpatrone zu kommen, fürchtete, nun ohne Trost, ohne geistliche Hülfe dahin sterben zu müssen, wenn diese Klöster verschwänden; die — ein gleiches Schiksal befürchtenden Mönche andrer Orden liefen unter dem Schwarm ihrer Anhänger herum, drehten die Augen gegen den Himmel, weinten, baten das Volk in der Stille, Gott um eine glükliche Wendung des Schiksals der katholischen Kirche anzuflehen, jammerten, heulten und zähnklapperten, daß es erbärmlich anzusehen war für die, die ihre ganze Seele in die Kapuzze irgend eines Mönchs zum sichern Transport in den Himmel eingepakt hatten, — aber ärgerlich zu hören für die Ohren derer, die unpartheyisch die Gründe für und wider abzuwägen im Stande waren.

Ja, Freund, — jeder andere Fürst, — als Joseph, — würde mit wenigerem Glükke diese Reduktion haben unternehmen können. Allein man kannte ihn. Die Vernünftigern sahen in ihm den weisen Monarchen, der sich ganz für sein Volk aufopferte, — und der Aberglaube — seufzte nur in der Stille, ohne den Muth zu haben, wider die durch den lauten Beifall ganz Europens öffentlich gerechtfertigte Entschließung des Kaisers aufzutreten. Aber desto gefährlicher hätte auch das heimliche Mißvergnügen so vieler tausend Enthu-

siasten

fiasten, die alle sich den Himmel zu erringen geglaubt hätten, wenn sie in dieser Sache — als einer Sache der Religion — für das Christenthum ihr Leben aufopferten, — desto gefährlicher, sage ich, hätte dies Mißvergnügen, das wie ein innerlicher Brand in den Eingeweiden des Staates herumwühlte, werden können, wenn nicht die Vorsicht des Monarchen jedem Ausbruche desselben vorzubeugen gewußt hätte.

Die stille und bescheidne Verfahrungsart der Publikation der Aufhebung dieser Klöster, und der dem Volke vorgelegte Plan trug viel dazu bei, daß keine Ausschweifungen vorfielen. Joseph hätte nur die Polizeywache, wie Pabst Pius VI. die Trabanten bei Aufhebung des Klosters zu Spoleto, gebrauchen dürfen, und das Signal zum Ausbruche der Unruhen wäre wie in Spoleto selbst gegeben worden. Da aber keinem Individuum dieser Klöster Zwang angeleget ward, da die, welche in die Welt aus freyem Willen treten wollten, ihre hinlängliche Versorgung erhielten, ja gegen die in Spoleto vom Pabste aufgehobene Nonnen, welcher jeder in die Welt zurücktretenden Nonne nur 89 Gulden jährlich auswarf, — reichlich versorgt wurden, so mußte selbst der dummdreisteste Bigot endlich einsehen, daß es für die Religion gleichviel sey, ob diese Leute in diesem oder jenem Orden, oder ganz und gar in der Welt lebten.

Zwey und zwanzigster Brief.

Diese vermeintlichen Eingriffe in die Rechte des Pabstes fanden unter unserm Pöbel allenthalben Tadler und Widersacher. Selbst Seine Eminenz der Herr Kardinal Erzbischof, von dem man doch mit allem Rechte eine genaue Kenntniß der Grenzlinie zwischen fürstlicher und päbstlicher Gewalt voraussezzen und erwarten durfte, signalisirte sich durch seine Vorstellung an den Kaiser wider die aufgehobenen Exemtionen. Man erstaunt, so ganz und gar nichts wissen zu wollen, was die Koncilien, die Kirchenväter, die Kanonisten, und das gemeine Recht so deutlich bestimmen. Denn daß Seine Eminenz es nicht wissen sollten, würde ich nimmermehr glauben können. Doch über diesen Herrn hoffe ich Sie, mein Bester, in einem eigenen Briefe zu unterhalten. Es ist billig, daß man auf jeden Schritt solcher Männer das wachsamste Auge hestet. —

Indeß schrien die Zeloten öffentlich über Unterdrükkung des Pabstes und der Religion. Man hat fast jederzeit die Person des Pabstes zur Sache der Religion gemacht, ohne zu bedenken, daß beides ganz verschiedene Gegenstände sind. Man kann die grösste Ehrfurcht gegen die Religion haben, ohne eben gezwungen zu seyn, den Pabst zu ehren, wenns sein moralischer Karakter nicht von uns fordert. Wahr ist es, da es einmal so

weit gekommen ist, daß man in der Person des Pabsts den Vorsteher der Religion — und den Fürsten auf dem Throne zugleich erblikket, — daß zwar der Katholik in jedem Lande ihn als Primas der Kirche erkennen muß; aber nur seine eignen Unterthanen sind verpflichtet, ihn als ihren Regenten anzusehn. Kein Unterthan eines andern Monarchen hat nie mehr Gehorsam, mehr Ehrfurcht zu erweisen, als er im allgemeinen Verstande jedem andern Fürsten, der ihm so, wie der Pabst ihm nichts zu befehlen hat, schuldig ist. Der Pabst hat zwar eine doppelte Macht, die geistliche und die zeitliche. Die zeitliche, selbst in Kirchendisciplin, erstrekt sich nur über seine eigenen Unterthanen als Regent. Die geistliche hingegen ist ihm nur dann auch außer seinem Gebiete erlaubt, wenn er erblikket, daß durch die Lauigkeit der Bischöfe offenbare Religions-widrige Schismen eingeführet werden. Was nicht im eigentlichsten Verstande lautres Wort Gottes ist, oder um deutlicher zu seyn, was nicht wirklich Grundsäzze des allgemeinen katholischen Katechismus sind, ist von seinem Forum ausgeschlossen, weil alles übrige nur Disciplinsachen sind, welche die Fürsten mit ihren Bischöfen nach Befund der Sachen, der Zeit, der Umstände, der Lage ihrer Völker, selbst zu reguliren haben.

Christus hat uns entweder die Lehr- und Grundsäzze zu unsrer ewigen Glükseligkeit, — folglich

seine Religion deutlich vorgetragen, oder nicht; hat er sie deutlich vorgetragen, so brauchen wir keinen Richter, der uns Zusäzze aufdringt; wir brauchen nur einen allgemeinen Richter, der darauf sieht, daß diese Grundsäzze unverfälscht erhalten werden. Hat Christus die Religion nicht deutlich vorgetragen, — so ists das Koncilium, welches entscheiden muß, — also wieder kein einzelner Machtspruch. — Alles übrige, was nach unserm Religionssistem nicht zur Seligkeit unumgänglich nothwendige Religionswahrheiten und Glaubensartikkel enthält, gehört zur Entscheidung der Nationalkirchen, und der Jurisdiktion ihrer Bischöfe. Das kanonische Recht ist also ganz und gar überflüßig. Was der Katholik glauben und thun soll in der ganzen Welt, hat Christus befohlen, — und sonst gehört nichts zum Wesentlichen der Religion. Man hat bloß durch Rabulisterey, Verdrehungen und spizfindige Folgerungen den Sinn des neuen Bundes zum falschen Würfel zu machen gewußt, mit dem die Kanonisten, wie es die Umstände forderten, paschen konnten, wie sie wollten. Das sogenannte päbstliche Recht ist ein Hirngespinst feiler Skribenten, die unverschämt genug waren, die zeitliche und geistliche Gewalt des Pabstes zu vermengen, oder vielmehr die geistliche misbrauchen, um dem heiligen Vater die zeitliche — unumschränkt zu verschaffen. Die Päbste gefielen sich mit dem Schwerdte in der Hand oft besser, als mit den Schlüsseln;

sie schikten daher Dekretalen und Anathemen die Menge in die Welt, den Hirngespinsten ihrer schwärmerischen Schmeichler, Ansehn, Stärke und Unfehlbarkeit zu erkämpfen.

Mich wundert, daß die Kanonisten des römischen Hofs ihre Verwegenheit in vorigen Zeiten nicht so weit getrieben haben, uns zu befehlen, daß wir glauben sollten, die Päbste wären wie Christus, von ihren Müttern bloß durch Ueberschattung des heiligen Geistes empfangen worden; alle Päbste wären Gottmenschen, wären zu Mittlern des Menschengeschlechtes bestellt u. d. g. wie Christus selbst, da sie doch sonst alle Handlungen, alle Reden, die nur Christus als Gottmensch thun durfte, und reden konnte, als Handlungen und Reden annehmen, die auf die Macht der Päbste anwendbar sind. Haben die Kanonisten nicht wirklich durch Sophismen den Spruch: Ihm (Christo) ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben worden, — auch auf die Macht des Pabstes anwendbar zu machen gesucht, ohne zu bedenken, daß zwischen Pabst und Christus ein solcher Unterschied ist, der alle Vergleichung unmöglich macht? Wenn die Päbste alles thun sollen und dürfen, was Christus gethan hat, warum geben sie nicht dem Kaiser was des Kaisers ist? Hatte Christus Kronen? Statt des stolzen Zelters ritt er auf einer Eselin.

Die Kirchenrechte und Vorzüge der Päbste sind usurpirte Rechte und Vorzüge. Schmeichler unterstüzten diese Usurpationen mit theologischen Deduktionen, mit denen die päbstliche Kreaturen, sobald irgend einem derselben in Sinn kam, eine noch nie in der Kirche gebräuchliche Verfügung zu treffen, immer in Bereitschaft standen. Den Päbsten gefiel es, so wohlfeil zu Ansehn und Macht zu gelangen, und sie unterliessen nicht, ihre Emissarien als Kirchenlehrer zu erklären. Es ist betrübt, daß man dem päbstlichen Rechte keine dauerhaften Schranken gesezzet hat. Durch heilige Reliquien, Amulete, Ablässe, Konfirmation der Bischöffe, Pallien und Hüte wußten sie das Volk wirksamer an sich zu lokken, als die besten Regenten durch alle weisen Anstalten. Man hat es freylich oft gewagt, diesem Unwesen zu steuern, allein die Päbste wußten sich so geschikt zu widersezzen, daß die Fürsten nie ganz durchdringen konnten. Nie gaben sie, auch den besten Einrichtungen der Monarchen, Gehör, weil ihre Revenüen dadurch geschmälert wurden, ohne welche sie nicht mehr im Stande waren, Bischöffe und Kardinäle, und Prälaten durch Belohnungen, oder doch durch Aussichten auf selbe in ihr Interesse zu verflechten. Alle Widersprüche der Päbste, mögen sie noch so sehr mit Religion verbrämt scheinen, fussen sich nur auf die Erhaltung ihrer Ehre, Macht und Einkünfte. Begierde nach Schäzzen und Ehre leuch-

tet

tet in jedem Sazze ihrer gesammelten Kanonen hervor.

Die meisten der Päbste sind vom niedrigsten Pöbel auf Peters Stuhl gestiegen. Die Höhe war zu schwindlich für sie; sie waren der Macht, zu der sie gelangten, ungewohnt; es schmeicheite aber ihrem Ehrgeize, und man weiß, wie übermüthig sich fast allemal der gemeine Mann beträgt, wenn er volle Gewalt bekömmt, nach seinem Eigendünkel zu handeln, was er will. — Unerfahrenheit, Hochmuth und Kabalengeist (denn nur durch diesen gelangen die meisten zur dreyfachen Krone) rissen sie zu Handlungen und Forderungen hin, über die ich mich als Katholik im Namen der meisten Päbste schäme. „Nur wenige machten eine Ausnahme von dieser Bemerkung.“

Der übertriebene Prunk des römischen Hofes, seine Pensionen an seine Anhänger und Panegyristen, und der Nepotismus zwangen sie, ihre Revenüen auch aus fremden Ländern zu ziehen. Ganz Europa mußte ihnen ihre Prälaten, Bischöffe und Kardinäle mästen, ihre Bürger bereichern, ihre Schazkammern füllen, Vatikane bauen, und Leibgarden und Regimenter auf die Beine stellen helfen. Allein soll Europa dieses noch?

Die Religion Christi ist einfach, und gerade so, daß sie allen Regierungsformen und dem Glükke der Nationen anpaßt. Ein Vorzug, den keine an-

dere hat. — Bellarmins Saz: daß der Fürst seine Regierungsart ändern müsse, wenn ein geistlicher Nuzzen verhindert werde, ist daher falsch, weil die christliche Religion eben den Vorzug unter allen übrigen hat, auf alle Regierungsarten, wenn sie nur sonst nach Recht und Billigkeit gehandhabet werden, zu passen. So weit war der Stifter unsrer Religion entfernet, sie mit politischen Prätensionen zu durchflechten. Und seine Statthalter wollen es? —

Keine Religion in der Welt, mag sie von Schwärmern oder Betrügern gestiftet seyn, hat die zeitliche Obergewalt über die, welche sie annahmen, den Lehrern derselben unterworfen. Und die christliche sollte diesen Fehler an sich haben?

Wenn der Fürst ein Gesez giebt, so verbindet es nur, so weit seine Gränzen gehen. Und der Pabst will, daß seine Gesezze den ganzen Erdball umfassen sollen? Religionsgesezze sind jedem Christen heilig, — aber kann der Pabst Gesezze geben, die nicht in denselben gegründet sind? Sind sie es, so sind sie nicht von ihm, sondern Gott gab sie schon vor ihm. Sind sie nicht gegründet, warum giebt er sie, da er der pünktlichste Beobachter des Willen desjenigen seyn soll, dessen erster Diener er seyn will? Ist es nicht widersinnig, unter dem Dekmantel der Religion zu fordern, daß alle Nationen, zum Schaden ihrer eigenen Gesezze und ihrer durch dieselben bestehen-

den

den Glükseligkeit, sich dem Statthalter Christi als Lämmer hinopfern sollen, von denen zwar der Stifter der Religion zu Petern und den Jüngern sagte, weidet sie, aber nicht scheeret sie. Wenn ich ein guter Christ bin, so kann kein Pabst mir den Himmel durch keinen Bannstral verschliessen; und bin ich ein Schurke, so helfen mir alle seine Indulgenzen und Auflösungen nichts. — Die blanken Dukaten des Staates helfen mir auf alle Fälle mehr.

Allen auswärtigen Handel kann der Fürst untersagen; er muß es aber auch zugleich, wenn die Produkte im Lande selbst erzielet werden, oder erzielet werden können. Rom trieb mit seinen Benefizien, Dispensationen ꝛc. ein Monopol, das für katholische Nationen um so schädlicher ist, weil es unter der Maske der Religion zum Nachtheil derselben getrieben ward. Wie Frankreich uns Moden lieferte, um unser Geld zu haschen, so erfann Rom Pallien, und rothe Hüte ꝛc. um das Geld aller Nationen an sich zu lokken.

Verzeihn sie mir, mein Bester, diese einzelnen hingeworfenen Rhapsodien über das vorige Betragen der Päbste. Ich weiß, daß sie nicht systematisch geordnet sind. Dafür will ich Sie aber auch mit einer Stelle aus des „Pereira Macht der Metropolitane über ihre Bischöffe“ schadlos halten.

„Wie

„Wie sonderbar! sagt er. Vor Gregorii VII. Zeiten waren die Kaiser Herren der Päbste. Sie machten sie, richteten sie, und straften sie, wie Onuphrius Panvini im Leben dieses Pabstes selbst erkannte. Gregor der Grosse schämte sich nicht, den Mauritius seinen Herrn zu nennen, und sich als seinen Unterthan zu erkennen, wie wir in vielen Briefen von ihm lesen. — Leo III. schämte sich nicht zu bekennen, daß er dem Gesezze und den Tribunalien Ludwig des Frommen unterworfen sey, wie wir es finden bei Gratian Cap. de Capitulis und in einem andern, das anfängt: Nos si incompetenter, &c. Andre Päbste schämten sich nicht, den Nachfolgern Karls des Großen Gehorsam und Treue zu schwören, wie Baluzius in seinen Anmerkungen über den h. Agobard p. 122. bemerkt. Wenn die Päbste an den Kaiser schrieben, so sezten sie ihre eigenen Namen dem kaiserlichen nach, und gaben ihnen folgende Titel: Domino piissimo & sereniſſimo victori & triumphatori filio amatori Dei & Domini nostri Jesu Christi — Augusto — Episcopus Servus Servorum Dei — wie aus dem alten Rituale oder dem Libro diurno erhellet, das Garnet herausgab. Aber eben dies mag eine von den Ursachen gewesen seyn, warum Rom die erste Auflage unterdrükte, die Lukas Holstenius davon machen wollte, und die er beinahe schon geendiget hatte. Damals pflegten auch die Päbste noch in ihren Dekreten diese Zeitbestimmung zu

gebrau-

gebrauchen: Imperante Carolo Domino noſtro, wie Guicciardini in ſeiner Abhandlung de Origine poteſtatis Sæcularis in Romana Eceleſia bei Goldaſt T. III. bemerkt. Nach Gregor VII. aber wollen die Päbſte Herren über die Kaiſer ſeyn, dieſe ſollen jenen, als Vaſallen ihren Herren, den Leheneid leiſten, und das Reich als ein Lehen des apoſtoliſchen Stuhls erkennen. Ja Adrian VI. war von dieſer Eitelkeit ſo ſehr eingenommen, daß er es als einen unerträglichen Stolz ſchalt, als Friedrich I. in den Briefen an den Pabſt ſeinen eigenen Namen zuerſt ſezte, „ und bei einer öffentlichen Feyerlichkeit ſich nicht dem rechten, ſondern linken Steigbügel näherte, als der Pabſt zu Pferde ſtieg. “

Das Cap. Solitæ de major. & obed. iſt ein langer Diſcurs, in welchem Innocentius die Erhabenheit des Prieſterthums vor der weltlichen Macht zu erweiſen ſich bemühet. Er ſchließt daraus, „ dem Pabſte ſtehe zu, zu befehlen, dem „ Kaiſer, zu gehorchen. “ Dies iſt gerade das Gegentheil von dem, was uns Chriſtus einſchärfte, wenn er ſagt, „ die weltlichen Könige herrſchen, „ ihr aber nicht alſo. “ Innocentius führt aus dem erſten Buch Moſis den Text an, Gott habe zwey Lichter gemacht, und daraus ſchließt er, ſo wie der Mond ſeinen Schein von der Sonne hat, ſo komme auch alle Macht der weltlichen Fürſten vom Pabſte her. Wenigſtens gründ-

dete

dete Bonifacius VIII. auf diese Allegorie des Innocentius, seine Rechte auf das Reich und auf alle Fürstenthümer der Erde, und seine Gewalt die Königreiche zu nehmen, wem und wann es ihm beliebe. "

Wenn das nicht Charlatanerien behaupten heißt, so gestehe ich, daß ich die größten Narrheiten noch als Thaten der Weisen erkennen müßte. —

Drey und zwanzigster Brief.

Nach diesen vorausgeschikten Nachrichten, mein schäzbarster Freund, lassen Sie mich einen beyläufigen Versuch wagen, wie viel Rom durch die neuen Einrichtungen unsers Kaisers verliert, mithin, wie viel jährlich am Gelde mehr im Lande zum Kreislaufe zurükbleibt.

Durch die Einsezzung der Bischöffe in ihre alten Rechte hören also alle Recourse nach Rom auf. Sie haben schon aus einem meiner vorhergehenden Briefe gesehn, wie viel Venedig an Rom bezahlet hatte. Alle diese Rubriken unter welchen die Tatarie Geld zu erpressen wußte, hören also auf. In zehn Jahren zahlte Venedig 2,706,164. Scudi, also fürs Jahr 276,016. Scudi. Unsre Population ist zehnmal stärker als die Population von Venedig; es ist billig, daß wir also diese Summe auch zehnmal erhöhen, welche

6,760,164

6,760,164 Skudi oder 6,762,635 Gulden betragen wird.

Wenn wir zu dieser Summe noch die durch den Nexum der Orden mit ihren Ordensgenerälen, bereits in einem der vorhergehenden Briefe bestimmte Summe von 3,049,840 Dukaten oder zu 4 fl 18 kr. 12,114,312 Gulden, welche izt Rom ebenfalls entbehren muß, hinzu sezzen, so beträgt die Totalsumme jährlich 18,876,947 Gulden. Ich glaube, daß schon dieses Quantum erheblich genug ist, zu bekennen, der Kaiser habe die für das innre Wohl seines Landes schiklichste Vorkehrung auch dadurch getroffen, daß er so viele Millionen in seinem Staate zurük zu haiten sucht.

Da aber noch überdies die Majestätsrechte in diesem Punkte, durch Koncilien und Kirchenväter nicht nur gesichert, sondern selbst nach dem Erforderniß seiner Länder zu diesen Schritten aufgefordert werden, — sollen wir ihm unsern vollen Beifall wohl versagen können? Nur scheinheilige Pharisäer werden darüber Trauerlieder anstimmen.

So beträchtlich auch diese Summe an und für sich schon ist, so ist es doch ausgemacht, daß sie noch ungleich höher anwachsen würde, wenn man alle Posten, die nach Rom gehen, specificiren könnte. Denn Sie sehen, Freund, daß ich hier noch nicht einmal die Annaten der Lom-

Bardischen Bischöffe in Anschlag gebracht habe; andrer Gegenstände noch zu schweigen. —

Rom kann solche erhebliche Verluste freilich nicht ohne Gegenversuche ertragen. Daher kommen auch die römischen Protestationen. So sehr diese Veränderungen lange schon zu wünschen waren, so ist es doch zu bedauren, daß diese Epoche nicht einen Sixtus, Gregor oder Alexander — sondern eben einen der edelsten Päbste Pius VI. getroffen hat. Doch einmal muß der Anfang gemacht werden.

Dieser Pabst, wirklich einer der verehrungswürdigsten, die auf Peters Stuhl sassen, verdient, daß ich Ihnen einen kurzen Abriß seines Lebens gebe. —

In dem langwierigen Konklave nach Ganganellis Tode wurde er den 14ten Februar 1775 zum Pabst erwählet. — Seine vorhergehenden Lebensumstände sind ganz einfach. Den 27sten December 1717 wurde er in Cesena von einer alten und edlen Familie der Braschi gebohren. Er studirte in Rom, und schon im Jahre 1753. nahm ihn der Kardinal Thomas Ruffo als Auditor zu sich; bald darauf wurde er geheimer Kämmerling Benedikts XIV. Da seine bestimmte Braut plözlich starb, widmete er sich ganz dem geistlichen Stande. Benedikt XIV. verlieh ihm darauf ein Kanonikat bei der Peterskirche.

Cle-

Clemens XIII. das Auditoriat und die Protektion über die Kirche der römischen Gastwirthe. Im Jahre 1766 erhielt er unter Clemens XIV. die Schazmeisterstelle der apostolischen Kammer. Als Schazmeister war er unermüdet und fleißig, den Nuzzen der apostolischen Kammer durch innre Oekonomie zu befördern. Er wurd endlich den 26sten April 1773. Kardinal, und drey Tage darauf erhielt er den rothen Huth und den Priestertitel St. Onuphrii, welchem bald die — obwohl mittelmäßige Abtey Subiaco zum Geschenke von Klemens XIV. nachfolgte. Von dieser Zeit an kam er fast nimal mehr zum Pabst Clemens XIV. Er mußte sogar von ihm im Consistorio das verdrießliche Kompliment verschlukken: Voglio fatti, non parolo, Thaten will ich, keine Worte. Der Herzog von Toscana hat sich am meisten bei den bourbonischen Höfen für Braschi während des Konklave verwendet.

Braschi wurde Pabst. Er schien es vorher zu sehen, daß seine Regierung mit Kummer und Verdrüßlichkeiten durchwebt seyn würde. Er sagte zu den Kardinälen: „ Ihre Versammlung ist also „ geendiget? Aber welch eine unglükliche Endigung „ für mich! “ —

Die ersten Verdrüßlichkeiten, welche den edlen Braschi mit den politischen Höfen in Zwistigkeiten verwikkelten, entstunden aus der bis izt noch zu sichtbaren — Anhänglichkeit an die Jesuiten. Ich

kann mich nicht enthalten, über diesen Orden einige Bemerkungen herzusezzen.

Die Ursache, warum die Jesuiten endlich mit Strunk und Stiel aus so vielen gut und ächt katholischen Staaten verbannet wurden, bin ich zu kurzsichtig einzusehen. — Kabalen aber, und blosser Verfolgungsgeist, wie die Jesuiten und ihre Anhänger noch izt behaupten, können doch unmöglich an den weltlichen Höfen ihren Umsturz allein bewirket haben. Man hat es aus der Geschichte ihres Ordens gesehn, daß sie durch Kabalen und Verfolgungsränke allenthalben das Uebergewicht erfochten hatten. Es müssen also wesentliche Ursachen daliegen, welche die Zernichtung der Jesuiten nach sich zogen.

Ich schikke gleich hier die Bemerkung voraus, daß ich nie den einzelnen Jesuiten für den ränkevollen Mann erkläre, sondern die Gesellschaft im Ganzen. Die wenigsten waren in die innersten Geheimnisse ihres Ordens recipirt. Alle übrigen wurden durch tausenderley Kunstgriffe als Räder einer einzigen Maschine gebraucht, ohne daß sie wußten: warum sie eben so und nicht anders handeln durften. Sie glichen einer Armee, an deren Spizze der kommandirende General Plane entwirft, und sie führt, ohne daß der gemeine Soldat dieselbe einsieht.

Es ist unwahrscheinlich, daß die Klagen, welche fast ganz Europa, unterstüzt von den einsichtsvol-

sichtsvollesten Ministern, öffentlichen Staatskollegien und Universitäten, über sie ausstieß, nur aus der Luft gegriffen seyn sollten. Möchten doch die bourbonischen Höfe die über die Jesuiten aufgestellten gerichtlichen Akten der Welt mittheilen, um doch einmal der Jesuitenfinesse ein Ende zu machen, mit der sie ihre ganze Aufhebungsgeschichte — bloß dem Verfolgungsgeiste dieser Höfe zuschreiben!

Wahr ist es, wenn man einige ihrer Schriftsteller zur Hand nimmt, so geräth man auf die Vermuthung, daß ihre schädlichen Grundsäzze, die sie in manchem Lande vortrugen, nicht wenig zu ihrem Sturze beigetragen haben. Salermo ein Jesuit schreibt: „Alle Macht, welche die Priester des alten Bundes nur figürlich hatten, ruht izt viel kräftiger auf den Priestern des neuen Testaments, und erstrekt sich über die Person und Güter der Könige. Izt kann der Bischof zu Rom als Nachfolger des heiligen Peters zum Besten seiner Heerde, wenn er keine andern Mittel in seinen Händen hat, durch ein Wort das Leben nehmen lassen, wenn er nur nicht selbst Hand anlegt. Er kann sogar mit Kezzern und Irrgläubigen Krieg führen, und sie durch katholische Fürsten tödten lassen. — "

„ In weltlichen Dingen hat Gott nur dem Heiligen Peter und dessen Nachfolgern ein mittelbares Eigenthumsrecht gegeben, über alle weltliche

Königreiche und Herrschaften der Welt, vermöge welches Rechts der Pabst, wenn es der Ruhm Christi und der Nuzzen der Kirche erforderte, dieselben verändern, umtauschen und veräußern könnte. "

Die kühnen Säzze Bellarmins, welche — nur unter einer überzukkerten Wendung — eben dasselbe behaupten, hat unter vielen andern auch Barclai schon im vorigen Jahrhunderte standhaft und gründlich widerlegt.

Eben so kühn raisonirt Molina. „ Der Pabst kann, wenn es der übernatürliche Zwek fordert, die Könige absezzen, und sie ihres Reiches entsezzen. Er kann auch richten über die Streitigkeiten, welche sie unter sich über weltliche Händel haben, ihre Gesezze und ihre Verordnungen nichtig machen. — Der Pabst hat ein thätliches und zwingendes Recht über die Könige, ihnen sogar die Krone zu entreissen, wenn er eine Ursache dazu findet. — Die Gewalt des Pabsts erstrekt sich dahin, die Könige sogar durch zeitliche Strafen, und durch die Absezzung zu zwingen, wenn es nöthig ist ꝛc. Ja, diese Gewalt der Kirche ist nothwendiger in Betracht der Könige, als ihrer Unterthanen; der Pabst kann sogar die Unterthanen von dem Eide der Treue loßsprechen. — Es ist einem Privatmanne erlaubt, einen Tyrannen zu tödten, unter dem Titel der Vertheidigung. Denn wenn gleich der Staat dies nicht befiehlt, so soll

man

man doch vorausſezzen, er verlange es, daß jeder Bürger insbeſondere, und auch ein Fremder ihn vertheidige. Wenn daher der Staat nicht anders vertheidiget werden kann, als durch den Tod des Tyrannen, ſo iſt es dem erſten, dem beſten erlaubt, ihn zu ermorden. — Jakob Clement begieng eine wahrhaft edle bewundernswürdige, merkwürdige That, — (NB. er brachte den König um.) — Jeder Privatmann hat daſſelbe Recht, wie Jakob Clement, wer nur Muth genug hat, es zu unternehmen. " —

„ Wer ſchaudert nicht zurük bei ſolchen fanatiſchen Grundſäzzen? " ſagt Maier hierüber. Sollte man es glauben, daß ſie die Frechheit haben konnten, dergleichen öffentlich zu lehren? Den Mord nach Siſtemen rechtfertigen, iſt ärger als Morden. Der Meuchelmörder bewafnet nur einen Arm, derjenige aber, der ſolche Säzze prediget, bewafnet die Fanatiker aller Nationen.

Solche Säzze, und die von den Gerichtsſtellen ſo vieler Nationen wider ſie aufgefundenen Zeugniſſe mußten natürlicherweiſe Haß und Abſcheu gegen ſie erregen. Man kann kaum, auch bei dem größten Phlegma, ihre Geſchichte durchleſen, ohne auf das äußerſte aufgebracht zu werden. Es iſt wahr, nur wenige des Ordens wußten um die innere Geheimniſſe, — allein beweiſt dies wider die Schädlichkeit des Ganzen deshalb weniger? Bey Aufhebung des Ordens war nicht

von der Strafbarkeit, von den Verbrechen einzelner Glieder desselben die Rede, die Rede war bloß von der erwiesenen Nothwendigkeit, die Verbrechen des Ganzen zu zerstören.

Maier, der doch selbst Jesuit war, brachte einige Hauptverbrechen in Auszug; vielleicht thue ich Ihnen einen Gefallen, wenn ich sie Ihnen mittheile.

Im Jahr 1547. ward der Jesuit Bobadilla aus Deutschland verjagt, weil er gegen den Staat geschrieben hatte.

1560. wurde Gonzales Silveira in Monomotapa als portugiesischer und jesuitischer Spion gehenkt.

1578. wurden alle Jesuiten aus Antwerpen verbannt, weil sie sich den Friedens-Unterhandlungen widersezten.

1581. wurden Campian, Skerwin und Briank zum Tode verurtheilt, weil sie einen Aufruhr gegen die Königin Elisabeth von England erreget hatten. Während der Regierung dieser Königin hat man fünf Verschwörungen der Jesuiten gegen ihr Leben entdekket.

1588. hezten sie die Ligue gegen Heinrich den Dritten in Frankreich auf.

1593. bewog der Jesuit Barode den Barriere, den Dolch gegen den besten König zu zukken.

1594. jagte man die Jesuiten aus Frankreich, weil

weil sie Theil an Johann Chatels meuchelmörderischen Unternehmungen hatten.

1595. redete der Jesuit Guignard in seinen Schriften der Ermordung Heinrich IV. das Wort, ward aber gefangen, und zum Richtplaz geführt.

1597. hielt man die Congregation de auxiliis, um über ihre neue Lehre von der Gnade zu rathschlagen, bey welcher Gelegenheit ihnen Clemens VIII. öffentlich vorwarf, daß sie die Kirche mit Verwirrung erfüllten.

1598. bestachen sie einen Bösewicht, reichten ihm mit einer Hand das Sacrament, und mit der andern den Dolch, und reizten ihn, den Prinzen Moriz von Nassau umzubringen, worauf sie aus Holland vertrieben wurden.

1604. hatten sie es der Huld des Kardinals Friedrich Baromeus zu danken, daß sie nur aus dem Collegium de Braida verjagt, und nicht zum Scheiterhaufen verdammt wurden.

1605. wurden Oldecorn und Garnet als Anstifter der Pulverschwörung in England hingerichtet; auch zwangen sie den Staat von Venedig, sie als Rebellen aus Stadt und Land zu verjagen.

1610. ermordete Ravaillac Heinrich IV, in Frankreich. Man hatte die Jesuiten in Verdacht, seine Hand bei dieser Schandthat geleitet zu haben. Um diesen Verdacht zu bestärken, ließ Mariana noch in demselben Jahre seine Meinung über Entsezzung der Fürsten, und Lob des Königsmordes, drukken.

1618. wurden die Jesuiten aus Böhmen vertrieben, weil sie Störer der öffentlichen Ruhe waren, das Volk gegen die Obrigkeit empörten, die Welt mit ihrer gefährlichen Lehre von Unfehlbarkeit und unumschränkten Gewalt des Pabstes ansteckten, — und endlich auf allerlei Wegen den Saamen der Zwietracht unter die Glieder des Staats ausstreuten.

1619. schafte man sie aus gleichen Ursachen aus Mähren weg.

1631. empörten sie durch ihre Kabalen Japan, und gossen Ströme Bluts über das ganze Reich her.

1641. erregten sie in Europa den elenden Zank über den Jansenismus, der so viele ehrliche Fanatiker Ruhe und Glük gekostet hat.

1643. verbannte man sie, ihrer Laster und Habsucht wegen, aus Malta.

1646. spielten sie in Sevilla einen Bankerott, der viele Familien ins Elend stürzte; solche Kunststükchen haben sie oft wiederholt.

1709. zerstörte ihre niederträchtige Eifersucht Port-Royal, Todte wurden ausgegraben, Mauren niedergerissen.

1713. würkten sie sich in Rom jene Bulle Unigenitus aus, die ihnen zum Vorwand gedienet hat, so viel Unglük zu stiften, wohin billig 80,000 lettres de cachet zu rechnen sind, welche sie in Frankreich während der gelindesten

Regie-

Regierung; gegen die redlichsten Leute ausgewiket haben. — In eben dem Jahre wagt es der Jesuit Jauvency in einer Geschichte seines Ordens die Königsmörder unter die Märtyrer zu zählen.

1723. wußte Peter der Große für seine Person und die Ruhe seiner Staaten keine bessre Sicherheit zu finden, als daß er die Jesuiten verbannt.

1728. verwandelte Berrüyer die Geschichtsbücher Mosis in einen Roman, und läßt die Patriarchen die größten Zoten reden.

1730. sagt der schändliche Tournemin in Daen öffentlich, in einer christlichen Kirche auf der Kanzel: er halte die Bibel nicht für Gottes Wort. Um dieselbe Zeit fängt auch Harduin an, seinen lächerlichen und gottlosen Scepticismus zu lehren.

1731. entzieht man durch Ansehn und Geld den verruchten Betrüger Girard der wohlverdienten Strafe.

1734. gründete der schamlose Benzy in Italien die Sekte der Mamillaren.

1745. lästert Pion die Sakramente der Busse und des Abendmahls, und wirft das heilige Brod den Hunden vor.

1755. führen die Jesuiten in Paraguay die Einwohner dieses Landes zu einer Schlacht gegen ihren rechtmäßigen Herrn an.

1757. wagt ein Böswicht einen Angriff auf das Leben Ludwig des XV. Dieser Mensch war

bei

bei den Jesuiten auferzogen, wurde von ihnen geschüzzet, und in ihren Geschäften gebraucht. In demselben Jahre wird einer ihrer Schriftsteller, welcher dem Königsmorde das Wort redet, neu aufgelegt, folglich beobachten sie diese Aufführung wie im Jahr 1610, auch bei dieser Gelegenheit!

1758. geschah der Meuchelmord des Königs von Portugall, unter Anführung der Jesuiten Malagrida, Mathes und Alexander.

1759. wurden sie alle aus Portugall vertrieben.

1761. war die Epoche in Frankreich, wo, nachdem die Jesuiten den Handel von Martinique an sich gezogen, und so viel Leute unglüklich gemacht hatten, der große Bankerott, und des Pfaffen la Valette Aufführung ihre Verbannung aus Frankreich beschleunigte. "

So ärgerlich auch diese Jesuiterhandlungen sind, und so sehr man auch zur Ehre der Menschheit wünschen möchte, daß sie nur Erdichtungen wären, so muß ich Sie doch versichern, Freund, daß diese und noch ungleich nachtheiligere Brandmale die Existenz des Ordens schänden, die man alle längst schon durch gerichtliche Urkunden erwiesen hat. Glauben Sie aber nicht, daß die Jesuiten die einzigen waren, deren Köpfe zu solchen Unternehmungen fähig waren. Jeder andre Orden, hätt' er nur Gelegenheit darzu gehabt, würde eben dasselbe gethan haben. Warum es die Je-

suiten darin am weitesten brachten, war die Verfassung ihres innern Ordens selbst — Ursache. Einzeln betrachtet, bemitleide ich iedes rechtschaffene Mitglied desselben, — den Orden selbst aber? — Anathema sey ihm.

Klemens XIV. durch die zu laut gewordene Klagen aller weltlichen Höfe aufgefordert, hob also ihren Orden auf. Man sollte gedacht haben, daß diese Gesellschaft den pünktlichsten Gehorsam gegen die Befehle des Pabstes leisten würde. Allein sie bewies auch hier ihre alte Maxime. Befahl der Fürst ihnen was, so stunden sie unter Pabst und Bischof, befahl ihnen der Bischof, so hatte nur der Pabst zu entscheiden, und befahl ihnen dieser was, so waren sie Unterthanen, die unter weltlichen Fürsten stunden. So wußten sie sich nach Zeit und Umständen der Verbindlichkeit jedes Befehles zu entziehen.

Eben dies beobachteten sie auch bei ihrer Aufhebung. Zwar in den bekannten Provinzen Europens leisteten sie Gehorsam, oder vielmehr, mußten ihn leisten. Die Fürsten selbst drangen darauf. Allein sie wollten doch die Hofnung, in Zukunft wieder einmal neu aufzuleben, nicht ganz aufgeben. Sie wählten sich Gegenden, die dem aufmerksamen Auge des Philosophen so zu sagen entrükket sind. Sie ließen sich herab, dem Kaiser in Pekking Hofnarren und Speichellekker abzugeben, nur, um seinen Schuz zu erhalten. Selbst

in

in Polocz und Mohilow wußten sie den Bischof so zu gewinnen, daß er es bei der rußischen Kaiserin dahin brachte, daß die Jesuiten nicht nur allein schon fünf Kollegien, sondern auch ihr Noviziat und ihren Provinzial ganz nach ihren alten Instituten erhalten haben. Dieser Provinzial stellt izt ihren General vor. Man bemerkt sie um so weniger, da diese Gegend wenig besucht, und bekannt ist. Man sieht, daß sie den Plan zu ihrer Fortdauer sehr geschikt angelegt haben.

Woher ich diese Nachricht habe, fragen Sie mich? — Herr Konsistorialrath Büsching in Berlin zeigte mir selbst einige Briefe, die er aus Rußland über diesen Punkt erhalten hatte. Auch in Wien schloß ich einigen Exjesuiten durch mein Bedauren über ihre Aufhebung den Mund zum Bekenntniß dieses Geheimnisses auf. —

Freilich, Freund, muß sich der Katholik ärgern, wenn er sieht, wie doch des römischen Stuhls erste — fast abgöttischesten Verehrer gerade diejenigen sind, die sich in ihren Handlungen am wenigsten gehorsam gegen ihn bezeigen. Der Pabst hob mit Einverständniß und auf das dringendste Verlangen aller katholischen Höfe dies gefährliche Institut auf; er excommunicirte jene sogar, welche dieser Aufhebung ohngeachtet den Orden beybehielten. — Allein in der Bulle steht, die Bischöfe sollen diese Bulle „mit Einverständniß der weltlichen Fürsten publiciren.“ Daraus ziehen die

Herren

Herren Jesuiten den Schluß, wo der Fürst uns nicht entlassen will, sind wir nicht aufgehoben. Wir sind Unterthanen des Fürsten, wir müssen also nur ihm in diesem Punkt gehorchen. — Sehr spizfindig. Müssen sie dem Fürsten gehorchen, warum stüzten sie sich denn bey jeder Gelegenheit auf die Breven der Päbste, denen sie Gehorsam schuldig zu seyn behaupteten, wenn der Fürst Verfügungen mit ihnen treffen wollte? — Es ist bekannt, daß Clemens XIV. durch diesen Zusaz nur die Majestätsrechte der Höfe in Sicherheit sezzen wollte; daß die Bischöffe deshalb mit Einverständniß der weltlichen Fürsten bey der Aufhebung zu Werke gehn sollten, weil jeder Fürst das Recht hatte, mit dem aufgehobenen Orden, den Gütern, Kirchen und Gliedern desselben eine Verfügung zu treffen, welche er seinem Lande am zuträglichsten hielt. Es wäre tolldreist gewesen, in Rom eine Gesellschaft zu annulliren, bevor die Fürsten Vorkehrungen getroffen haben würden, was sie mit den Exherren machen wollten. Nur niederträchtiger Sophistengeist kann in dieser Clausel die Ausnahme finden, welche die Jesuiten berechtigen soll, dem Befehle des Pabstes nicht gehorchen zu dürfen. Wären ihre Institute ehrlich und gottesfürchtig, so würden die, welche sie bekannt haben, die Fürsten selbst gebeten haben, ihnen zu erlauben, daß sie sich als gehorsame Kinder der Kirche bezeigen dürften, auch in jenen Gegenden, wo unkatholische Fürsten sie aus Privatabsichten beyzubehalten, entschlos-

schlossen waren. — Aber so thaten sie gerade das Gegentheil, und bewiesen, daß das Institut den Ränkegeist noch nicht aufgegeben habe. — O Fürsten! die ihr sie izt noch — als Gesellschaft unterstüzt, laßt euch doch durch die Geschichte dieses Ordens, der Königsmörder nährte, den Königsmord docirte, und eine halbe Welt mit Graus überschüttet hat, laßt euch warnen, nicht neue Nattern in dem Schooße eurer Staaten aufzuziehen? Doch, Freund, ich hoffe über dieses Kapitel bey einer künftigen Veranlassung — ausführlicher, als es in meinen Briefen seyn kann, zu handeln.

Vier und zwanzigster Brief.

Pius VI. ließ gleich beim Antritt seiner Regierung sehr viel Gefälligkeiten gegen die Jesuiten blikken. Der größte Theil des Kardinalkollegiums war für dieselben; er war also gezwungen, mehr Nachsicht gegen sie als sein ewig unvergeßlicher Vorgänger zu zeigen. Die vorigen Kardinäle wurden von der Untersuchung ihrer Angelegenheiten unter dem Vorwande der Partheilichkeit entfernet, und neue dafür gewählet; allein man nahm bei dieser Wahl vorzüglich dahin Rükficht, daß diese neuen Richter — die erklärtesten, und anhänglichsten Freunde der Jesuiten waren. Die Kardinäle der auswärtigen Höfe, Migazzi, Lanze, Solis und Bernis wurden zwar ebenfalls zur Kongregation über ihre Angelegenheiten gezogen; denn Pius

wollte

wollte dadurch den Verdacht der Partheilichkeit vermeiden, da er diesen Ministern Gelegenheit gab, sich von der wahren Lage der Sachen selbst zu unterrichten; allein, da diese Kardinäle, Bernis ausgenommen, bald nach ihren Höfen zurükkehren mußten, so sieht man die Finesse wohl ein. Der Criminalrichter Bartholomäus Andretti mußte dem Pabst einen Bericht über die Jesuiten abstatten, — allein dieser Bericht war ihnen nicht günstig. Pius VI. fieng demohngeachtet an, sie besser zu behandeln. Da er sie selbst erhalten mußte, so stund ihm dies allemal frey. Aber Rezzonico, — ihr Busenfreund, von welchem der Abt Benzi öffentlich in die Zeitung sezzen ließ, daß er Klemens XIV. wegen Aufhebung der Jesuiten vergiftet habe, — hätte nicht die Oberaufsicht über diese Untersuchung erhalten sollen. Die ganze Sache war nun in den Händen der Kardinäle Torreggiani und Rezzonico. Man sieht die vorgefaßte Partheilichkeit für die Jesuiten aus diesen Anstalten zu deutlich. Aber er zog sich auch dadurch Verdrüßlichkeiten auf den Hals, die er hätte vermeiden können. Die bourbonischen Höfe machten ernsthafte Vorstellungen, droheten das Einverständniß mit Rom ganz aufzuheben, wenn Pius VI. das Suppreßionsbreve der Jesuiten nicht bestätigte. Der Schritt, den Vetter des Exgeneral Ricci — den Kardinal Torreggiant zugleich zum Oberaufseher in der Sache der Jesuiten zu ernennen, — war allerdings sehr

auffallend. Nach manchen vorangeschikten für sie günstigen Vorboten, ließ Pius VI. den 23sten Januar 1776. an alle auswärtige Nuntios ein Breve ergehen, worin verboten ward, wegen Aufhebung der Jesuiten etwas zu schreiben. Es ist sonderbar, daß man so viele Umstände mit einem Institute machte, das wegen des schon erwiesenen Schadens aufgehoben war. — Man soll nicht wider das Institut schreiben, aber die Bekenner desselben haben freye Hand, ihre Verläumdungen auszustreuen, sich Anhänger zu sammeln, und in den entferntesten Weltgegenden ihren Orden ungehindert fortzusezzen?

„Die von der Engelsburg endlich loßgelassene Jesuitenassistenten, mußten den Eid abschwören: „Sich allen Befehlen des heiligen Stuhls ohne „Widerrede zu unterwerfen, und unter diesen das „klementinische Aufhebungsbreve ausdrüklich, als „das unwidersprechlichste Kirchengesez anzuneh„men; zu gelo3en, nichts zu sprechen, zu schrei„ben, zu rathen, zu unternehmen, das diesem „Gehorsam zuwider wäre, und alles zu mißbilli„gen und zu verdammen, was durch sie selbst „bisher dawider gethan seyn möchte, zu beken„nen, daß der Orden, so wie alle Würden desselben völlig vertilgt sey, und daß sie nie den Na„men oder die Verrichtungen eines Assistenten des„selben tragen wollten.“ — Also hat selbst Pius VI. ohngeachtet er der Jesuiten erklärter Freund war, ohngeachtet er alles versuchte, sie zu

retten,

retten, ohngeachtet er den Prozeß, so zu sagen, unter seinen Augen erneuren — aber dulden= der einleiten ließ — gestehn müssen, daß das Jn= stitut gefährlich und heillos war. Würde er sonst diesen Eid den Assistenten abgefordert haben? — Auch der König von Preussen gab endlich seine Einwilligung zur Aufhebung der Jesuiten in seinen Landen. Den 20sten Februar 1776. wurde ihnen sämtlich diese königliche Willensmeynung angedeu= det; allein den 12ten September 1779. änderte der König wieder seinen Sinn in Ansehung der preußi= schen Jesuiten, und erklärte, daß er ihr Institut ganz aufrecht gehalten wissen wolle. Glüklicher für sie war der Entschluß der rußischen Kaiserin zu An= fang des Jahrs 1777., die durch den Gouverneur Grafen von Czernicchew, dem Pater Rektor des Kollegiums zu Polocz, P. Czerniewiz die Versicherung geben ließ, das Jnstitut beizube= halten. Hierüber habe ich Jhnen schon in meinem vorigen Briefe etwas weitläuftiger geschrieben.

Lächerlich aber sind die Lügen des Jesuiten P. Bourgeois, der in Pekking beim Kaiser Kinn=Long in so großem Ansehen stehen soll. Bourgeois will uns weiß machen, der Kaiser habe ihm und seinen übrigen Collegen die Erlaub= niß ertheilt, das Christenthum öffentlich zu predi= gen, und jeden, ausser den Kindern der Manda= rinen, taufen zu dürfen. Was doch die Jesuiten für Albernheiten in die Welt streuen! Würde man

nicht laut auflachen müssen, wenn man sagen hörte, der König von Spanien habe irgend einem thibetischen Kutuktus des großen Lama in Madrit die Erlaubniß ertheilet, den Gottesdienst des Lama öffentlich zu lehren, um seine Religion allen — den Kindern der Grands d'Espagne ausgenommen — aufzudringen? — Und doch wär das Mährchen um kein Haar abentheuerlicher, als die Lüge des P. Bourgeois & Consorten.

Theils durch so viele neue Entdekkungen, welche Pius VI. von den Jesuiten machte, theils durch das wachsame Auge, welches die bourbonischen Höfe auf die Exjesuiten warfen, ward endlich der Pabst gezwungen, seiner Neigung gegen sie einige Schranken zu sezzen. Wollte der Himmel, Rußland und Preussen liessen sich durch den scheinbaren Vorwand der Kindererziehung izt nicht täuschen, damit in der Folge ihre Nachkommen nicht Ursache hätten, diese Unterstüzzung zu bereuen.

Ich gesteh's Ihnen offenherzig, Freund, ich kann den Jesuitismus nicht ausstehn. Ich habe viele rechtschafne, brave Jesuiten kennen gelernet, die ich schäzze und verehre, — aber sie waren noch nicht eigentliche Jesuiten. Zwek, geheime Absicht, Maschinengang des ganzen Uhrwerks war ihnen verborgen; nur die geprüftern wurden zu diesen Mysterien zugelassen; — aber sobald sie auch zu diesen Mysterien zugelassen wa-

ren,

ren, so verschwand — der ehrliche Mann auch ganz. — Es ist also Thorheit, wenn man die Jesuiten mit dem Jesuitismus verwechselt. Es ist eben nicht nöthig, daß die Glieder dieser Gesellschaft Verbrecher waren, — genug daß ihr Institut ein Verbrechen war. Man konnte das Institut aufheben, ohne eben ein Recht zu haben, die Glieder desselben zu strafen; die wenigsten haben gesündiget.

Der Midasmäßige Professor in Augspurg, der die von Jesuiten aufgesezte Geschichte des Prozesses über Ricci drukken ließ, weiß wahrhaftig nicht, was ihm die Jesuiten zum Drukke überschikket hatten. Er würde sonst den Ricci nicht als einen Märtyrer, und den Ganganelli nicht als einen — dreisten Tyrann geschildert haben. Hat denn das kurzsichtige Professorchen, dessen Namen ich nicht nennen will, um ihn nicht einmal der Unsterblichkeit eines Herostrats zu würdigen, — hat denn dieses Männchen vergessen, zu überlegen, daß die Gerichtsstellen der klageführenden Höfe durch ihre eigene Akten die Prozesse wider die Jesuiten oder ihren Orden vielmehr lange vorher schon beurkundet haben? Glaubt er denn, daß alle Leute auch nur Eiter im Hirn haben, und nicht wissen sollten, daß der Orden aufgehoben werden konnte, ohne Prozesse in Rom wider sie zu führen? Die bösen Handlungen des Ordens, und die Beweggründe, warum die Höfe auf

dessen Aufhebung drangen, wurden vorgelegt, und da sie — evident bewiesen waren, so waren sie hinlänglich, den Orden aufzuheben. — Nun hätte bei dieser Aufhebung eben kein einiger Jesuit besonders inquirirt werden dürfen, wenn nicht das große Nisi dabei gewesen wäre, daß noch viele von ihnen existirten, welche Theil an diesen oder jenen Unordnungen hatten, weswegen man sie aufhob. Clemens der XIV. mußte diese also arretiren lassen; aber sie wurden nicht arretirt, um zu untersuchen, ob der Orden aufgehoben werden sollte. Darüber war das übereinstimmige Begehren von ganz Europa entscheidend genug. Die Patres, die Assistenten und Ricci, der tollste, dreisteste und oft auch der unverschämteste aller Jesuitengenerale, wurden auf die Engelsburg gesperrt, um zu untersuchen, ob die Verbrechen, die man ihnen insbesondere zur Last legte, gegründet wären, und dann nach Befinden der besondern Straffälligkeit — sie auch besonders zu bestrafen. Die Aufhebung ihres Ordens war für diese Männer nicht als Strafe anzusehen, die nach ihrer Aufhebung über sie bestellte Kongregation sollte erst bestimmen, welche Strafe sie besonders verdienet hätten. Diese Sache verhält sich ohngefähr so. Der König von Preussen hob den Orden der Advokaten in seinen Staaten auf, weil er durch Erfahrung und Berichte seiner Minister überführt wurde, daß die Advokaturen — der Justizpflege seiner Länder wirklich schädlich sind. Er

ließ

ließ aber manchen der Eradvokaten nachher scharf inquiriren, weil besondre Klagen wider diesen oder jenen vorgebracht wurden. Müßte man den Mann nicht einen Narren nennen, welcher nun sagen wollte, der König hätte diese Prozesse wider die Advokaten vorher veranstalten sollen, weil es die offenbarste Ungerechtigkeit sey, einen ganzen Orden vorher zu strafen, und nach der ausgesprochenen Strafe die Verbrechen desselben erst untersuchen zu lassen? Eben dies Verhältniß hat es mit dem Augspurger Professor. In der That, Freund, lebte dieser Mann in den Zeiten der Hyperboreer, sie würden ihn dem Apoll opfern; denn diese opferten, wie man aus dem Pindar und Kallimachus ersehen kann, dem Apoll allemal eine Hekatombe von — Eseln!

Ich kann mich immöglich überwinden, Ihnen, mein Bester, zum Schlusse dieses Kapitels einige Fragmente aus der von dem Kardinal Cavalchini 1767. im päbstlichen Konsistorium und im Beiseyn Clemens XIII. der den Jesuitenorden den 7ten Jenner 1765. bestätigte, gehaltenen Rede mittheilen.

„Schon seit zwei hundert Jahren wird die Gesellschaft von so vielen Städten, Provinzen und Republiken durch ein ununterbrochenes Geschrey bei dem heiligen Stuhle verklaget, und der heilige Stuhl hat immer geschwiegen. Ihre Lehre ist öfters von der französischen Geistlichkeit beschul-

diget, und durch die Edikte der Fürsten verbannet worden, und der heilige Stuhl hat geschwiegen. Man hat sie wegen ihrer Mißionen angeklagt, und diese Klagen sind von so vielen Völkern, Monarchen, Bischöfen, apostolischen Legaten dem heil. Stuhle vorgetragen worden, aber der heilige Stuhl hat geschwiegen. Endlich, da sich die ganze christliche Republik unsers Jahrhunderts vereiniget, die Gesellschaft anzuklagen, und sich wegen ihrer Betrügereyen, Nachstellungen und Falschheiten einmüthig zu beschweren, wird uns da noch das Stillschweigen des heiligen Stuhls vortheilhaft zu seyn scheinen, und wird man da noch glauben, daß nichts anders zu urtheilen, und zu beschliessen sey, als was mit den gefährlichen Grundsäzzen der Jesuiten und mit ihren Wünschen übereinstimmt? Da einer oder der andere der Humiliatorum einem Kardinal nach dem Leben trachtete, glaubte man, dieses Verbrechen könne nicht anders, als durch die Unterdrükkung des ganzen Ordens gebüßet werden; und uns sollte so wenig an dem Leben christlicher Fürsten liegen, daß wir die blutgierigen Jesuiten, sogar, wie bisher geschehen, mit unserm Schuzze beehren? Sie sind aus dem Königreiche Portugall, das vor diesem der römischen Kirche am getreuesten war, als Königsmörder verbannet worden, und Rom sieht nicht allein die Gefahr des Lebens eines so Durchlauchtigen Sohnes der Kirche mit gleichgültigen Augen an, sondern trägt auch kein Bedenken, die Vertheidigung des Hochverraths zu

übernehmen; — ja, Rom hat zu eben der Zeit auf eine sehr ungereimte Art die Einrichtung der Gesellschaft von neuem bestätiget, und mit Lobsprüchen überhäuft, die größer sind, als sie sogar von ihren eignen Schülern ausgedacht werden können. Nachdem man die Constitutiones und Privilegien der Gesellschaft in Frankreich sorgfältig untersucht, so hat man gefunden, daß sie sowohl der Sicherheit des Königs, als dem Frieden der Kirche und der öffentlichen Ruhe entgegen sind, daher man auch die Abschaffung dieses Ordens für nothwendig gehalten hat; uns aber kömmt indessen nicht einmal der Verdacht ins Gemüthe, diese Constitutiones zu untersuchen, ja, wir sezzen sogar andre übermäßige Privilegien und Freiheiten zu den erstern hinzu. Heute wird dem heiligen Stuhle ein neues und abscheuliches Verbrechen derselben vorgetragen, nemlich die boshafteste Nachstellung gegen das Leben des Königs von Spanien. — — Eine lange Reihe von ungeheuren Verbrechen, als die Usurpation der Reiche, die Empörung ganzer Völker, die Mißbräuche des Gottesdienstes und der Sakramente, beweisen, daß die Gesellschaft schuldig ist; aber was geht uns das an? Werden unsre Berathschlagungen noch immer von ihrer Willkühr abhangen? und werden wir die Grundsäzze, die nichts als Rache und Mord athmen, noch immer durch unsre Gewalt schüzzen? Mit welchem Rechte dieses geschehen könne, sehe ich nicht ein,

man müßte denn deutlich zeigen, daß der heilige Stuhl die Mutter der Jesuiten wäre, u. s. w. " — —

„ Sie rühmen sich, die Pfeiler und Stüzzen des apostolischen Stuhls zu seyn; aber wir wollen ohne alle Vorurtheile untersuchen, mit welchem Rechte sie sich dieser glänzenden Benennung anmassen. Wir wollen zum Grunde sezzen, daß wir unter dem Namen des heiligen Stuhls den Primat der Kirche verstehen, vermög dessen der Pabst der allgemeine und untrügliche Vater und Hirte, der Bewahrer des Glaubens, der Beschüzer des rechtgläubigen Lehrbegrifs, der Aufseher der Sitten, und der Statthalter Jesu Christi ist. Ich weis nicht, ob er hierinn von den Jesuiten unterstüzt, oder nicht vielmehr durch Hinterlist gehindert worden? Sie haben durch den gefährlichen Probabilismus und durch böse Lehrsäzze die Unschuld der Sitten verderbet, — — und welche Vortheile sind denn durch ihre Mißionen der Kirche erwachsen? — und was können wir in denselben weiter bewundern, als daß sie eine weltliche Regierungsform errichtet, und sich Unterthanen und Völker nach dem Gesezze der Natur gezogen haben, welche zwar ein ruhiges Leben führen; allein ob ihre Art zu leben nach der Vorschrift des Evangelii und der Richtschnur des Glaubens eingerichtet sey, untersteh ich mich nicht zu behaupten, u. s. w. "

„Ich frage, was für einen Begriff wir uns von der Freiheit der Kirche machen? — Die Gesellschaft wird des Hochverraths beschuldigt, ein Verbrechen dessen Erkenntniß der König von Portugall seinem Richterstuhle übergiebt, wodurch die Freyheit der Kirche verlezt wird; und da der König von Spanien selbige vor unsern Richterstuhl stellt, so sagen wir gleichfalls, die Freyheit der Kirche werde dadurch verlezzet. Daß die Jesuiten als solche, die nach zeitlichen Gütern streben, und dem guten Namen, dem Leben, wie auch den Seelen nachstellen, vertrieben werden sollen, wie es das Recht der Natur fordert, ist fast eine einhellige Stimme aller Völker. Wir glauben hingegen, daß es der Freyheit der Kirche gemäß sey, ihnen zu schmeicheln, ihnen zu den geheimen Berathschlagungen Zutritt zu verstatten, und uns nach ihrem Gutachten zu richten, u. s. w.“

So sprach der würdige Kardinal Calvachini. Freylich werden die Jesuiten, so wie alle, die wider ihre Bosheiten auftreten, auch ihn unter die Pasquillanten sezzen. Ich erinnere nur noch, wenn ihr Institut wirklich nicht gefährlich war, warum wurden sie denn nach und nach allenthalben wo sie sich einnisteten, wieder vertrieben? — Kein einziger geistlicher Orden steht so oft in den Akten der Blutrichter, als der Orden des H. Ignatius. —

Fünf und zwanzigster Brief.

Ich denke, ich habe Sie lange genug mit Präliminarien unterhalten. Lassen Sie mich daher nun zur Reise Pabst Pius VI. eilen. Die merkwürdigste Handlung dieses Jahrhunderts war sie gewiß; merkwürdig für die Geschichte, weil in dieser Situation, in dieser Absicht, und mit diesem Betragen noch nie ein Pabst gereiset ist; weil sie alle, die Roms Verfassung, und die alten Usurpationen des Vatikans kennen, — auch die Vermuthung derselben — unter die Mährchen gezählet hatten, eh sie — Pius VI. wirklich in unsern Mauern sahen. —

Wie sich die Zeiten ändern! Ich will Sie, mein Bester, durch die Recapitulation all' der sonderbaren Mishandlungen, die in vorigen Zeiten weltliche Regenten vom römischen Stuhle stillschweigend ertragen mußten, nicht zum Gähnen bringen. Das sind Dinge die heut zu Tage jeder Schulknabe weis. Die Exkommunikationsbulle Clemens XIII. gegen den Herzog von Parma war der lezte Donnerkeil, der irgend einem Pabste entfahren ist; er war unglüklicher für die Tiara, als für Parma; er beschleunigte das Unternehmen der Fürsten, dem römischen Vulkane seine Waffenschmiede zu zerstören, und — non plus ultra mit grossen Buchstaben an dessen Thüre zu schreiben.

Ganz Europa staunte über die Neuigkeit, daß Pius VI. in seinem hohen Alter zu einem deutschen

schen Kaiser — in seinen eignen Angelegenheiten zu wandern entschlossen sey. Aber die Gesinnungen und Gefühle der Nationen waren bey dieser Nachricht sehr von einander unterschieden. Die Orthodoxen freuten sich deß, und die Heterodoxen machten verdrüßliche Gesichter. Allein beyde hatten Unrecht, sich zu freuen, oder verdrüßlich zu seyn. Joseph und Pius VI. kannten beyde ihre wechselseitigen Rechte, und behaupteten sie auf eine Art, die jedem Ehre machte.

Zum Erstaunen wars, was alles über die Ankunft des heiligen Vaters geschrieben ward. Eibel, sobald es bestimmt war, daß Pius wirklich kommen werde, schrieb seine Brochüre: was ist der Pabst? Sie machte Lerm, wurd von den Vernünftigen mit allgemeinem Beyfall aufgenommen, von den Bigotten verkezzert; von dummen Kontroversisten beschimpft; — man nannte Eibeln einen Kezzer, und kreuzigte sich vor ihm, wie vor dem Beelzebub. — Wahr ist es, Eibel sagte nichts neues; seine Säzze lagen in den bessern Kanonisten als erwiesen da; der Aufgeklärte wußte das ohnehin, was Eibel hier sagte. Aber wußte auch der ungeheure Schwarm von Pöbel in allen Ständen, was er von Pabst und Pabstesmacht glauben sollte? Sah man nicht deutlich, daß der ungleich grössere Haufe ihn wirklich für ein Mittelding zwischen Gott und Menschen hielt? — Eibel hat also sehr viel Verdienst, daß er mit dieser Frage

eben zu dieser Zeit erschien ; ihm hat man es zu danken, daß nun 20000. Wiener mehr — zur Fahne der geläuterten Vernunft in diesem Punkte schwuren. Verdienst genug für Eibeln!

Auch Sonnenfels rükte mit seinem Fragmente über die Ankunft Pabst Pius VI. heraus. Ein Meisterstük, wie man es von so einem Manne nur immer erwarten konnte. Er macht dem edlen Braschi sein tiefes, ehrfurchtvolles Kompliment, nimmt sodann den Hut unter den Arm, und perorirt mit einem Feuer, das dem Feuer des katilinarischen Anklägers gleicht, wider die — eben nicht gar zu erbaulichen Handlungen so mancher Vorfahrer des Pius, — und wendet sich dann wieder zu diesem grossen einsichtsvollen Pabste, und gesteht, daß man dergleichen Spektakel von dem erhabenen Karakter unsers jezigen Statthalters Christi nicht zu erwarten habe. — Aber seine Reise verursacht nichts destoweniger Aufsehn, und wird der Stoff zu mancherley Glossen und Besorgnissen. Er räumt diese Besorgnisse, diese Glossen weg; er versichert, daß unsre Verfassung so vorsichtig eingeleitet wäre, daß selbst der Gedanke auf Meuterey, auf Misbrauch der Gastfreyheit zernichtet werden könne. Warum Sonnenfels diese Punkte so meisterhaft ausführte, läßt sich leicht begreifen. Endlich kommt er auf die Verfügungen des Kaisers. Der Weg der freundschaftlichen Unterhandlungen bleibt also für Rom allein übrig, sagt er. Aber er sezt auch in dem-

selben Augenblikke alle die Rechtfertigungen hinzu, die unserm Kaiser das Recht ertheilten, diese Verfügungen zu treffen. — Ich sag es Ihnen noch einmal, es ist ein Meisterstük von einer Rede, mit der Sonnenfels mehr als einen Endzwek erreichte. Freilich ist der Eingang, und der in demselben auf Eibeln gewagte Klopffechterstoß — eines Sonnenfels nicht würdig. Das wußten wir so gut, als der Herr Hofrath, daß van Espen, Thomasinus, de Marka, u. a. m. die Eiblischen Säzze vorgetragen haben; vielleicht ist der Herr Hofrath eben nur durch Eibels Werkchen von den Grundsäzzen dieser Männer unterrichtet worden; denn Eibel stüzte sich bei jedem gewagt scheinenden Sazze seiner Brochüre auf diese Kanonisten. Aber ich zweifle, ob der verdienstvolle Lehrer der politischen Wissenschaften eben so viele Kenntniß in den kanonischen habe, daß man es ihm glauben dürfte, Eibels Begriffe vom Pabste wären Gemeinplätze, über die man gar nicht mehr streite. Gerade das Gegentheil verräth der Eifer, mit dem der größte Theil Eibeln verkezzerte. Also war es doch nicht — auch in unsern Zeiten — ganz ohne Nuzzen, so was zu schreiben. Doch Sie kennen Sonnenfelsen; — bei all' seinen großen Talenten hat er doch die Schwachheit, daß er nie einem seiner verdienstvollen Freunde ein Kompliment machen kann, ohne dabei einem andern verdienstvollen Manne auf die Füße zu treten. Und es ist aus

der

der langen Note zu sichtbar, daß er den Eingang bloß deßhalb hinsezte, um von dem würdigen Rieger sagen zu können, daß er ein würdiger Mann war. —

Rautenstrauch, ein Mann, der überall mithinken muß, war auch nicht faul, uns zu fragen: „Warum kömmt der Pabst nach Wien?“ — Schmidts Geschichte der Deutschen wurde geplündert, dann einige Vielleicht vorgetischt, und die wahre Ursache: warum kömmt Pius, mit einem Duzzend Strichelchen — — — — — — — — — — — — — aufgelöst. Ich gesteh's, daß ich nicht so geschikt bin, wie Leibniz des Konfucius Strichelphilosophie zu entziffern. Auch mags Rautenstrauch selbst nicht gar weit darin gebracht haben.

Man schrieb und schwazte allerley über die Ursache der päbstlichen Reise. Die lächerlichste Meinung war wohl diese, daß Pius VI. käme seinen heiligen Seegen über das, was der Kaiser in Kirchensachen vornahm, zu ertheilen. Wenn man auch annehmen könnte, daß Pius VI. so groß, so edel und menschenfreundlich er auch immer denkt, die Schmälerung seiner jährlichen Revenüen von ohngefehr 18 Millionen Gulden, welche er durch diese Verfügungen verliert, — großmüthig erdulden wolle, — so ist es doch gewiß unwahrscheinlich, daß er bloß deßhalb die Reise unternommen habe, um dem Kaiser darüber

ber noch oben drein sein Kompliment zu machen. — Nicht viel besser ist Sonnenfels Vermuthung selbst — die Absicht des Pabstes sey, durch gütliche Unterhandlung den Kaiser zum Wiederruf zu bewegen. Wie? der einsichtsvolle Pius VI. der einsieht, daß unser Fürst nach seinen ihm gebührenden Rechten zu Werke geht, — der auf seine bei jeder Gelegenheit gemachte Vorstellungen die gründlichsten Antworten erhielt; dem der Kaiser auf seine Eröfnung nach Wien zu kommen, um von Angesicht zu Angesicht diese Angelegenheiten zu schlichten, die — einem Fürsten anständige Versicherung ertheilte, daß er als Freund willkommen sey, aber sich gar keine Hofnung machen solle, den Kaiser zum Wiederruf bewegen zu können, weil er nicht nach Eigendünkel, nicht aus Uebereilung, sondern mit reifer Ueberlegung und Abwägung des Rechts dabei zu Werke gegangen sey, — Pius VI. soll demohngeachtet bei dem Vorsazze geblieben seyn, zu versuchen, dem Monarchen durch wörtliche Ueberredung so zu sagen, umzulenken, zu überlisten? Pius sollte das im Sinne gehabt haben, da er wußte, wie leicht die Ehre unsers Monarchen bei dem geringsten wesentlichen Wiederruf auf das Spiel gesezzet würde? — Nimmermehr! Pius war zu sehr überzeugt, daß Joseph die geltendsten Rechte, und die weisesten Absichten bei seinem Plane zu Grunde legte; war überzeugt, daß ein Fürst von dem, was er

einmal ausgeführet hat, nicht mehr zurükgebracht werden kann, wenn er nach solchen Grundsäzzen handelt, wie Joseph II.

Aber Pius VI. muß doch eine Absicht gehabt haben, warum er diese Reise unternahm? — Allerdings hatte er sie. Ich will so frei seyn, in die Seele des heiligen Vaters zu denken. Der Pabst, den die ersten raschen Schritte des Kaisers besorgen liessen, er würde in Zukunft für Rom noch weit verdrüßlicher machen, bot alle seine Scharfsichtigkeit auf, um das ganze System, nach welchem hier verfahren werden sollte, zu entdekken. Allein die Zeiten sind vorbei, wo die Geheimnisse der Fürsten in den Busen ihrer Lieblinge ausgeschüttet, und von diesen unter die Emissarien fremder Höfe versteigert werden. Der undurchdringliche Vorhang, der über den ganzen noch zurükgehaltenen Reformationsplan gezogen war, machte Rom mehr für die Zukunft bange, als es über das schon Geschehene ward. Der Pabst war ausser Stand, Gegenvorkehrungen zu treffen, weil er nicht erfahren konnte: „ Was der „ Dinge Ende seyn sollte? “ Ueberdies bewies ihm die Geschichte, daß Deutschland seine Unternehmungen allemal — nach reifer Ueberlegung — aber dann auch hartnäkkig hinausführt; noch mehr zeigte ihm die Verfassung dieses Landes, das selbst so viele geistliche Souveraine hat, die ihre Rechte

nach dem Beispiel ihres allgemeinen Reichsoberhauptes gegen Rom geltend machen könnten, — daß er in dieser Revolution mit der größten Herablassung zu Werke gehen müsse. Allein, wie konnte er sich auf die künftigen Vorfälle bereiten, da er ausser Stand war, in die Geheimnisse unsres Kabinets zu dringen? Wahrhaftig ein verdrüßlicher Umstand und eine Lage, die Rom mehr ängstigen mußte, als wenn es mit Gewißheit die schrecklichsten Schikfale zu erwarten gehabt hätte. — Pius VI. führte also den Entschluß aus, selbst zu sehen und selbst zu hören. Es lag ihm ungleich mehr daran, die noch zurükbehaltenen Entschlüsse des Kaisers zu erfahren, als ihn von den schon bekanntgemachten abzulenken. Er konnte sich's schmeicheln, daß er durch freundschaftliches Betragen, und durch seine Ueberredungsgabe dem Kaiser die Geheimnisse ablokken würde, die Rom izt so zitternd machten; er konnte sichs um so eher schmeicheln, da die Offenherzigkeit des Kaisers unter die Karakterzüge seines Herzens gehöret. — Man sieht leicht, daß Pius VI. hauptsächlich deßhalb nach Wien kam, um mit dem Kaiser, da er auf keine andre Weise hinter den Plan zu kommen Hofnung hatte, — selbst zu Rathe zu gehn, ihm seine noch vorzunehmenden Entschlüsse abzulokken, und es dahin zu bringen, daß er als Pabst doch auch einigen Antheil an künftigen Kirchenverbesserungen nehmen könnte. Ich zweifle

nicht, daß der Kaiser, der den Pabst wirklich als seinen ältern Freund liebte und ehrte, — ihm in diesem Stükke willfährig war. Es kann auch dem Monarchen um so angenehmer seyn, da er sieht, daß der römische Stuhl selbst, ohngeachtet er im Grunde wirklich zeitlichen Schaden leidet, seine Vorkehrungen billiget, gut heißt, ja selbst die Hand darzu bietet.

So, Freund, denke ich mir die Bewegungsgründe zur päbstlichen Reise. Ich will zwar nicht läugnen, daß Pius VI. noch manche Nebenabsichten haben konnte; daß er vielleicht, zum Beispiel, hofte, seine persönliche Erscheinung würde die wider die Usurpation des römischen Hofes arbeitende Minister in ihrem Diensteifer erkaltend machen; sein Ansehn, seine allgemein bekannte Frömmigkeit, seine Herablassung, seine Freundlichkeit, seine — auch ohne päbstliche Würde, — sich auszeichnenden Vorzüge und groſse Eigenschaften würden in dem Kabinette, unter den Landesstellen, und unter dem Volke, der Dataria neue Proselyten erwerben; daß er vielleicht glaubte, die Nation auf eine Art an sich zu fesseln, daß der Fürst gezwungen seyn würde, die Schritte, die er vorwärts that, wieder zurük thun zu müssen. — Alles dieses, und noch ungleich mehrere Hofnungen können gegründet seyn. Allein, ich wag es nicht, sie für solche auszugeben. Es ist nur das

einzel-

einzelne Raisonnement so manchen Kopfes, der nichts klügers zu thun hat.

Aber nun einen Blik auf unsern Kaiser. Seine Lage war allerdings in diesem Falle nicht die angenehmste. Wer sich so ganz in die Situation hineindenken kann, in welche Joseph II. bei dem Besuche des Pabstes nothwendig versezt werden mußte, der wird gestehn müssen, daß sie von mehr als einer Seite kritisch war. Erstlich — ganz Europa staunte mit Aufmerksamkeit und noch ungleich größerer Erwartung, auf jeden seiner Schritte; — er handelte öffentlich, er handelte mit Entschlossenheit; — alles was er that, gründete sich auf — von seinen zu gefälligen Vorgängern oft mißkannte — Rechte; — er suchte sie wieder an sich zu bringen, und dies Unternehmen durft er als eine Vergeltung fordern für die Rechte, die er der leidenden Menschheit seiner eignen Unterthanen verschaffet hatte; — und mitten auf dieser ruhmvollen Bahn, noch ehe seine Vorkehrungen die dauerhafte Reife erlangt hatten, — noch eh sich die frommen Besorgnisse so vieler durch Pfaffengeschrey überstimmter Schwächlinge geleget hatten, — erscheint ein Pabst in Wien, den mehr als 7/8 des Volks für das lebendige Heiligthum der Religion ansieht, und den 5/8 des Volks gewiß als die einzige und wichtigste Mittelsperson zwischen sich und Gott betrachtet, der ihnen mit

einem einzigen Segen den Himmel öfnen, und alle Seligkeiten der Cherubimen und Seraphimen, sobald er nur will, über sie ausgießen könne. Nun diesen Pabst, — mit aller Pracht, mit allem die Sinnlichkeit der Nichtdenker noch mehr erhizzenden Pompe und Feyerlichkeiten und öffentlichen Religionsceremonien, — mitten unter diesem Volke herumwandeln sehn; sehn, wie er ohne Aufhören seinen väterlichen Gruß ertheilet, den das Volk schon allein für so kräftig hält, daß — falls irgend einer in demselben Augenblikke stürbe, er im Nu in den Himmel einführe, — dies sehn, und zugleich sich die Erinnerung hinzudenken, dieser heilige fromme Vater der Kirche, der der Seligkeiten Schlüssel in seiner Gewalt hat, ist hier, den Kaiser zu bewegen, daß er von seinen Kränkungen der Kirche ablasse, denn so hatten die Herren Schwarzrökke die Güte, die Verfügungen des Kaisers zu nennen, — und man muß gestehn, daß diese Epoche für Staat und Kaiser — die kritischeste Wendung hätte nehmen können, wenn diese Scene nur um zehn Jahre früher vorgefallen wäre. —

Auch besorgten viele Vielerley. Allein ich muß hier meinen Landsleuten das ungeheuchelte Kompliment machen, daß vielleicht keine Nation in der Welt bessere Herzen hat, als sie. Die Baiern hätten ihre Minister todt geschlagen, wenn eben dieselbe Veranlassung gewesen wäre. —

Die

Die Wiener begnügten sich, den Pabst fleißig zu begukken. Neugierde ist ein Karakterzug der Wiener. Bei geringern Veranlassungen wird schon das Volk groß und klein zusammen gelokt; sollt es nicht bei einer so wichtigen Scene auch gelokt werden? Ich erinnre mich, als der türkische Gesandte im J. 1774. nach Wien kam, daß alle Strassen, durch die ganze weite Strekke bis hinter Simmering, so zu sagen mit Volk besäet waren. Tausende von Müßiggängern stunden den ganzen Tag vor seinem Quartiere, und gaften nach den Fenstern; und seine Effendischaft durften nur ihren Bart am Fenster zeigen, so schrien schon tausend begierige Zuschauer aus vollem Halse ihr Oh! — Und Türken hatten die Wiener doch immer um sich.

So giengs auch mit dem Pabst; freilich noch ungestümer, noch neugieriger, — denn einen Pabst hatten sie noch nicht gesehn. — Pius selbst erstaunte über die Menge von Menschen, die ihm entgegen kam, und schon bei seiner Ankunft sich versammelt hatte. Der heilige Vater hat wohl nie so viel Volk auf einmal gesehn. Indeß ist das gelassene und ruhige Betragen, bei dem ersten Anblikke des Pabstes — an unsern Wienern sehr zu loben. Jedes andre Volk würde vielleicht laut auf jubilirt haben, — wir nicht. Wir wollten den Statthalter Christi nur sehn, und begnügten

ten uns, in ihm einen ehrwürdigen Greiß zu erblikken, den der Kaiser mit so vieler Freundschaft empfieng. Freilich mochte sich der Pabst wohl eben keinen gar zu vortheilhaften Begrif in dem Augenblikke von uns machen. Denn, um sich an Seiner Heiligkeit recht satt zu sehn, gab's Leute genug, die neben dem Wagen herliefen, und so lang sie's aushalten konnten, dreist durchs Fenster hineingukten. Daß wir über dem Sehen vergessen hatten, auf die Knie zu fallen, wie's wohl die Italiäner zu machen gewohnt seyn mögen, wird uns niemand übel nehmen; und daß wir die Juden, die sich mit unter die Zuschauer drängten, nicht gesteiniget haben, wird hoffentlich zum sichersten Beweise dienen können, wie weit wir vor allen übrigen Nationen in der Toleranz vorgerükket sind, wenn wir auch weniger davon schreiben.

Vor der Ankunft des Pabstes soll sich der Kardinal erkundiget haben: ob man dem Pabste die Glokken läuten dürfe? Der Kaiser gab ihm zur Antwort: Mich wundert, daß Sie mich darum fragen; die Glokken sind ja Ihre Artillerie. —

So wie Pius VI. vor dem Menschengewühl vorbei fuhr, so lief auch alles wie ein Ameishaufen, den man zerstört, in seine tausend besondre Winkelchen nach Hause! Es war auch kein Wunder, daß sie so liefen. Die meisten hat-

ten von neun Uhr Morgens bis Nachmittag nach drey Uhr gewartet, ohne etwas genossen zu haben. Die Damen hätten vor Hunger und Durst verschmachten mögen. „Ich werde Zeitlebens an „den Pabst denken“ — war die allgemeine Sprache; „aber ein recht hübscher, freundlicher „Herr,“ die allgemeine Antwort darauf, — und so schlenderte alles nach Hause.

Von den Kirchengängen des Pabstes, den Segen und dergleichen, will ich schweigen. Das Volk lief ihm überall nach, wo er gieng; und es geizte so stark nach ihm, daß es sich mit Freuden erdrükken ließ. — Einigen kostete der päbstliche Segen das Leben. — Aber Sie irren sich, wenn Sie mehr Andacht als Neugierde bei diesen Zudringlichen vermuthen. — Damen und Chapeaux drängten sich hin, um auch gesehn zu haben — nicht nur den Pabst, sondern so allerley Nebenkleinigkeiten, die bei solchen Volksversammlungen zu sehn und zu hören sind, — und um alles, was sonst noch dabei vorfallen könnte, auf der Stelle zu benuzzen. — Niemand freute sich auf die Stunden, wo der Pabst den Segen gab, mehr, als die guten Kinderchen, denen izt die Köpfe geschoren werden, denn da hatten sie Gelegenheit voll auf, ihre Nezchen auszuwerfen; und niemand war im Gegentheile über die Anwesenheit des Pabsts überhaupt mürrischer,

als die Herren Zehnkreuzerautoren — denn die durften nichts schreiben, so lang er da war.

Die feyerlichste Handlung war ohnstreitig das Hochamt zu St. Stephan, und der Segen auf dem Hofe. Beyde Funktionen sind Ihnen vielleicht schon aus den Stichen des Löschenkohls bekannt. Der Mann besizt das Verdienst mit ungemeiner Dreistigkeit uns Wiener durch solche Kupfer bei den Ausländern für Dummköpfe zu verschreyen. Denn für was anders sollen sie uns halten, wenn sie dergleichen Schmierereyen bemahlt und beklext, wie Kreuzzerbildchen, von Löschenkohlen zu Gesichte bekommen, von dem sie doch vorher gehört hatten, daß wir ihn unter unsre guten Künstler zehlen? Sollte der Mann nicht auf seine und unsre Ehr mehr sehen, als auf seinen Beutel? — Die Stükke, worinn er wirklich als geschikter Künstler erscheint, durch die er uns unsern Beifall, unser öffentliches Lob abgelokket hat, sind im Auslande nicht so allgemein bekannt. — Solche Gruppirungen aber, die bei solchen Gelegenheiten entworfen werden, streuen sich allenthalben aus; — und gerade die, von denen er zuversichtlich erwarten kann, daß sie den Ausländern bekannt werden, — gerade die verhunzt er? gerade diese liefert er nicht wie Kupferstiche eines Künstlers, sondern wie Holzschnitte eines flüchtigen Stümpers? — Ich weis wohl, was er einwenden kann. — „Ich habe

nicht Zeit genug darzu gehabt. "— Gut, so hätt' er sie nehmen sollen. Wer befahl ihm denn, so eilig bey der Hekke damit zu seyn? Einem Meisterwerke hätten wir nie zu lange entgegen gesehn, zumal wenn er es uns angekündiget hätte; — wir hätten gewartet, hättens ihm besser bezahlt, aber dann auch was Bessers von ihm erhalten. — Aber würd' er auch so viel verkauft haben? — Vielleicht! — Vielleicht auch nicht! Aber er hätte die Ehre eines Künstlers behauptet! — Und ist dies nicht Gewinn genug für den Künstler, der nicht blos Handwerksmann seyn will? — Wenn doch die Männer von Kopf solche Puppenwerke und Raritäten den Bilderkrämern überlassen möchten.

Doch, wie versteig ich mich da herab auf Löschenkohl, da ich vom grossen Segen auf dem Hofe reden wollte. — Also am Ostertage gieng diese Handlung vor sich. — Durch öffentliche Anschlagszettel wurde dem Volke beydes kund gemacht. Schnurrig war es allerdings, wie es leider immer um die Kirchthüren so schnurrig zu gehn pflegt, da so vielerley Zettel drauf und nebenher angepapt zu schauen sind, — wenn man an so mancher Kirchthüre diese wichtige Nachricht, und gleich darneben die Avertissements von Galanteriehändlerinnen — zum Beyspiel von der Madam Bandi berühmten neuen Handpomade — angeschlagen fand. Eine würdige Nachbarschaft! — Päbstlicher Segen und Handpomaden!

Man wußte sich in Wien so wenig in die Pontificalceremonien, die an diesem Tage beobachtet werden, zu schikken, daß Tags vorher, oder wann es war, das hab ich schon vergessen, nach Anleitung des päbstlichen Ceremoniemeisters eine Generalprobe vom Hochamte gehalten werden mußte. Das Buch, wo die Sachen alle darinn stehn soll einen ansehnlichen Dikwanst von Folianten ausmachen. Nimmt mich wahrhaftig Wunder, wie man doch bey dem heiligsten Geschäfte, im Angesichte und in körperlicher Gegenwart Gottes, wo blos tiefe Verehrung, zerknirschende Andacht, heilige Anbetung herrschen sollten, — wo aller Unterschied aufhört, — wo Pabst und Kardinal und Bischof und jeder, der da steht, als Sünder es kaum wagen sollte, aus Reue und Andacht die Augen aufzuschlagen, wie man da mehr Gesezze für Ceremonie beobachten soll, als Gesezze unsre ganze Religion hat! Soll ich offenherzig seyn, so gesteh ich, ich seh so einem Spektakel in meinem Leben nicht wieder zu. Ich habe mich geärgert, statt, daß ich mich erbauet hätte. — Gott auf dem Altar, Gott, vor dem wir doch alle nichts sind, — und der, der das Geheimniß des Altars celebrirte, hoch auf einem Thron vor seinem und unserm Gott, nicht anders, als wollt er ihm das Lehen ertheilen; — und dann die Kardinäle und Bischöfe, geschäftig und ängstlich, ja alle Punkte der Ceremonien genau zu beobachten;

mehr auf die Reverenzien und taktmäßigen Schritte gegen den Pabst aufmerksam, als auf das unblutige Opfer selbst; mit einer Aengstlichkeit, die es zu deutlich bezeichnete, daß bei diesem heiligen Amte ihre ganze Seele mit allen ihren Gedanken nur an den Pabst und den ihm zu bezeugenden Respekt gerichtet sey; — wen soll so eine prunkmäßige, übertriebene, auf nichts hinauslaufende Religionsscene wohl zur Andacht rühren können? Ich frage alle die auf ihr Gewissen, welche an diesem Tage am Altar dienten, ob sie wohl, aus lauter Angst, nichts von den vorgeschriebenen Ceremonien zu vergessen, einen einzigen wahren zu Gott gerichteten andächtigen Gedanken gehabt haben? — Gott wurde vergessen, und das Ceremonienbuch — an dessen Stelle gesezt. Solche Auftritte sind wenig fähig, wahre Andacht zu verbreiten; man staunt sie an, wie ein Spektakel, das wegen der Neuheit reizet. Auch das Volk hatte an diesem Tage kein Auge für das Geheimniß des Altars; — es mußte ja den Pabst und seine Diener am Altar beobachten!!! —

Der große Segen auf dem Hof erregte eben so viel Aufsehn. Der ganze geraume Plaz war von Menschen vollgepfropft; alle Dächer überdies noch mit Menschen besezt. Ob aber alle der Andacht wegen da waren, — ist ein großer Zweifel. Wenigstens zeigten die vielen großen und kleinen

nen Perspektive, und besonders der Tubus in dem gerade dem Balkon gegenüberstehenden Banquierhause zu deutlich, daß eben so viel Portion Neugierde, als Andacht das Volk zusammengelokt habe. — Beschreiben kann ich's Ihnen nicht, Freund, was für ein Gewühl von Menschen beisammen war. Indeß wurden doch an diesem Tage die frommen Wünsche so manchen Enthusiastens erfüllet. Viele glaubten, sobald sie den großen päbstlichen Segen hätten, und stürben, so kämen sie auch spornstreichs in den Himmel. Nun, von diesen Andächtigen wurden einige gedrükt und gequetscht, daß sie bald darauf starben. Ihr Wunsch war also erfüllet. — Denen aber die Beine zertreten, die Rippen zerstossen, die Kinder im Mutterleibe erdrükt — die Kleider zerrissen, ihre Uhren und Geldbeutel gestohlen wurden, denen wird es wohl nach der Hand eingeleuchtet haben, daß — selbst der Segen des frömmsten Pabstes — nicht alles Uebel vertreiben kann. Indeß war es allemal ein feyerlicher Anblik, den Pabst mit der dreyfachen Krone, begleitet von seinen Kardinälen, öffentlich zu erblikken, wie er dem Volke die Gnade des Ewigen wünscht. Nur möchte ich gern wissen, worin der Unterschied zwischen Ablaß und päbstlichem Segen besteht, und was beide wieder eigentlich seyn. — Ich weiß wohl, Ablaß — Nachlaß der in der alten Kirche bestimmten Kirchenstrafen; — päbstlicher

Segen

Segen nach allen Graden, — herzlicher Glükwunsch ans Volk, — aber damit wollen die Herren Theologen nicht zufrieden seyn; — sie wollen gar vielerley damit verknüpfen.

Der Kaiser war bei beiden Handlungen wegen seiner Augenkrankheit nicht zugegen. Er bedauerte es, daß er diesem feyerlichen Akte nicht beiwohnen konnte. Ich aber war dessen herzlich froh. Ich kann mir nun nicht helfen; ich bin ein Katholik so gut als es jeder andre ist; — aber ich traue in solchen Gelegenheiten keinem Menschen in der Welt. Man weis, warum der Pabst in Wien war; man kennt die Feinheit des römischen Kabinets. Fürsten in vorigen Jahrhunderten haben oft blos durch eine kleine Unvorsichtigkeit, mit der sie das Ceremoniel gegen Päbste nachließen — zu großen Forderungen derselben Anlaß gegeben. Der Kaiser ist Regent in seinem Lande, — der Pabst war nur Gast bei ihm. Wie hätte sich der Kaiser öffentlich bey dieser Gelegenheit, wo der Pabst als Pabst erschien, folglich sich Vorrechte über ihn hätte anmaßen können, wie hätt' er sich da betragen sollen, ohne seinen Rechten, seinem Ansehn etwas zu vergeben, und ohne die Tiara zu kränken? Roms Schmeichler würden auf jeden Schritt des Kaisers bei dieser Handlung aufmerksam gewesen seyn, und, wo sie nur immer gekonnt hätten, aus diesem Betragen das stillschwei-

schweigende Anerkennen des Vorzugs der geistlichen Macht vor der weltlichen — heraus deducirt haben.

Ueberhaupt kann ich nicht begreifen, mit welchem Rechte ein Pabst in fremden Landen Pontifikalhandlungen begehen dürfe. Seine Gerichtsbarkeit ist in Rom. Dort kann er machen, was er will; aber auch dort, wo er nur Gast ist? Zudem hat nicht Pius der VI. vor seiner Abreise selbst die Bulle ubi Papa ibi Roma aufgehoben? Und doch exercirt er in Wien alle seine — ihm als Pabst zustehende Handlungen, wie in Rom? — Läßt das nicht, als wenn der Kaiser — in Rom seinen Reichsfürsten öffentlich Lehen ertheilen, öffentlich Gericht halten, öffentlich kund machen lassen wollte, wer zu ihm käme, und ihm die Hand küßte, sollte frey von bürgerlichen Strafen seyn? — Doch das sind Streitigkeiten. Mögen andre davon denken was sie wollen, ich weis was ich zu denken habe. —

Nur noch ein Wörtchen über den Pantoffel unsers Pabstes. Ob es schiklich ist, daß ein Mensch sich die Füße küssen lasse, kann unter die Fragen über Hofetikette gezehlet werden. Aber gar schiklich ist es eben nicht, wenn man mit dem Fußkuß einen Ablaß verbindet. Ich kann nun nicht dafür; ich küsse lieber ein Partikelchen des heiligen Kreuzes, wenn ich nach Ablaß dürste, — aber

— aber den Pantoffel? — — Und doch drängten sich die Damen hin, um küssen zu dürfen? Müssen wohl gar viel auf Mannspantoffel halten. Noch mehr! Sogar kränkliche Kavaliere boten sich das unschäzbare Glük von Seiner Heiligkeit aus, daß ihnen sein Pantoffel ins Haus geschikt werden möchte, um ihm ihren Respekt bezeigen zu können. Seine päbstliche Heiligkeit willfahrten dem sonderbaren Ansinnen, lachten aber über die Albernheit dieser Herren und Damen, die so was fordern konnten. — Ach, wie der Pantoffel auf goldenen Tassen, unter Vortrettung aller Hausliverеyen, mit Fakkeln begleitet, von Zimmer zu Zimmer herumtransportiret, beküßt, belekt, — und Gott weis was alles ward! Das war eine glükliche Stunde für diese Häuser! Ich weis es zuversichtlich, daß der Sekretair diese Anekdote in das Hausarchiv zum ewigen Andenken für die spätern Enkel hat eintragen müssen; denn das ist eine Ehre für ihre Familie, die ihres gleichen nicht hat.

Sechs und zwanzigster Brief.

Was der Pabst ausgerichtet habe, wollen Sie wissen? Ja, Freund, das bin ich nicht im Stande zu bestimmen. Freundschaftlich lebten zwar Pabst und Kaiser mit einander; freundschaftlich trennten sie sich auch; — aber was im Innern des

Kabinets vorfiel, — darüber ist der dichteste Vorhang gezogen. So viel ist gewiß, daß Pius VI. einsichtsvoll und edelmüthig genug war, um einzusehen, daß der Kaiser nicht nur das Recht zu seinen Forderungen, sondern auch Genügsamkeit und Billigkeit besaß, darinnen nicht zu weit zu gehn. Und ich zweifle nicht, daß Pius VI. nicht die geringste Gegenvorstellungen gemacht haben würde, wenn er allein hätte handeln dürfen. — Aber der Schwarm von Kardinälen, die den eigentlichen Schaden bey solchen vermeintlichen Eingriffen leiden, — übertäubt das gerechtgesinnteste Herz der Päbste; — hier die Forderung der Regenten, hier die Forderungen der Kardinäle, — man begreift leicht, auf welche Seite ein Pabst sich schlagen muß —

Zum Beweise, wie aufgeklärt Pius VI. über die dem Monarchen zukommenden Rechte denke, kann das Beispiel des Bischofs von Görz dienen. Dieser Mann war so schwach, theils den Befehlen des Hofes nicht nachzuleben, theils gar Versuche wider die Verfügungen desselben zu machen. Es ist merkwürdig, daß er eben zu der Zeit nach Wien zur Verantwortung gezogen ward, als der Past in Görz anlangte; und noch auffallender war es, daß er eben einen Tag vor der Ankunft des Pabsts in Wien, den verdienten Verweis erhielt, und sogleich wieder in seine Diö-

ces

ces zurük reisen mußte. Pius VI. fragte in Görz nach dem Bischof. Auf die Nachricht, daß er zur Verantwortung nach Wien berufen worden, sprach er: der Bischof hat übel gethan, denn dem Fürsten ist man Gehorsam schuldig. Selbst in Wien, als dieser Bischof bei dem Pabst um Audienz bat, ließ ihm dieser sagen, er habe mit ungehorsamen Unterthanen des Kaisers nichts zu sprechen. Der Bischof mußte also abreisen, ohne einmal den zu sehen, auf dessen Gegenwart er vielleicht wegen seinen Weigerungen gerechnet hatte. —

Es ist sehr edel gedacht von dem würdigen Braschi, daß er diese Gesinnung äusserte, und sehr weise gehandelt von unserm Monarchen, daß er sich in der Ausübung seiner Majestätsrechte selbst durch die Gegenwart des Pabsts nicht hindern ließ. Sie haben z. B. schon erfahren, daß Joseph II. befahl, alle päbstliche Breven seiner Einsicht vorzulegen: um das landesfürstliche Exequatur zu erhalten. Auch hier zeigte der Kaiser, daß es ihm Ernst damit sey. Die Michaeler hatten einen neuen Hochaltar in ihrer Kirche bauen lassen. Er wurd eben noch in der Zeit der Anwesenheit des Pabstes fertig. Der Provinzial hat Gelegenheit, den Pabst um Indulgenzen und Benefizien für den Altar zu bitten. Der Pabst fertigt darüber ein eigenhändiges

Breve aus; der Provinzial schikt die Abschrift in die Drukkerei; die Drukkerei schikt es in die Censur, um das imprimatur zu erlangen; die Censur vermißt das kaiserliche Exequatur, sie frägt also an, was sie in diesem Falle zu thun habe. Der Kaiser befielt, es soll nach der schon bestehenden Verordnung vorgeschritten werden. Es mußte also das Breve, welches der Pabst in Wien selbst ausfertigte, so wie alle andern — dem Kaiser zur Unterschrift vorgelegt werden. Was Braschi als Pabst über diese Behandlung gedacht haben mag, läßt sich leicht vermuthen. Ich aber als Unterthan des Kaisers frage hier noch einmal: hatte denn der Pabst, da er als Gast in Wien war, da er die Bulle ubi Papa ibi Roma vor seiner Abreise in Rom aufhob, hatte er das Recht, dergleichen Breven zu ertheilen, zumal, da nach denen Verordnungen der Koncilien, — und den dermaligen des Kaisers — die Metropolitane das Recht in ihren Diöcesen allein darzu haben? —

Verzeihn Sie mir, Freund, wenn ich Ihnen zu partheiisch wider den Pabst scheine. Pius als Mensch, als edler, weiser Mensch, — ist mir schäzbar, und jede seiner Handlungen als Mensch haben das Gepräge des aufgeklärtesten, besten Herzens an sich. Aber als Pabst spricht und handelt er nicht allein; kann und darf es nicht

einmal ; als Pabst erfcheint er nicht in seinem natürlichen Karakter , sondern als Verfechter der Datarie , Kanzeleyregeln , der isidorischen Grundsäzze. Ich weis es , er würde dieses Joch gern abschütteln , — aber kann er ? — Ich und jederman haben also das Recht , jeden seiner Schritte , den er als Pabst thut , so zu beurtheilen , wie er nach den geheimen Triebfedern veranlaßt wird , ohne der Achtung auf der andern Seite zu nahe zu treten , die seine wirklich grossen Tugenden von uns fordern. Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Zween Feldherren stehn an der Spizze ihrer Heere gegeneinander , bereit und geschäftig , alle Vortheile zu gebrauchen , den andern zu zernichten. Sie können die größte Achtung verdienen ; — aber soll man deshalb , weil sie als Menschen Verdienste besizzen , den Finger auf den Mund legen , und nicht von den Fehlern oder Ueberlistungen ihrer Kriegsoperationen reden dürfen ? —

So ist es auch mit dem Pabste. Wenn sich die Anekdote , durch welche die Geheimnisse der Nunciatur in Wien an unsern Hof berichtet worden seyn sollen , bestätiget , so sieht man zu deutlich , daß Braschi ganz eine andere Denkungsart habe , sobald er als Pabst handeln und sprechen muß. Man will versichern , daß man lediglich dieser glüklichen Entdekkung es zu danken

habe; wenn die feinen Gewebe des römischen Hofs, die zur Durchsezzung seiner Absichten gesponnen worden, und die der Pabst in Wien selbst auswerfen wollte, zernichtet worden sind. Doch man sagt, und versichert vielerlei! Nicht alles hält die genaue Prüfung aus! —

Daß aber Pius VI. über die Verfügungen des Hofes wirklich äusserst entrüstet war, daß er es mit misvergnügten Augen ansah, wenn Männer aufstunden, und unser Volk aufklärten, sollen ihnen zween Briefe des Pabstes selbst beweisen.

Die Eiblischen Brochüren konnten den römischen Kanonisten unmöglich behagen. Merz, dieser theologische Klopffechter, ein Mann, der darzu verdammt zu seyn scheint, durch seine ganze Lebenszeit Eseleyen zu schreiben und zu schwazzen, — geiferte in Schriften und Predigten den würdigen Eibel an. Merz schikte seine Kläffereyen dem Pabste nach Wien. Der kindische Mann! Versteht den Pius der VI. deutsch? — Schon aus dieser Unbesonnenheit sieht man, daß ihm der Kopf verrükt seyn muß. Indeß ließ sich Pius VI. den Inhalt erklären, und freute sich, daß ein deutscher Pritschmeister zu Gunsten des römischen Stuhls in die Streittrompete stieß. Er schrieb dem theologischen Quaksalber wie folget:

Pabst Pius der Sechste
dem vielgeliebten Sohn,
Priester Aloysius Merz
Heil und apostolischen Segen.

Mit besonderm Vergnügen haben wir Deinen Brief nebst den Streitreden, die du uns in deutscher Sprache überschikket hast, empfangen. Es thut uns in der That leid, daß wir Deine Sprache nicht verstehen, und sie also auch nicht lesen können, ohngeachtet wir übrigens überzeugt sind, daß sie zierlich und gründlich geschrieben seyn. Schon seit langer Zeit sind wir durch wahrhafte Gerüchte, und durch glaubwürdige Zeugen von Deiner besondern Gelehrsamkeit in heiligen und geistlichen Dingen, und von dem Eifer benachrichtiget, den Du zur Aufrechthaltung der Religion, und zur Vertheidigung der Kirche anwendest. Unterdessen wünschen wir eifrig, daß Du von der heilsamen Gewohnheit, Streitreden zu halten, keineswegs abstehen, sondern vielmehr standhaft, mit dem nemlichen Muthe und der nemlichen Gelehrsamkeit fortfahren mögest. Dies wird nicht allein dir selbst sehr rühmlich, sondern auch uns sehr erfreulich seyn, und Du wirst überdies eine reiche Belohnung im Himmel davon tragen. Wohlan also, mein Sohn, fasse neuen Muth, verachte großmüthig die boshaften Verläumder, die Deine Augen vom Licht der Wahrheit abwen-

den, und die sich nicht schämen, ihre eigne Feinde zu werden, dadurch daß sie in Finsterniß wandeln. Von unsrer väterlichen Zuneigung und Gewogenheit kannst Du auch unsers Beistandes in allem was Dir dienlich seyn kann gewiß seyn. Zur Versicherung dessen wir Dir izt unsern apostolischen Segen ertheilen. Wien den 4ten April 1782. Unsers Pabstthums im achten Jahr.

Dominikus Nardini,
päbstl. Geheimschreiber der latein. Briefe.

Dignum & justum est, daß ich dieses Schreiben ein bischen vor den Richterstuhl der Kritik ziehe. Hat man's bei den Briefen des großen Clemens XIV. thun dürfen, warum nicht auch bei den Briefen des Pius VI. zumal da sie in einer Zeit, und in einem Tone geschrieben sind, der Aufmerksamkeit erreget.

Was waren das für Streitreden, die Merz dem Pabste überschikte? — Seine vermeintlichen Widerlegungen der Eiblischen Aufsäzze, was ist der Pabst? und dergleichen. Alle vernünftige und unpartheiischdenkende Köpfe haben schon lange so gedacht, und Eibels Meinungen als die Säzze der ächten Wahrheit anerkannt. Nicht aber so der Priester — — Merz. Wer Merzen gegen Eibeln hält, wird von selbst gestehen, daß ersterer nur mit der Stange im Nebel

herum-

herumficht; und wie der Bremsenritter in der Feenwelt Hokus Pokus spielt. — Dieser Eingang ist nöthig, um den Sinn des Briefes ganz zu fassen.

„ Schon seit langer Zeit sind wir — von dem „ Eifer benachrichtiget, den du — zur Vertheidigung der Kirche anwendest. “

Eifer? Ja wohl! Merz hat Eifer, das muß ihm sein ärgster Feind zugestehn. Aber auch Vernunft? — Ich zweifle; er würde sonst auf würdigere Gegenstände verfallen, — „ Vertheidigung der Kirche? “ — Verstehen Sie, Freund, Pius VI. nennt die Grundsäzze, welche Merz aus dem Isidor, aus den albern Kanonisten — als Pichler, Fagnani, u. d. m. stillschweigend annimmt, „ Aufrechthaltung der Religion; “ — nennt den Ideenkram, den Merz über das Ansehn, die Macht und Untrüglichkeit des Pabstes nach dem schwärmerischen Pater Mamachi, Dominik Almeadam, Benetti und solchen Marktschreyer, ob er sie gleich nicht nennet, vorträgt, Vertheidigung der Kirche. Als ob die Kirche Christi auf Tiara, Reservationen, Breven und Indulgenzen, — und nicht auf einen unerschütterlichen Felsen gebauet wäre. — Wenn die Kirche keine andern Vertheidiger als — Merzen hat, ich gesteh's öffentlich, — von jedem Dummkopf würde sie überwunden werden können, denn der ist ein gar schlechter Vertheidiger.

„ Unterdessen wünschen wir, daß du von „ der heilsamen Gewohnheit, Streitreden „ zu halten, keinesweges abstehest. “

Also heilsame Gewohnheit wär es, Streitigkeiten zu unterhalten? Wir haben diese Gewohnheit immer für heillos angesehn. Wenigstens hat uns die Erfahrung gelehret, daß bei allen Streitigkeiten allemal mehr Unsinn als Verstand geprediget werde; daß die gute Sache allemal mehr darunter leide als gewinne; daß die Erbitterung, der Haß, der Verfolgungsgeist, die Nichttoleranz — und alle Uebel, welche daraus entspringen, und die der wahre Menschenfreund verabscheuet, durch solche Streitigkeiten genähret, angeblasen, ausgebreitet und unterhalten werden. — Und Pius VI. kann sagen, daß er diese Streitreden wünsche? Von dem Zeloten Merz wünsche? Sehr betrübt! Was für Begriffe muß man sich von dem sonst so menschenliebenden Braschi machen? Clemens XIV., dieser wahre Menschenfreund, dieser wahre Philosoph würde Merzen zwar für seinen Eifer gedanket haben, weil er ihn nicht aus Bosheit, sondern aus Dummheit blikken ließ; — aber er würde ihn auch väterlich ermahnet haben, sein bischen Talent zu edleren Beschäftigungen anzuwenden; würde ihm gerathen haben, seine Streitfeder wegzuwerfen, weil am Ende doch nur Schwachheiten hervorwüchsen, die weder der Kirche noch der Religion

gion Ehre bringen; würde gewünscht haben, daß man diese üble Gewohnheit unterdrükte, weil, je hizziger die blinden Panegyristen Roms zu Werke gehn, ihre Gegner immer mehr nachgrübeln, immer mehr Stof zur Rechtfertigung ihrer antiromanischen Grundsäzze auffinden, und so nach und nach alle Ehre und Ansehn der Päbste gar verschwinden möchten. — Aber freilich scheint Pius VI. anders zu denken. Er wünscht, und wünscht es als eine Sache, die ihm sehr erfreulich ist, für die er Merzen die reichste Belohnung im Himmel zusichert, daß dieser Pater mit seinem Klopffechtergeschrey durchdringen, und den päbstlichen Stuhl in all' die usurpirten Rechte, die all' das erlistete Ansehen der Zeiten der Alexander zurüksezzen möchte. Denn was heißt es anders, wenn man einen Mann wie Merz ist, zu Streitreden aufmuntert, ihn ermahnet, nicht davon abzulassen; wenn man ihm sagt, daß solche Kazbalgereyen uns erfreulich, — was heißt dies anders, als alle Grundsäzze eines Merz gutheissen und billigen, die aber, wider welche er zu Felde zieht, als Menschen ansehen, „ die keine Belohnung im Himmel davon tragen werden? " Und wenn man die Grundsäzze beider Partheien genau gegen einander abwiegt, und dann bemerket, auf welche Seite sich Pius schlägt, — wie? muß man nicht gestehn, auch Pius geizte nach der geistlichen Universalmonarchie, wie seine Vorgänger, und

lezze

lezze sein Herz, das über solche Streitreden erfreut ist, mit der Vorstellung: es giebt doch noch Leute, die mich für mehr als einen bloßen Menschen ansehn.

Ich bin zu verdrießlich, diesen Brief weiter zu bekriddeln. Jedes Wort böte mir reichen Stof dar, zu beweisen, was Pius VI. — mag er auch noch so freundlich herumgeblikket haben, — im Herzen dachte. Die Aufmunterung, welche Merz hier vom Pabst erhielt, hat mehr üble Folgen als man glaubt. Merz ist nicht zu scheuen. Diese theologischen Gasconier kennt man ja. Aber so viele einheimische Schwarzrökke, — auch Purpurrökke, die dem Pabste auch Freude machen wollen, wurden durch die Worte: „Wohlan dann, „mein Sohn, fasse neuen Muth!“ ꝛc. — aufgefordert, auch mit Merzen mitzukläffen! — Und diese Kläffer, wenn sie auch weiter nichts können, als von Haus zu Haus herumzuschleichen, und Klaglieder anzustimmen, — diese Kläffer sind um so gefährlicher, weil man sie wegen — auf Schrauben künstlich gesezter Worte, — nicht so rasch der Ahndung unterwerfen kann, als sie es verdienen.

Doch genug von diesem Briefe. Nun ein zweiter an den Bischof in Brünn, Grafen Kolinsky.

„ Deine

„ Deine Briefe vom 2ten März und dritten April haben mir großes Leid verursachet. Es ist an sich schon bedaurenswerth, daß einige Klöster aufgehoben, und Mönche und Nonnen aus den Klöstern geschaffet werden. Aber überdies hast du dich sehr übereilet mit deiner Erklärung, vermög welcher du die Carthäuser in deinem Kirchsprengel sogleich von ihren Gelübden und Statuten losgesprochen hast, damit sie den weltgeistlichen Stand sogleich antreten können und mögen. Denn diese Erklärung scheint Uns gefahrvoll. Die größte Sorge ist dahin zu verwenden, daß jeder in seinen Gelübden verbleibe. Sie müssen daher trachten, in andre Klöster des ihrigen — oder auch eines gelindern Instituts aufgenommen zu werden, allwo sie die feyerlichen Gelübde, mit denen sie ihr Leben Gott geweihet haben, reumüthig erfüllen können. Man muß sich um keine irrdische Ursache, so wie du sie in Betref der Mönche gehabt zu haben schreibest, bekümmern, sondern bloß auf Gewissen, und künftiges Heil zurüksehen. Sag dieses in meinem Namen jenen, die es angehet, und bestärke darin die, welche von ihrem Entschluß abweichen wollen. “

„ Sollte es aber jemanden geschehen, daß er in kein anderes Kloster aufgenommen würde, dann lassen wir nur in jenem Unglüksfalle zu, daß er in dem weltgeistlichen Stande so lange leben könne, als ihn bloße Noth darzu zwinget.

Aber

Aber jeder muß in dieser Welt seines Berufs eingedenk, strenge Zucht halten, und die feyerlichen Gelübde, welche stets fest und unauflößlich verbleiben, fleißig bewahren und erfüllen. Gewiß, es würde Gottesraub seyn, etwas der Keuschheit, die man geschworen, zu entziehen. Auch soll sich jeder, so viel es sein neuer Stand zuläßt, der Armuth befleißigen, damit sein Geist von der Begierde nach dem schnöden Genuß der irrdischen Reichthümer stets frei bleibe. — Sie sollen ferner ihrem Bischof gehorsam seyn, und selbst unter dem Kleide ein Zeichen ihres vorigen Ordens tragen, damit man sehe, sie seyen nicht freywillig aus den Klöstern gegangen, sondern „ mit Gewalt daraus geschaffet und vertrieben worden. “ Dies ist nun meine Willensmeinung, nach der du all' deine fernern Rathschlüsse einrichten sollst. Du wirst leicht daraus ersehen, daß ich jenen am wenigsten beistimme, welche die Loszählung von Gelübden begehren, damit sie heirathen, und testamentsfähig werden können. Hüte dich daher wohl, eine solche Loßsprechung, die den Glanz des Hauses des Herrn verdunkeln würde, von dir hören zu lassen. Vermöge dem ordinairen geistlichen Rechte kannst du, wie du ganz richtig bemerkest, selbige weder ertheilen, noch haben Wir dir darzu die Macht eingeräumet. Erinnere dich also stets deiner Priesterschaft; sey übrigens gutes Muths, und trachte durch inbrünstiges Gebet zu

Gott

Gott ihm und Uns gefällig zu werden. In dieser zuversichtlichen Hofnung ertheilten Wir dir, und den deiner Obhut vertrauten Schäflein, den apostolischen Segen. Wien, den 12ten April 1782 im 8ten Jahre unsers Pabstthums. "

Wenn Sie bedenken, Freund, daß dieser Brief an einen kaiserlichen Bischof, im kaiserlichen Gebiete selbst geschrieben worden, zu einer Zeit geschrieben worden, wo Pius VI. des Kaisers Gast war, wo er die kathegorische Antwort schon erhalten hatte, daß der Kaiser bei seinen Entschlüssen beharre, — müssen Sie sich nicht mit mir über den Ton dieses Briefes wundern? Warum soll der Bischof in seinem Sprengel das Recht nicht besizzen, Gelübde von Orden aufzuheben, die selbst aufgehoben wurden? — Weil der Pabst ihm noch nicht die Macht darzu ertheilet hat; sagt Pius VI., Gut! Ist es denn schon aus dem ordinairen geistlichen Rechte erwiesen, daß der Pabst das ausschließende Recht in der ganzen Christenheit darzu habe? — Zeigt nicht die gallikanische Kirche gerade das Gegentheil? — Auch soll der Bischof nicht auf „ irdische Ursachen, sondern blos auf Gewissen und künftiges Heil sehen. " — Ganz recht, und zu wünschen wär's, daß alle Bischöfe und alle Päbste diese weise Regel befolget hätten. Aber leider, mischt sich nur zu oft das Irdische in die Handlungen der Kirchenhäupter.

häupter. Selbst Pius VI. beruft sich in seinem Schreiben vom 15ten Christmonats 1781. an den Kaiser auf seinen Vorgänger Benedikt XIV.: „ sein Name würde bei den Nachfolgern und bei „ der Nachkommenschaft verhaßt seyn, wenn er „ mit einem einzigen Federzuge, wie er sich aus„ drükt, dieses päbstliche Recht (die Benefizien in „ der Lombardie) vergeben hätte. “ Diese Bemerkung ist doch wahrlich nicht bloße Rükſicht auf Gewissen und künftiges Heil — wohl aber auf irdischen Ruhm und Ehre! !! — Die Exkarthäuser sollen ein Zeichen ihres Ordens unter ihren Kleidern tragen, damit man sehe, daß sie „ mit Gewalt aus ihren Klöstern vertrieben „ worden. “ Heißt das nicht, den aufgehobenen Mönchen anbefehlen, stets öffentlich herumzuschleichen, und Mißvergnügen unter dem Volke zu erregen? Ein beständiges Zeichen tragen, um anzudeuten, daß man gewaltthätig behandelt worden, heißt ein Zeichen der ewigen Rache am Busen tragen, und alle aufmuntern, gemeinschaftliche Sache zu machen. Und Pius VI. konnte dies befehlen? — Der „ Bischof soll übrigens gu„ tes Muths seyn; “ — das wird er seyn, wenn er ein guter Christ, und guter Bürger des Staats ist; und daß er es ist, beweisen seine Handlungen, über die Pius VI. so großes Herzeleid gefühlet hat; — „ er soll ferner trachten: Gott und dem „ Pabst gefällig zu werden. “ — Wie der Pabst

zum

zum Gegensaz von Gott komme, begreife ich nicht. Wie? der Unterthan eines fremden Fürsten soll streben, nur Gott und dem Pabst gefällig zu werden? Ich dächte, es klänge anständiger, wenn es hieße: Gott und deinem Kaiser gefällig; denn Gott kann kein Unterthan gefällig seyn, wenn er's nicht auch seinem tugendhaften Fürsten ist. Aber dem Pabst kann mancher Bischof unangenehm, und doch Gott noch immer ein angenehmer und gefälliger Diener seyn! Auch klingt es so ziemlich nach dem Kanzleytone Alexanders VII. — wenn ein peregrinirender Pabst den Bischöfen in fremden Ländern befiehlt — ihm gefällig zu seyn, ohne sich darum zu bekümmern, ob diese Gefälligkeit mit ihren Pflichten gegen den Staat und den Fürsten bestehen werde oder nicht. —

Sie sehen aus beiden Briefen, die doch gewiß noch mit aller möglichen Behutsamkeit geschrieben sind, welche Gesinnungen Pius VI. eigentlich über die gegenwärtige Verfassung unsrer Staaten hegt. Dürfte er — er würde gewiß!!!

Sieben und zwanzigster Brief.

Ueber Merzen lachen Sie? O Freund! wir hier in Wien lachen des Hanswursten auch. Was für ein histriomäßiger Gedanke doch das war, dem Pabste seine deutsche Schmierereyen — zu überschikken!!! — Eibels Brochüren hatten

mehr Glük. Sie wurden ins lateinische übersezt, — und so hatte doch Pius VI. das Vergnügen, sie lesen zu können. Warum Eibel, den der Pabst lesen konnte, keinen so verbindlichen Brief wie Merz, den der Pabst doch nicht lesen konnte, erhielt, können wir uns leicht in's Ohr raunen. —

Warum ich mich so wenig mit der Geschichte von der Anwesenheit des Pabstes hier abgebe, fragen Sie mich? — Ich bin kein Zeitungsschreiber! — ich will nur einige Bemerkungen über das, was merkwürdig ist, Ihnen mittheilen. Wenn Sie mehr erwartet haben, so haben Sie zuviel von mir erwartet. —

Die lezte merkwürdige öffentliche Pontifikalhandlung war das vom Pius VI. in Wien gehaltene Konsistorium, worin der Primas von Ungarn, und der Erzbischof von Bamberg die Kardinalshüte vom Pabst erhielten. Ich gesteh's Ihnen, Freund, offenherzig, daß ich die rothen Hüte in unsrer Kirche gar nicht wohl verdauen kann. Einmal kostet so ein Hütchen auf dem Kopfe mehr, als manches ziemlich einträgliche Landgut; denn 40000 Skudi, die ordentliche Taxe für ein Stükchen Filz, ist doch wahrlich keine Kleinigkeit; zweitens scheinen mir die Vorzüge, welche man mit dem Kardinalshute verbindet, die Rechte der bischöflichen Würde zu sehr zu kränken. Die Stufen der Religionsdiener hat Christus seinen Apo-

steln

steln selbst bestimmt. Aus seinem Gesezze lernen wir, daß es Priester, Bischöfe, Metropolitane und Patriarchen geben soll; — aber von Kardinälen nicht ein Wörtchen. Diese geistliche Würde ist also nur eine Geburt des Vatikans. Und nun sehn Sie, wie geschikt der Vatikan es zu karten wußte, daß man die von Menschenhänden aufgerichteten Kirchenwürden, weit über die vom Gott selbst eingesezten erhob. — Leider geht es bei uns allenthalben so. Religionsgesez, das vom Religionsstifter selbst gegeben worden, scheint in den Augen der Kanonisten wenig Aufmerksamkeit zu verdienen; — aber Kirchengesez, — darüber zanken und streiten sie, als wenn die Religion selbst darauf gegründet wäre. Wenigstens sind immer hundert gegen zween von der Inquisition ihrem Blutgerichte aufgeopfert worden, welche nur Uebertreter oder Bestreiter der Kirchengesezze waren. Diese sklavische Anhänglichkeit an diese Gesezze erstrekt sich bis in den Beichtstuhl. Der reumüthige Sünder mag durch alle zehn Gebote Gottes sich als Schuldiger anklagen, die meisten Priester werden den Beichtenden mit einer kleinen Ermahnung durchwischen lassen. Aber die Hölle wird ihm gewiß heiß gemacht, sobald er sich darzu bekennet, daß er am Freitage Fleisch gegessen, oder in der Fasten einen Steyrischen getanzt hat. Da das Volk immer selbst von der Kanzel herab weit stärker wider die Uebertreter der Kirchengesezze losdonnern hört; da der größte Sünder wi-

der Gott nur unter dem wenig mehr abschrekkenden Namen des Lasterhaften geschildert, der Fleischesser, und die übrigen seines Gleichen aber mit dem fürchterlichen Fluchnamen des Kezzers aufgeschrekt wird, — ist es wohl da ein Wunder, wenn sich der gemeine Christ ungleich mehr Skrupel macht; eine Messe am Sonntage zu versäumen, als die ganze Woche durch wider Gott zu sündigen? —

So kleinfügig diese Bemerkung scheint, so großen Einfluß hatte sie doch in vorigen Jahrhunderten auf die Ehrfurcht des Volkes gegen alles, was kirchlich war. Daher entstund auch die unbegränzte Ehrfurcht gegen Kirchenwürden, die lediglich vom Menschengesez ihre Existenz erhielten. Unter diese gehört die Kardinalswürde auch. Sie sind Geschöpfe der Päbste; anfangs weiter nichts als ihre Konsistorialräthe. So wie die Päbste wuchsen, wuchs auch das Ansehn ihrer Konsistorialräthe, bis es endlich dahin kam, daß, da die Päbste den Vorrang vor allen weltlichen Fürsten forderten, die Kardinäle den Vorrang vor allen Prinzen vom Geblüt sich anmaßten. Die Päbste fanden ihren Vortheil dabei, ihre Konsistorialräthe zu unterstüzzen, und sie wider die Statuten unsers göttlichen Religionsstifters zu den ersten Kirchenhäuptern in der geistlichen Hierarchie zu erheben. Selbst die weltlichen Fürsten ließen sich so weit herab, daß sie oft für ihre eigenen

Prin-

Prinzen die Kardinalswürde als das non plus ulträ der geistlichen Dignitäten mit großen Unkosten, Erniedrigungen und Beschränkung ihrer Majestätsrechte vom Vatikane suchten.

Drittens ist dieser Kardinalshut das fast stärkeste Band, wodurch die — nach den Grundgesezzen der Religion weit über alle Kardinäle — erhabene Bischöfe an R o m und R o m s Interesse geknüpfet werden. Das Uebel ist nun einmal zu sehr eingewurzelt. Die Bischöfe würden diese Kränkung gern beiseite räumen; allein, da sie's nun nicht können, so ist's ihnen nicht zu verdenken, wenn sie aus dem schon bestehenden Uebel den größten Vortheil für sich zu ziehen suchen. Sie sehen, daß — ein rother Hut auf dem Kopfe, — alle Infuln zur ehrfurchtvollesten Verbeugung zwingt. Es ist daher kein Wunder, wenn es so viele giebt, die mit Begierde ihre Infuln mit dem Purpurhute zu vertauschen streben. Sie können aber selten dazu gelangen, ohne sich zu dem römischen Stuhle gefällig zu bezeigen; und man weiß, wie gefährlich diese Gefälligkeiten dem Staate oft werden können. Fein ausgedacht war auf alle Fälle dieser Kunstgrif der Päbste, den Bischöfen den Eifer einzuflößen, sich nach dem Interesse des Vatikans zu bequemen, um nur das Vergnügen zu haben, einen rothen Hut zu tragen. Zwar mir ist es einerlei ob er r o t h oder g r ü n ist, — aber das kann mir und keinem Rechtschaffenen einerlei

seyn, welche Begriffe von Ehre und Ansehn man mit diesem Hute verbindet.

Doch genug davon. Ich werde die rothen Hüte nicht reformiren. Grüne Kappeln hat Sonnenfels wohl stürzen können, — aber was für ein Unterschied ist auch zwischen grün und roth! —

Bei dieser Gelegenheit muß ich aber noch einmal die Frage wiederholen: hat denn der Pabst wirklich das Recht, allenthalben, wo er hinkömmt, seine Pontifikalrechte auszuüben? Das Recht, rothe Hüte aufzusezzen, — ist das einzige, welches in Kirchenceremonien — dem Pabste als Pabste nicht bestritten werden kann. Mag es auch zu tausenderley Mißbräuchen Anlaß gegeben haben, — es ist doch sein Eigenthum. Der Kardinalsorden ist — ein zeitlicher Orden, wie jeder andere Ritterorden der Fürsten. — Gleichwie nun der König von England wohl schwerlich das Recht hat, sein blaues Hosenband in Rom zu vertheilen, eben so wenig däucht mich, hat es der Pabst, Ritter von rothen Hüten zu schlagen, wo er nicht zu Hause ist; und dies um so weniger, da bei diesem feyerlichen Akte jener zweydeutige Eid in seine Hände geleget werden muß, der schon zu so manchen Mißverständnissen Anlaß gegeben hat, und den die römischen Kanonisten, auch wenn er nicht abgeleget wird, schon als eine nothwendige Klausul für verbindlich halten.

Ueberhaupt ist es mit den Reisen der Päbste eine zu kritische Sache. Jeder Fürst, sobald er über seine Gränze kommt, hört auf Fürst zu seyn; er muß sich den Gesezzen des Landes unterwerfen, in welches er kömmt. Nur die Päbste finden diese Gränze nirgends für sich gezogen. Allenthalben wo sie hinkommen, finden sie Legionen ihrer Unterthanen; — wenigstens glauben es die Herren in den Klöstern und die Päbste so; — allenthalben treten sie als Päbste ein, allenthalben exerciren sie ihre Pontifikalhandlungen, allenthalben ihre päbstliche Jurisdiktion. — Und die Fürsten dürften so was nicht verbieten? — Sie erlauben es sogar? — Hat man irgend in einem einzigen Reiche, wohin unser Kaiser nur immer kam, es ihm gestattet, Gericht zu halten, kaiserliche Verordnungen zu publiciren, Audienzen zu ertheilen, worin er Recht über die klagführenden Unterthanen fremder Fürsten spräche; den Ministern der Höfe in befehlenden Tone zuzuschreiben, kurz, ganz als regierender Kaiser zu erscheinen? — Sie sehn daraus, daß, wenn die reisenden Päbste auch weiter nichts erreichen konnten, so waren sie doch allemal so glüklich, die volle Autorität ihrer Gerichtsbarkeit in jeder Gegend, wohin sie kamen, zu zeigen; so glüklich, ihre dreyfache Krone, das Sinnbild der Obergewalt über alle weltlichen Fürsten öffentlich zu tragen, da die reisenden Fürsten nicht einmal das Recht haben, in fremden Staaten,

mit ihrer einzigen — aber rechtmäßigen Krone und der damit verknüpften Gewalt zu erscheinen. — Man weiß, wie geschikt die römischen Hofrabulisten sind, aus solchen kühn benuzten Umständen, die verworrensten Deduktionen zu Gunsten ihres Hofes zu ziehen. — Zu viele Vorsicht schadet nie; zu wenige — hat Reiche umgestürzet! —

Indeß, Freund, freue ich mich herzlich, daß, Pius VI. mag nun von seinen Endzwekken was oder nichts erreichet haben, das Betragen unsers Kaisers — selbst den Beifall desjenigen erhielt, der in diesem Augenblikke gewiß der am wenigsten — erkaufte — Lobredner Josephs II. ist. Die Rede des Pabsts, die er am Ende des Konsistoriums, in welchem er die zween Kardinalshüte austheilte, in Gegenwart einer unglaublichen Anzahl von Zuschauern hielt, ist zu merkwürdig, als daß ich sie Ihnen, mein Bester, nicht mittheilen sollte. Hier ist sie.

„Bevor Wir die Handlung dieses Konsistoriums schlieſſen, wollen Wir das, was allen bekannt seyn soll, hier nicht mit Stillschweigen übergehen; denn es war Uns so angenehm, so erfreulich, des Kaisers Majestät, die Wir jederzeit so hoch geschäzzet haben, wirklich zu sehen, und dem Kaiser selbst Unsre besondre Liebe zu bezeugen. Wir haben ihn vermöge Unsres Amtes öfters gesprochen, und waren gezwungen, sowohl seine unbegrän-

begränzte Leuseligkeit, vermöge welcher Er Uns in seine kaiserliche Wohnung mit allen Ehrenbezeugungen aufgenommen, und täglich auf die herrlichste Art bewirthet, als seine besondre Gottesfurcht, seine außerordentliche Geistesgaben, und seinen unbeschreiblichen Fleiß in Geschäften zu bewundern. Eben so groß war der Trost, der Unser väterliches Herz aufrichtete, als Wir gefunden, daß sich die Frömmigkeit und Religion nicht nur in dieser glänzenden Hauptstadt, sondern bei allen den Völkern der kaiserlichen Staaten, die Uns auf Unserer Herreise entgegen kamen, unverlezt und ungekränkt erhalten. Daher werden Wir niemals aufhören, dieselbe sowohl anzurühmen, als durch Unser inständiges Gebet zu unterstüzzen. Ja, Wir bitten den allmächtigen Gott, auf das dringendste, daß er, der keinen verläßt, welcher zu ihm zu kommen trachtet, sie in ihrem heiligen Vorhaben bestätige, und mit dem fruchtbaren Thau seines himmlischen Segens überschütte. "

Dieses Zeugniß von unserm Kaiser ist das Zeugniß der Aufrichtigkeit, der Wahrheit. Denn Pius VI. hatte am wenigsten Ursache, der Schmeichler unsers Fürsten zu seyn. Wirklich muß ichs auch bekennen, daß es traurig war, wenigstens für die Edlen des Volks, den liebenswürdigen Braschi wieder zu verlieren. Alles was das Herz Großes und Edles, — der Geist des

Menschen Einsichtsvolles und Erhabenes besizzen kann, besizt Braschi wirklich. Selbst der erklärteste Feind wahrer Größe könnte ihm Frömmigkeit, Leutseligkeit, allgemeine Menschenliebe und wahre Größe seines Karakters nicht absprechen. Und Sie würden mich wahrlich unrecht verstanden haben, wenn Sie glaubten, weil ich, so oft ich von Pius VI. als Pabst, und als Verfechter des päbstlichen Ansehen's sprach, seine Handlungen freymütig untersuchte, — daß ich auch den edlen Braschi verkannte. Ich hab Ihnen schon einmal gesagt, sobald der Pabst als Pabst erscheint, muß sein eignes Herz, seine eigene Einsicht, sein eigner Wille schweigen; er muß oft fast allemal wider das bessere Gefühl seines Willens, seiner Einsicht, seines Herzens handeln, wenn er als Pabst aufzutreten gezwungen ist. Der Tadel, den der Kritiker bei solchen Gelegenheiten anbringt, trift daher nicht den Braschi, sondern die Hierarchen, welche das päbliche Sistem regieren. Wehe dem Pabste, dem es gelüsten sollte, diesen Köpfen entgegen zu arbeiten! Die Reise zu seinen Vätern würde sehr beschleuniget werden. Beispiele lehren dies! —

Acht und zwanzigster Brief.

Wenn Sie den Karakter der Wiener genau kennten, Sie würden über die wunderlichen

Wendun-

Wendungen erstaunen, welche die fast nie zu befriedigende Neugierde, je nachdem ihr ein Gegenstand aufstößt, zu nehmen pflegt. — So lang Pius der VI. in Wien war, sah man nichts anders, sprach von nicht anderm als von ihm. Das Gewühl von Menschen, ihn zu sehen, oft, unaufhörlich zu sehen, war jeden Tag gleich. Man besah ihn, mahlte ihn, stach ihn in Kupfer, goß ihn in Gips, kaufte ihn, wo man seines Bildes habhaft werden konnte; schwazte von ihm, wo man gieng und stand, — und kaum war Pius VI. acht Tage von Wien weg, — so schien es, als wär' er nie da gewesen. Man zankte sich noch einige Tage über das beste Portrait des Pabsts, — man wünschte ihm Glük auf die Rükreise, — und der Lerm war vorbei. Die Wiener liefen nun fast eben so häufig zu der großen Riesin, die bald nachher kam, besahen eben so neugierig die Marionetten in den Buden, und solche Kindereyen mehr. In der That, wenn Arteria und Löschenkohl den Pabst nicht noch von ihren Gewölbern in verschiedenen Figuren hängen hätten, das Volk schwazte izt wohl gar nicht mehr von ihm. So schnell sattelt die Neugierde meiner Landsleute um!!!

Doch ich werde wohl Gelegenheit haben, darüber noch manches zu bemerken. Lassen Sie mich izt auf ihre Fragen kommen, die Sie mir in Ihrem Briefe vorlegen.

„ Ob der Pabst seinen Endzwek erreicht hat? “ Ich und niemand weiß es. Aber daran zu zweifeln habe ich alle Gründe. Auch wär es sehr betrübt, wenn Joseph II. aus Freundschaft für den edlen Braschi mehr gethan hätte, als ein deutscher Kaiser gegen den Pabst thun sollte. — So viel aber muß ich Sie versichern, daß die Geschäfte des Kaisers durch die Uneinigkeit der Bischöfe selbst, von denen so manche der Datarie noch so sehr ergeben sind, sehr erschwehret wurden. Man nennt diesen und jenen, der Wunder wer weiß was gethan zu haben glaubt, daß er dem Monarchen Hindernisse in den Weg geleget hat. — Es ist traurig, solche Unterthanen zu haben, denen fremde Vortheile mehr am Herzen liegen, als die Vortheile des Staates, der sie erhält.

Ich bin so frei, Ihnen einen Kirchenhirten zu nennen, den man deshalb im Verdachte hat. „ Seine Eminenz der Herr Kardinalerzbischof von Wien “ steht an der Spizze derjenigen, die das allgemeine Gerücht unter die Anhänger der ultramontanischen Grundsäzze zählet; und vox Populi vox Dei, ein altes Sprichwort.

Ich bin heute eben in der Verfassung, das Abschreiberhandwerk zu versuchen. Ich will Ihnen das Leben dieses Kardinals so, wie es in der Lebensgeschichte aller Kardinäle im vierten Bande, Seite 180 steht, mittheilen.

„ Chri-

„ Christoph von Migazzi wurd den 23sten November 1714 gebohren. Er widmete sich dem geistlichen Stande, und ward Domherr zu Brixen und Trident. Im Jahr 1745 wurd er vom Kaiser Franz I. bei seiner Krönung zu Frankfurt zum Auditor rotæ, und im folgenden Jahre zum kaiserlichen Minister zu Rom ernennet, da er denn die Nomination zur Kardinalswürde vor die Kaiserinn als Königinn von Ungarn und Böhmen auswürkte. Im Jahr 1751. wurd er zum Erzbischof von Carthago und Coadjutor des Erzstifts Mecheln ernennet, und den 10ten Oktober zu Rom in der Kirche St. Apollinaris darzu geweihet. “

„ Er kam hierauf nach Wien, wo er zum wirklichen geheimen Rath erkläret, und als kaiserlicher Gesandter nach Madrit abgeschikket wurde, um den Grafen Esterhazy daselbst abzulösen. Den 7ten Februar 1752. reisete er von Wien ab, gieng über Paris, und langte im April zu Madrit an. Den 18ten dieses, hatte er bei Hofe Audienz. Er half hierauf den Traktat zu Stande bringen, der zu Erhaltung der Ruhe zwischen der Kaiserinn als Königinn von Ungarn, und den Königen von Spanien und Sardinien den 1ten Junii 1752. zu Aranjuez unterzeichnet wurde. Im Februar 1756. ward er zurükberufen, seine Abreise verzögerte sich aber bis den 28sten September, da er die Stadt Madrit verließ, nachdem er bei seiner Abschiedsaudienz von

dem

dem Könige mit seinem Bildnisse, reich mit Diamanten besezt, beschenket worden. "

„ Als er nach Wien zurükgekommen, erhielt er das Bißthum Waizen in Ungarn, und als der Kardinal von Trautson den 10ten März 1757. starb, ernennte ihn die Kaiserin-Königin aus besonderm Vertrauen, welches sie auf dessen Tugenden, Gelehrsamkeit, und andre herrliche Eigenschaften sezte, den 13ten März zum Erzbischof zu Wien. Er resignirte zwar hierauf das Bißthum Waizen, bekam aber dasselbe den 15ten November 1761. wieder vom Neuen. Und in eben diesem Monate, nemlich den 23sten November, erhielt er auch auf Nomination des Kaisers vom Clemens XIII. die Kardinalswürde. Der Prälat Montika überbrachte ihm das Biret nach Wien, wo es ihm den 1ten März 1762. in der kaiserlichen Hofkirche aufgesezt wurde. Er that darauf eine Reise nach Ungarn, und nahm von dem neuerhaltenen Bißthume Waizen Besiz. Er hat sich um solches sehr verdient gemacht, da er nicht nur zur Erziehung der Jugend ein ewiges Denkmahl daselbst gestiftet, sondern auch die Stadt selbst durch seine sorgfältigen Anstalten verschönert. "

„ Im Jahr 1765. hieß es, er würde das damals erledigte Erzbißthum zu Gran erhalten, das seinen Siz zu Preßburg hat. Es ist mit selbem das Primatl von Ungarn, und die reichsfürstliche Würde verknüpfet, und soll jährlich 360,000 Gul-

Gulden eintragen. Jedoch es ist solches nicht erfolget, ob er gleich bei dem leztern Reichstage das ungarische Indigenat bekam. "

„ Im Jahr 1767. lag die verwittwete Kaiserin an den Blattern tödtlich krank darnieder, welches Stadt und Hof mit Wehmuth und Schrekken erfüllte. Als den 1ten Junii alle Hofnung der Genesung verschwand, mußte der Kardinal als Erzbischof zu Wien die traurige Verrichtung über sich nehmen, und sie Abends mit allen Sakramenten versehen. Er hatte aber auch hernach den 22 Julii das Vergnügen, dem prächtigen Dankfeste in der Metropolitankirche beizuwohnen, das ihrer Genesung halber gefeyert wurde, wobei er zur Bezeugung seiner innigsten Freude selbst den Predigtstuhl bestieg, und das häufig versammelte Volk aufs beweglichste ermahnete ihr Dankgebet mit der Kaiserin ihrem zu vereinigen. "

„ Im Februar 1769. wurd er nach Absterben des Pabstes zum Conclave eingeladen, worinn ihm das Loos die 49ste Zelle zwischen den Kardinälen Pozzobonelli und Boromeo zugetheilet hatte. Der kaiserliche Hof stellte es ihm frey, ob er nach Rom reisen wollte oder nicht. Da er nun merkte, daß er die geheime Instruktion des Hofes nicht erhalten würde, entschloß er sich, zu Hause zu bleiben. Er ließ daher die Kardinäle wählen, wen sie wollten, und da er hörte, daß den Kardinal Ganganelli

nelli das Glük betroffen hatte, bezeigte er eine große Zufriedenheit darüber. “

Von seinen Schriften, die im Druk erschienen, hat man folgendes bekannt gemacht.

1. Eine Lobrede auf den großen Blutzeugen der Kirche, Johann von Nepomuk, 1760.

2. Drei Predigten, die im Gotteshause, Mariahilf genannt, bei dem jährlichen Bittgange nach selbigem, um einen glüklichen Fortgang der Waffen zu erhalten, in Gegenwart beider kaiserlichen Majestäten gehalten worden 1760. und 1761.

3. Drey Predigten, die zu den Armen gehalten worden, als sie in die Domkirche zum heiligen Stephan ihren jährlichen Bittgang thaten, 1760-1762.

4. Unterricht von der Verehrung der Bilder 1761.

5. Rede von Verehrung der heiligen Diener Gottes.

6. Eine Dankrede auf das Treffen bei Landshut 1760.

7. Der römische Katechismus in die lateinische Sprache übersezt, dem ein Hirtenbrief an die Geistlichkeit beigedrukt worden, 1760. “

„ Man trift in diesen Schriften eine große theologische Gelehrsamkeit und eine männliche und einnehmende Beredsamkeit, jedoch nach dem Geschmak der römisch-katholischen Kirche, an. Er

ziehet

zieht daher allemal, wenn er die Kanzel besteiget, eine unzählige Menge Zuhörer herbei. "

So weit gehn die Nachrichten, die man vom Kardinal Migazzi in diesem Werke findet. Ich bin bemüßiget, noch eine merkwürdige Epoche dieses Kardinals anzuführen. Als Clemens XIV. starb, und das Konklave beschäftiget war, diesen Verlust zu ersezzen, fiel ihm die 18te Zelle zwischen dem Kardinal Carl Rezzoniko und Serbelloni zu. Migazzi reiste den 28sten Oktober, sobald er versichert ward, daß er das kaiserliche Sekret erhalten würde, von Wien ab, ließ sich eine prächtige Gallalivree machen, kam den 13ten November zu Florenz an, erhielt den 14ten Audienz beim Großherzog Leopold, und betrat endlich den 23sten November das Konklave. Bernis hatte durch die Gegenparthei der Zelanten sein Ansehn in diesem Konklave sehr verloren. Migazzi mußte also das Haupt der Hofparthei vorstellen. Die Forderungen der bourbonischen Höfe waren 1) eine förmliche Wiederrufung des Breve wider Parma. 2) Eine Bestätigungsbulle der Aufhebung des Jesuiterordens. 3) Die Bekanntmachung der Maaßregeln wider die gefangenen Exjesuiten auf der Engelsburg. 4) Die Aufhebung der Bulle in cœna Domini. 5) Ein Breve, daß die Bischöfe andrer Reiche nicht mehr vom römischen Hofe abhangen sollten, und in allen Fällen Dispensationen verleihen könnten. Die Verwirrungen

im Konklave wurden allgemein. Die Kardinäle der Hofparthei unterstützten Malvezzi, Negroni, Marefoschi, Sersale und Pallavicini; die albanische Parthei den Kardinal Boromeo und Visconti; die Rezzonichische aber Boschi, Braschi und Buffolini. Man überließ endlich das Geschäft der Pabstwahl dem Kardinal Migazzi allein. Am 27sten December wär' Braschi durch Vermittelung der Zelanten beinah schon zum Pabst gewählet worden, wenn nicht Orsini im Namen seines Hofes die exclusivam wider diesen Kardinal vorgezeigt hätte. Allein endlich wurd ihm doch, als Migazzi das Direktorium der Hofparthei allein übernahn, und den Corsini und Zelada zu seinen Gehülfen wählte, den 14ten Februar auf Vermittlung der Rezzonichi, Torreggiani und vorzüglich des Generalvikariums Colonna, die päbstliche Würde zu Theil. Migazzi, der die ganze Zeit sich zu keiner Parthei geschlagen hatte, und auf dessen Ausspruch es am Ende doch ankam, sah es ein, daß Braschi gerade der Kardinal war, wider den, bei den durchkreuzenden Planen des Konklave — die Höfe am wenigsten einwenden konnten. Bald nach der Krönung des Braschi als Pabst Pius VI. erwählte dieser Pabst zur genauern Untersuchung des Jesuiterprozesses noch vier neue Assessoren, und zwar, die Kardinäle Bernis, Lanze, Salis und Migazzi, damit sie, da sie von der Hofparthei wa-

ren, völliges Licht in dieser küzlichen Sache erhielten. Allein Migazzi reiste in der Mitte des Merz nach Neapel, kam zwar den 1ten April wieder in Rom an, kehrte aber nach einigen Wochen wieder nach Wien zurük. —

In allen seinen Handlungen werden Sie den aufgeklärten Kopf, und den Mann finden, der mit vieler Geschiklichkeit die Geschäfte des Hofes verrichtete. Nun muß ich Ihnen noch zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß wir in unsern Staaten vorzüglich ihm die Aufklärung in der Theologie und das bessere Jus Canonicum zu danken haben. Nicht als ob er bessere Traktate über beides selbst geschrieben, sondern er munterte jene Köpfe auf, von denen er Aufklärung vermuthen konnte. Durch seine Vermittelung, und durch seinen Betrieb wurden Priesterhäuser errichtet, worin man gestissentlich darauf sah, das theologische Studium von allem isidorischen Wuste zu reinigen. Alle unsre Theologen, welche von der Orthodoxie eines Busenbaums und Scoti sich entfernten, wagten dies Unternehmen nur auf seinen Wink. Selbst die bei den Protestanten bloß nach dem Rufe mehr geschäzte, als von uns und allen die sie kannten — gebilligten Jesuitenstudien fanden an ihm einen mächtigen Reformator, so wie er überhaupt nie ein blinder Anhänger der Jesuiten war. Alle Geschäfte, welche er bis zum Anfange des Jahres 1776 vom Hofe in Kirchensachen erhielt, sezte er

mit Einsicht, mit Eifer für die Majestätsrechte der Monarchin selbst bei dem sichtbaren Nichtbehagen des römischen Hofes durch. — Allein seit dieser Zeit, bemerket man an ihm von Jahr zu Jahr die sichtbarste Abweichung von seinen ehmaligen Grundsäzzen. Er fieng an, die freimüthigen Männer, welche er so zu sagen, selbst gezogen hatte, zu inquiriren; denen, welche die Grundsäzze des Fleury beibehielten, sein Zutrauen, seine Unterstüzzung zu entziehen; in einem mehr mit dem ultramontanischen Geschmakke übereinstimmenden Tone im Kabinette der Fürstin zu sprechen; die Jesuiten unter seinen Schuz zu nehmen, und überhaupt, wie's diese Schlauköpfe an mehrern Orten zu bewirken im Stande waren, sich so von ihnen bestrikken zu lassen, daß der Einfluß der aufgehobenen Gesellschaft in seinen Handlungen zu sichtbar ward.

Sie werden sich freilich über diese Metamorphose des Kardinals wundern. Allein ich wundre mich darüber gar nicht. Ich glaube sogar die Ursachen, die sie bewirkten, deutlich angeben zu können. Ehre und Belohnung sind — mag man sich auch noch so uneigennüzzig stellen, als man will, bei allen Menschenkindern der wahre Sporn zu großen Handlungen. So lange man noch diese zu erringen hoffen kann, so lang ist keine Hinderniß so kräftig, das den Eifer des arbeitsamen Mannes erkaltend machen könnte. In der geistlichen Hierarchie sind nur zween Wege, diesen

End-

Endzwek zu erreichen. Den einen geht der Klerus der Hofpartheі, den andern der Anhang des päbstlichen Stuhls. Da das Interesse dieser zwo Partheien stets einander entgegen streitet, so darf es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn uns die Geschichte so wenig Köpfe aufweiset, die ihr Glük dauerhaft zu gründen wußten, indem sie beiden Partheien dienen wollten. Der Mann, der auf der ersten untersten Stufe der geistlichen Würde steht, und höher steigen will, berechnet nun die Vortheile, welche er von der einen oder der andern Parthei erringen kann. Wohin sich nach einer wahrscheinlichen Berechnung die Wagschale schlägt, dahin schlägt sich auch sein Diensteifer; und so geschieht es, daß einheimische Kirchenhirten sich eher unter die Fahnen des Hofes stellen, weil es wahrscheinlicher ist, aus den Händen des Fürsten, dem sie treu dienen, größere Belohnungen zu erhalten, als von Rom. —

Ich schikte dieses voraus, um es auf unsern Kardinal anzuwenden. Er stieg schnell empor, und die Güte der Monarchin sezte ihn bald in den Stand, alles erwarten zu dürfen. Im Jahr 1765. hatte er die Aussicht, die reichste Pfründe in unsern Ländern — das Primat von Ungarn zu erhalten. Man verzog aber mit der Besezzung desselben, weil der Hof bei jedesmaliger Erledigung das Recht hat, die Revenüen von 240000 Gulden 3 Jahre selbst zu genießen. So lange also der Hof dieses Primat selbst benuzte, hatte der Kardi-

nal doch immer noch die Hofnung, sobald es besezt werden würde, — darzu erwählet zu werden. Den ersten Jenner 1776. aber bekam, wider Vermuthen des Migazzi, Bathiany diese reiche Pfründe. Die Aussicht, Kardinal und Erzbischof von Wien, Bischof von Waizen, und Primas von Ungarn zugleich zu seyn, verschwand, — und wenn man auf die Umschmelzung der Gesinnungen des Kardinals genau merket, — so wird man wahrnehmen, so wie die Aussicht mehr noch zu erlangen aufhörte, — hörte auch sein ehmals so glüklicher Hofeifer auf. Er berechnete, daß da von der Hofpartei keine weitere Belohnungen für ihn mehr zu erhaschen wären, er doch noch Ansehn und Ehre bei den Zelanten erringen könnte, wenn er zu ihnen überträte, zum Verfechter der römischen Grundsäzze als Haupt mitten in unserm Staate sich aufwürfe, und dort, wo er nicht Macht hat, durchzudringen, doch Hindernisse entgegen thürmte, und die Plane seines Hofes durch Widersprüche ins Stokken brächte. —

Es ist leider die Schwachheit aller Menschen, daß sie, sobald sie den Gipfel, auf welchen sie steigen können, erstiegen haben, sich auch gelüsten lassen, nach der falschen Ehre zu greifen, und zu versuchen, wie weit sie es durch Oppositionsplane bringen können. Eben dies gilt vom Kardinal Migazzi. So wie die Hofnung auf fernere Belohnung verschwand; so wie er sah, daß der Hof selbst weniger seiner Dienste sich gebrauchte,

so

so erwachte auch bei ihm die Idee, sich nicht unnüz zu machen. Durch das Hofpanier, dem er zeither folgte, gelangte er zu Ansehn, zur ersten Stufe der geistlichen Hierarchie, die in unsern Staaten existiret. Von dieser Stufe konnte man ihn nicht mehr zurükstoßen. Von dieser Seite hatte er also Sicherheit. Aber er wollte in wichtigen Geschäften nicht ganz unbemerkt übergangen werden. Man bemerkte ihn aber doch nicht mehr so genau wie vormals; — was konnt er anders thun, als dort zu kläffen, wo er sonst, als das Primat noch unbesezt war, mit großen Büklingen seine Ergebenheit gegen Hof und Hofinteresse bezeigte? Glauben Sie mir, Freund, diese Sinnesändrung unsers Kardinals ist eben keine so große Seltenheit. Diesen Undank haben fast alle Höfe erfahren, die ihre Höflinge zu jählings mit Reichthümern und Ansehn überschütteten. —

Seit dem lezten Konklave, dem der Kardinal beiwohnte, wurd diese Metamorphose vorbereitet, — das Primat von Ungarn, die vom Hofe gegen den würdigen Kardinal Hrczan verwendete Güte, vorzüglich die 45000 Gulden, welche für Hrczan wegen seiner Kardinalswürde nach Rom geschikt wurden, dann die 60000 Gulden zur Bestreitung seiner darauf erfolgten Rükreise nach Wien, die 30000 Gulden jährlicher Einkünfte, und die wichtige kaiserliche Stelle eines Ministers am römischen Hofe, welche Hrczan erhielt, den M

gazzi also natürlich als den einzigen Rival sowohl im Laufe des Glüks, als auf der Bahne der Ehre anzusehen berechtiget war, trugen viel darzu bei, daß Migazzi in seinem Eifer erkaltete. Ueberdies alles war Migazzi im vollen Glanze in allgemeiner Achtung das Haupt des Conklave. Die Schmeicheleyen der Rezzonichi, Torreggiani, und der übrigen Kardinäle gegen ihn, mochten freilich schon dazumal den Wunsch in ihm erreget haben, daß er weniger höfisch gesinnt gewesen seyn möchte; er würde vielleicht die Krone selbst davon getragen haben. Aber der Himmel wolle uns vor einem Pabst Migazzi behüten, der schon als Kardinal, der der Gnade des Hofes so lange lebte, als er ihn brauchte, mit einemmale aber umsattelte, sobald er von ihm nichts mehr zu hoffen hatte! — der Himmel wolle uns und die Christenheit vor so einem Manne als Pabst bewahren, der sich schon izt so wenig scheut den besten Absichten des Kaisers entgegen zu streiten.

Verstehn Sie mich aber recht, Freund, Migazzi kann demohngeachtet ein gutes, großes Herz haben. Kann demohngeachtet glauben, daß er nach Recht und Billigkeit handle. Man kennt die Verfahrungsgabe des römischen Hofs. Gott weiß, durch welche geheime Anlokkungen desselben dieser sonst für Oesterreich so würdige Kirchenhirt in das Labyrinth verflochten wurde, aus dem er sich izt nicht mehr zu winden weiß. Es kann seyn,

daß der Glanz, der Vorzug der römischgesinnten Kardinäle ein starkes Gewicht bei Migazzi erhielten, kann seyn, daß da er keine höfischen Belohnungen mehr erhalten kann, vielleicht mit der Hofnung von Rom ausgetäuscht ward, der Primas von allen österreichischen Erbländern zu werden. Rom verspricht oft Seifenblasen, um große Endzwekke zu erreichen.

Doch, was nüzt es, zu untersuchen, wie, und warum ein würdiger Mann seine Rolle geändert hat? Genug ist's, daß man weiß, er hat sie geändert; genug, daß man weiß, schlaue Jesuiten haben ihn zu diesen Schritten verleitet, die er sonst nie gewagt haben würde, wenn Jesuitismus — bei mir immer so viel, als Cartouchismus — nicht sein Spielchen dabei gehabt hätte. Verwünscht sey das Andenken dieses Otterngezüchts, das selbst noch bei seiner Zerstükkung die würdigsten, erhabensten Männer zu begeifern frech genug ist.

Untern mehrern andern kleinen Präparaten, die Inquisition unter der Anführung unsers Kardinals in unsern Ländern einzuführen, diene der verschrieene Prozeß, den die Jesuiten (kann ich mich doch dieses Instituts nie anders, als des Abschaums aller Ränke erinnern) — durch den Kardinal wider Eibeln führten. Seine Lehrsäzze, die der Welt öffentlich vor Augen liegen, die gerade nach dem vormaligen System des

Kardinals gemodelt sind, wurden verkezzert. Eibel war selbst Jesuit; er verließ den Orden; es war eine Regel, alle die zu verfolgen, die den Orden verließen. Darf man sich wundern, daß die Herren Eibeln auf den Scheiterhaufen transportiren wollten? — Eibels Rede, welche er dem Paulaner Pater Kaltner machte, die dieser auch wirklich hielt, blies den Zunder noch mehr an. Der Kardinal sezte eine fast unüberseh-bare Anzahl von Kezzereyen auf, die Eibel in dieser Rede gelehret haben sollte; sie wurde der Monarchin vorgelegt; sie erschrak, einem solchen Erzkezzer den theologischen Unterricht der Jugend anvertraut zu haben. Eibel kam in Inquisition. Das herzhafte Betragen des damaligen Hofraths Martini — der im Namen der ganzen Universität der Monarchin die Versicherung gab, daß keine der Beschuldigungen wider Eibel gegründet wäre, daß, um sie davon zu überzeugen, Eibel gegen Migazzi wörtlich abgehöret werden, dieser seine Einwürfe, jener seine Rechtfertigung wörtlich vorbringen sollte, — dieses herzhafte Betragen des würdigen Martini wirkte endlich so viel, daß Migazzi, um der Verlegenheit, seine wider Eibeln gemachte Verkezzerungen zu beweisen, entgehen zu können, nach Waizzen reiste. Die Kaiserin, um dem Streite ein Ende zu machen, nahm Eibeln die Professur, und schikte ihn als Landrath nach Linz.

Die Geschichte mit dem Brüner Priesterhause ist bekannt. Pater Plarer, der das eigentliche Opfer dieses Prozesses seyn sollte, war so zu sagen, ein Zögling des Migazzi. Der Kardinal ermunterte ihn selbst in vorigen Zeiten, das orthodoxe Sistem zu verlassen, und Fleury's Grundsäzze genau zu studiren. Plarers jezziges Sistem, ist das alte Sistem des Kardinals. Und doch verfolgte er ihn? Und doch läßt er ihn noch izt (den 12ten September 1782.) nicht seine Bestimmung, das Priesterhaus in Wien einzurichten, — nach dem Winke des Monarchen erfüllen? Der Kardinal liest nicht einmal seine Rechtfertigungen: warum Plarer keine Messe liest, — sondern läßt, ohne selbst eigne Untersuchung der eingereichten Rechtfertigung, in seinem Konsistorium die vota condemnationis sammeln, und freut sich vielleicht, daß er vota majora auf seiner Seite hat?

Freilich würde sich Migazzi dessen höchlich wundern, wenn man ihn deshalb zur Rede stellen wollte. Plarer ist nur ein gemeiner Priester, zu dem der Kardinal Er sagen kann, da unser Kaiser zu iedem Priester Sie sagt. Aber ein Kardinal darf auch gröber reden, als ein Kaiser. —

Ob der Kardinal meine Vermuthungen in diesem Punkte durch seine gegenwärtigen Handlungen rechtfertige, mag Rautenstrauch in seiner

ner Brochüre über das Betragen der Bischöfe beantworten. So wenig der Mann nach seiner Gewohnheit auch sagt, so wahr finde ich doch alles, was er haben will, daß man vom Migazzi sagt. —

Nun nur noch eine Frage, und ich schliesse für heute. Was ist Migazzi? — Ist er Erzbischof von Wien? oder Bischof von Waizen? — Ich frage nicht umsonst. Ist er Erzbischof von Wien und Bischof von Waizen zugleich, so nimmt mich's Wunder, wie Ein Bischof Zwo Diöcesen zugleich besizzen kann? Ich will nicht erst untersuchen, ob es nach Kirchengesezzen erlaubt ist, zwey Bißthümer, jedes mit besondern Rechten zu besizzen. Nur so viel will ich bemerken: Ist er Erzbischof, oder Metropolitan von Wien, so stehn die übrigen Bischöfe der Metropolitandiöceß unter ihm. Er ist also gleichsam das Oberhaupt aller österreichischen Bischöfe. — Was ist aber Waizen? Ein Suffraganbißthum, das unter dem Primate vom Graner Bißthum steht. Also muß der Wiener-Erzbischof und Kardinal als Suffraganbischof von Waizen unter dem Primate von Ungarn stehn. Das wird aber Migazzi nie zugeben wollen; er kann es auch nicht. Was folgt daraus? — Daß die Metropolitanrechte des Kardinals Bathiany als Primas zerstükt, gekränkt und gehemmet werden; daß die Kirchendisciplin in Waizen dadurch unmöglich aufrecht erhalten werden kann, weil sich der Erzbischof von Wien dem Primas von Ungarn nimmermehr

mehr in der Waizner Diöceß unterwerfen wird, — daß diese doppelte Besiznehmung zweier Bißthümer wirklich zur Abnahme der Kirchenzucht diene, sieht jedermann ein, der die Sache mit unbefangnem Auge ansieht. Es mögen die, welche diese Sache besser verstehn, darüber weiter nachgrübeln; — nur so viel ist gewiß, eine dieser zwo Diöcesen muß verwahrloset werden!

Ob Migazzi mit den Veranstaltungen des Kaisers zufrieden ist, können sie sich aus dem Vorhergehengen beantworten. — Die Censur bekam den erklärtesten Feind an ihm. Das Stükchen mit des Herrn Seguiers Rede ist Ihnen schon bekannt. Die Pochlinaden und Fastiaden haben ihre Existenz, und die Kurzweil, die sie uns Wiener machten, wenn sie mit ihrer Hofnarrenpritsche in die Luft herum hieben, — vorzüglich dem, freilich verstohlnem, Winke seiner Eminenz zu danken. Die Schnellerische Rede, die er wider seine eigne bessere Ueberzeugung vom Ablaß auf Befehl des Kardinals halten mußte, zeigt zu deutlich: wes Geistes Kinder die jezzigen Gesinnungen des Kardinals sind. Es war der Pabst da, es ist billig, daß man sucht, dem Volke weis zu machen, dieser Kirchenhirt darf nur mit der Hand segnen, und sagen, wir ertheilen euch vollkommenen Ablaß; so komme der, der ihn empfängt vom Mund auf in den Schoos Abrahams. Gelingts, solche Schnurren allgemein zu verbreiten,

ten, so gewinnt das römische Ansehen, und dafür streitet ja Migazzi izt. Zu bedauern ist es, daß wir seine Abhandlung über den Pabst nicht erhalten haben. Es muß gar viel darin liegen, seine jezige Plane deutlicher zu bestimmen; viel Richtiges mag sie indessen wohl nicht enthalten, weil der Kaiser, dem sie der Kardinal zur Beurtheilung vorlegte, sie mit dem Bescheide wieder zurük gab: Digna Isidoris Mercatoris proles, & ne nos ducas in tentationem. —

Doch genug für heute! Bedauren Sie aber nicht mit mir, daß wir im eigentlichsten Verstande einen der würdigsten Kirchenprälaten verlohren haben? Den Migazzi ist für unsern Staat so viel, als wär er nicht da. —

Neun und zwanzigster Brief.

Lassen Sie mich einmal von verdrüßlichen Gegenständen wegeilen! habe lang genug von Pabst und Pabstangelegenheiten geschwazt; lang genug über Dinge geplaudert, die jedem bekannt sind, oder doch wenigstens bekannt seyn sollten. Es ist undankbare Arbeit, sich so mit jedem Schritte durch Legionen Antagonisten durchzuschlagen, die, wenn man sie auch zu Boden stürzte, und ihnen den Hals zuschnürte, daß sie nicht mehr kreischen könnten, — doch nicht ein Quentchen ihres frommen Eigensinnes hingeben würden, um sich zu retten. Was will man mit diesen Eulengesichtern machen?

machen? — Das beste ist, man läßt sie uhuen so viel sie wollen, und die Augen bei jedem Sonnenstrale fest zuschliessen! —

Ich bin froh, daß ich mit diesen Herren nicht mehr zusammentreffen werde. Das, was ich Ihnen in Zukunft berichten will, sind Dinge, woran die Zelotten wenig Antheil nehmen; worüber sie sich weder betrüben, — weil ihrem Beutel nichts dadurch entgeht, — worüber sie sich aber auch nicht freuen, ohngeachtet es der Menschheit immer Ehre macht, sich der Wohlthaten, die unsre Nebenbürger um uns her genießen, mit lautem Danke zu freuen!

Unter diesen Wohlthaten steht die Verfügung des Kaisers, durch die er die Leibeigenschaft in allen seinen Ländern aufhob, ohnstreitig oben an. — Diese Handlung macht seinem gefühlvollen Herzen zu viel Ehre, wird zu deutlich mit dem allgemeinen Danke aller Nationen belohnt, als daß ich es erst nöthig finden sollte, hierzu noch Zusäzze zu machen. Nur einige flüchtige Betrachtungen erlauben Sie mir, mein Bester! —

Leibeigenschaft, so wie sie von einigen Seemächten in Ansehung der Negern eingeführt worden, mit denen man bei ihnen wie bei uns mit Ochsen handelt —, ist allerdings ein Scheusal menschlicher Erfindungen. Montesquieu, nach ihm Linguet, nach beiden Beccaria haben dagegen geeifert; — aber hat ihr Eifer auch was gefruchtet? — Leider ist der Privatnuz-

zen gegen die lauteste Stimme der Menschlichkeit fast allenhalben taub! —

Nicht so entehrend, nicht so mit vielen drükkenden Lasten verbunden, — aber doch immer noch drükkend genug — ist jene Leibeigenschaft, welche in manchen Ländern den Unterthan — zum Eigenthum des Gutherrns einsezte, mit all' den Rechten einsezte, die er nur immer über seine väterliche Habe, über seine Aekker, Schaafställe, Pferde und Lastthiere durch Erbrecht erhalten konnte. Der Mensch stand da in der Reihe — der Kuppelhunde! — Seine Hochgräflichen Gnaden wollten heute bei Sturm und Regen jagen, weils nun ein für allemal der hochgräflichen Laune so beliebte, — und die Hunde müssen jagen, und die Unterthanen müssen — was die hochgräflichen Hunde müssen. Und so weiter. —

Drükkend war so eine Lage für den arbeitsamen Landmann immer. Ich könnte hier sehr leicht eine ganze Kette von Beweisen anreihen, daß durch diese Verfügung der Fleiß, die Ordnung, das Gedeihen der Familien gehemmt, — zerstükket; die Population geschwächt, der Flor des Landes selbst untergraben ward; wenn es nicht schon so evident erwiesen, nicht schon von hundert andern von mir gesagt, nicht selbst durch den Augenschein bestätiget worden wäre. — Also nichts von alle dem; — sondern dafür eine Frage, die Sie allerdings befremden wird; — „Zieht auch der vor-

her

„ her leibeigen gewesene Unterthan nun einen Nuz-
„ zen, da er izt aufhört, es zu seyn? “

Ich seh es aus Ihren Mienen, mein Bester, daß sie diese Frage befremdet. Aber noch mehr wird Sie meine Antwort befremden, wenn ich Ihnen nein drauf antworte; wenn ich sogar sage, der jezzige Landmann leidet Schaden durch seine erhaltene Freiheit. — Wie das möglich wäre?

Sie sollen es hören.

Der Bauer war in den leibeigenen Provinzen — wesentliche Waare, die dem Gutsherrn zu allem nur möglichen Gebrauch als eigen zugehörte. Sein Pferd, sein Ochs, sein Hund, sein Bauer waren so gut Eigenthumssachen, wie sein Stiefel, den er am Fuße trug. Es war natürlich, daß er dies alles so lange, so vielfältig benuzte, als es Zeit und Umstände, und oft auch seine Laune forderten. Es war aber auch natürlich, daß der Gutsherr, wollte er anders sein Eigenthum so erhalten, um auch in der Folge Nuzzen davon zu ziehen, seinem Pferde, seinem Ochsen, seinem Hunde, seinem Bauer, — sobald sie wesentlicher Aushülfe bedurften, eben so gut durch Unterstüzzung aus seinem Sakke nachhalf, wie er seinen Stiefel wieder frisch versohlen ließ, um länger damit herumzuschlendern. Sie werden daraus sehen, daß der Leibeigene in unzähligen Fällen auf die Unterstüzzung seines Herrn rechnen konnte. — Ein Donner schlägt in die — obschon elende Strohhütte,

und verbrennt sie; — der Bauer mit seiner Hütte ist Eigenthum des Herrn Grafen; will dieser nun nicht eine Familie mit all' dem Nuzzen, den sie ihm abwirft, verliehren, so läßt er sie wieder aufbauen. — Regengüsse überschwemmen die Felder; die Aussaat geht verlohren; die Erndte verschwindet; — die Familie die es trift, muß verhungern, muß sich sogar des Trostes beraubt sehn, sich künftiges Jahr des Schadens zu erholen, da sie weder Körner noch Geld, sich solche auf die künftige Zeit der Aussaat anzuschaffen, besizzet; — dem Leibeignen wird der Gutsherr selbst seine Scheunen öfnen, und Nahrung fürs gegenwärtige, und Aussaat fürs zukünftige Jahr vorschiessen. Krankheiten, Diebstähle, Feindeseinbrüche rauben dem Leibeignen alles, was er besaß. Wie will er sich wieder aufhelfen? Er bedarf Vorschuß zu seiner Erhaltung; er bedarf Nachsicht zur Zeit der öffentlichen Abgaben; wer wird ihm diesen Vorschuß leisten; wer wird ihm diese Nachsicht gönnen, da er nichts als den Willen wieder zu bezahlen besizt? — Der Gutsherr wird es, und kann es; er muß es sogar. — Er wird es; oder er müßte schwach genug seyn, seinen eignen Vortheil nicht zu fühlen; — er kann es; da ihn die Leibeigenschaft des Bauers sicher stellt; und er muß es, weil er ohne diese Nachsicht, ohne diesen Vorschuß das Mark seiner eigentlichen Revenüen austroknen würde. Hundert solcher Beispiele könnt ich Ihnen herzählen, wo sich die Bedürfnisse

dürfnisse des Leibeignen häufen, und durch den Gutsherrn gesteuret werden. — Alle diese Hülfe, alle diese Unterstüzzung in dringender Noth verliert der Leibeigne in der Zeit, wo er aufhört, es zu seyn. Kein besonderes Interesse verbindet den Herrn mehr, ihm seine hülfreiche Hand darzubieten. Der Freigewordene genießt nun das selbst, was vorher sein Herr genoß; er muß sich also auch in jedem Falle selbst eigner Helfer, auch in den gefährlichsten Augenblikken seyn. Ich zweifle nicht, daß, wenn Sie die Lage ganz überdenken, in die der Leibeigne durch seine Freiheit gesezzet war, so werden Sie gestehen müssen: er habe verloren. Keine Hülfe in Unglüksfällen, keine Unterstüzzung, kein Vorschuß, keine Nachsicht, — wie? kann der, der dieses gewohnt war, izt wohl glüklicher seyn? —

Doch verstehn Sie mich recht. Ich rede immer vom Gegenwärtigen, also auch nur von solchen, die die Fesseln der Leibeigenschaft selbst fühlten, und izt die Freiheit bekamen; den freigebohrnen Enkel wird diese Last nicht mehr drükken. Aber der jezzige erhielt den prächtigen Namen Freiheit, — und hundert Kümmernisse zugleich, die er vorher nicht kannte. Ich will mich deutlicher darüber erklären. Der Leibeigne, weil er wußte, daß er das Lastthier seiner Herrschaft war, bekümmerte sich selten darum, ob er viel oder wenig besäße; er arbeitete gerade so viel, als

er zum dürftigen Unterhalt nöthig zu seyn glaubte. Da seine meiste Zeit dem Gutsherrn angehörte, so konnte er nicht einmal dem Gedanken, Vorrath zu sammeln, Raum geben. „Bin ich, „mein Weib und Kinder heute satt, — der „Morgen kümmert mich nicht, — mein Herr, „der ohnehin von meinem Blute lebt, muß dann „Rath schaffen.“ So dacht er sich, legte seine Hände in den Schooß, statt daß er sie dem Fleiße gelehnet hätte, und ward, so drükkend auch sein Stand oft war, — der vorsäzlichste Müßiggänger. Er war der Bedrükkungen schon gewohnt; er trozte mit eiserner Stirne jedem Ungemache; und schlemmte da in einem Tage den Verdienst von Monaten durch, ohne dabei zu denken: wovon werde ich meine Familie die Folgezeit ernähren?

Diese Denkungsart, und dieses Betragen sind Karakterzüge der Leibeigenschaft. — Und der, der in dieser Denkungsart groß geworden, wird sie nie ablegen; er ist des unordentlichen Lebens, des Müßigganges, und der sichern Rechnung auf fremden Beistand zu sehr gewohnt; — es gehören Jahre darzu, bis sich sein Karakter wieder ins Gleis einlenkt. So lange dies aber nicht wirklich geschieht, so lange lebt auch der freigelassene Leibeigene auf den alten Fuß fort, und fühlt diese Wohlthat als eben so drükkend, ja oft noch drükkender, als vorher seine Sklaverei.

Darauf müssen Sie, mein Bester! meine Frage reduciren. Aber alle diese Hinderniſſe, welche ſich dem völligen Gedeihen dieſer in der That menſchenfreundlichen Verfügung des Kaiſers in unſern Tagen noch entgegenſezzen, verſchwinden bei dem künftigen — Freigebohrnen. Dieſer von Jugend auf zum Fleiß angehalten, weil er nur von ihm leben zu können hoffen darf, tritt in die Fußſtapfen ſeiner Nachbarn, und macht alle die augenbliklichen Unterſtüzzungen, auf welche ſein Vater rechnen konnte, durch Mäßigkeit, ſorgſame Haushaltung, Fleiß und Induſtrie entbehrlich. Erſt der Enkel genießet die Wohlthat ganz, die der gute Fürſt ſeinem Großvater erwies. So legt der Menſchenfreund den Keim zum dauerhaften Glük der Nationen, und genügt ſich mit dem Gedanken: einſt wird dieſer Keim aufſchoſſen, und Früchte bringen, und die noch beglükken, die erſt werden ſollen.

Sie ſehen, Freund, daß es eben nicht aus der Luft gegriffene Beſorgniſſe der leibeigenen Provinzen waren, wenn ſie nicht ſo ganz das Vergnügen über ihre Freiheit fühlten, als es ihre Kinder einſt fühlen werden. Es iſt nicht das Werk eines Menſchen, Gottes Werk iſt es, mit den Wohlthaten auch zugleich Aufklärung zu ertheilen. Lezztere folgt erſt langſam hintennach; und Jahre müſſen ſie zur Reife bringen.

Fast eben die Bewandniß hat es mit den Freiheiten, welche den Juden ertheilet wurden. Es ist billig, daß ich mich darüber etwas ausführlicher ausbreite.

Was die Juden in alten Zeiten waren, was sie nach und nach geworden, und warum sie's geworden, ist bekannt. Der Jud ist Mensch, und jeder Mensch, wenn er nach wohlthätigen Gesezzen regieret wird, macht der Menschheit Ehre; man lege den Druk auf ihn, — und er sinkt zum unthätigen Sklaven herab. Das war der Fall der Juden. Man hat in den Zeiten ihres Flors Helden, Gelehrte, — große Gentes, Patrioten, Staatsmänner, Künstler in allen Fächern, — so wie arbeitsame, geschikte Bürger des Staats in allen Ständen unter ihn gesehn. Es ist ein vorgefaßter Wahn, wenn man denkt, sie wären von ihrer Entstehung an weiter nichts als — Mäkler gewesen. Sie genossen noch unter den Römern Ansehn und Ehre; und sie handelten auch als Männer von Ehre und Ansehen. Aber wie sich das Christenthum verbreitete, so verbreitete sich auch der Haß gegen die Enkel der Nation, deren Väter unsern Religionslehrer mordeten, ohne daß die Schwächlinge damaliger Zeit bedachten, daß die Juden durch diesen Mord dem Menschengeschlecht wirklich eine Wohlthat erzeigten, indem ohne denselben das Werk der Menschenerlösung nicht hätte vollbracht werden können. Und man haßte die

Hände

Hände, durch deren mörderisches Unternehmen nach den Verheissungen der Propheten, nach dem Rathschlusse des Ewigen — ganz allein die größte der Wohlthaten zur Wirklichkeit gebracht werden mußte? Man haßte sie, weil sie das thaten, was unser Heil-beförderte? was sie thun mußten? was in den Plan der Regierung Gottes vom Tage des Menschenfalles her hineingewebt war? Sehr sonderbar!

Indeß war dieser Haß nicht ohne traurige Folgen. Je ungerechter er war, je hartnäkkiger überließ man sich demselben. Die Juden, nicht das Judenthum, wurden befehdet. Man stieß sie aus der bürgerlichen Gesellschaft, und ließ sie doch allenthalben sich verbreiten. Man würdigte diese Nation zum Aussaz der Menschheit herab, und zwang sie, — Schleichwege zu suchen, da ihnen allenthalben die geraden Wege der Ehre verhauen waren. Jahrhunderte, die sie in solchem Drukke durchleben mußten, — waren hinlänglich, sie endlich wirklich zur niedrigsten Denkungsart herabzustimmen. Wenn der Jud allenthalben als ein Mensch betrachtet und behandelt ward, den man, ohne in den Gesezzen der Billigkeit Riesensprünge zu befürchten, ohne sich Vorwürfe darüber machen zu dürfen, — als erklärte Betrüger nekken und strafen konnte, wie und wann man wollte, — ist es wohl ein Wunder, wenn er endlich zu sich selbst sprach: „Ich mag ein ehrlicher

„ Mann seyn, oder nicht, — man hält mich in „ beiden Fällen für einen Betrüger. Ich will also „ lieber einer seyn, und Vortheile davon ziehen.“ Diese Denkungsart macht nicht dem Juden, sie macht uns Vorwürfe, die wir ihn zwangen, diese Schandmoral zu wählen. Natürlich war es, daß bei den Vorurtheilen, welche Pöbel gegen Pöbel äusserte, — Nationalhaß in beiden Theilen tief wurzelte; daß Fanatiker in beiden Religionen ausschweiften, und ihr Andenken mit grauenvollen Schandthaten brandmarkten. Allein, wieder die Frage: war der Jud an diesem Unfuge schuld, der oft von ihm ausgeübet wurde, oder der Christ, der ihn durch seine so gar sichtbare Nichtachtung, so zu sagen, dazu aufforderte?

Doch, darüber sind Sie und jeder Vernünftige mit mir einig; und unser allgemeine Wunsch war lange schon, daß die Fürsten doch einmal aufwachen, und so viele Tausende, die in ihren Staaten leben, in diejenigen Rechte einsezzen möchten, welche sie fähig machen könnten, wie jeder andre Bürger zum Besten des Staats das Ihrige beizutragen, ohne größeren Bedrükkungen ausgesezt zu seyn. Dieser Wunsch wurd erhört. Josephs Verordnungen in Betref der Juden zeigen nicht nur von einem großen Herzen, das den Menschen, weil er ein Mensch ist, liebt, sondern auch von einem Geiste, der sich über verjährte Vorurtheile hinaus zu sezzen weiß, und das Gute, das Nüzliche dort aufsucht, wo es ist.

Gestehn muß ich's zwar, daß nicht der zehnte Theil der guten Absichten dabei erreichet werde, die Joseph zum Grunde legte. Die Denkungsart der jüdischen Nation ist verstimmt. Es gehören Generationen darzu, bis sie ihren vorigen Schwung wieder erhält; bis sie sich in den würdigen Genuß ihrer Rechte, ihrer dargebotenen Freiheiten zu fügen weiß; bis sie einerlei Endzwek, Absicht und Mittel darzu mit allen übrigen Bürgern des Staats ergreift; und sich so ganz zu den nüzlichen Gliedern der Nation bildet, unter die sie aufgenommen worden. Joseph sah auf den Grund der Verstimmtheit der Juden, wenn ich mich so ausdrükken darf: er sah ein: sollte der Jude der brauchbare Bürger werden, der er einst war und izt noch werden kann, so müsse er richtiger denken lernen, und civilisirt gemacht werden. Daher vergaß der Kaiser auch nicht, die Erziehung der Judenkinder als ein vorzügliches Mittel zu ihrer künftigen Besserung seiner Aufmerksamkeit zu würdigen. Izt werden freilich die Juden, — noch gefühllos gegen wahre Ehre, — lediglich nach allen Gelegenheiten greifen, ihren Handel, ihre Mäkeleyen zu vervielfältigen; — aber wenn einst ihre Denkungsart — freilich wird es erst spät geschehen, — geläutert seyn wird, so bin ich versichert, sie werden ihre Talente auch auf nuzbare Gegenstände verbreiten. Diese Verfügung des Kaisers steht also auch in der Reihe jener

Wohlthaten, welche dem Menschengeschlecht, — nicht bloß seinen Zeitgenossen dargeboten wurden.

Aber nun lassen Sie mich die Frage beantworten: „ Ist es denn wirklich dem Staate vortheilhaft, daß er die Juden begünstige? “ — Ich kann diese Frage bejahen und verneinen. — Verneinen für einen Staat, wo die Juden noch nicht aufgenommen sind. Es ist allemal vortheilhaft für den Staat, die größtmöglichste Einfachheit seiner Einwohner zu erhalten. Je gleichförmiger die Gesezze sind, je weniger braucht er derselben. Einerlei Bürger, einerlei Gesezze; und einerlei Gesezze, einerlei Wohlfahrt des Staats. Freiwillig die Verschiedenheit der Nationalrechte einführen, heißt freiwillig die Wohlfahrt desselben auf verschiedene Entzwekke hinlenken, vertheilen. Dies allein ist schon hinlänglich, daß der Staat, wo die Juden noch nicht aufgenommen sind, sie auch nicht aufnehmen soll. Jeder Emigrant, mag er eine Religion haben, welche er will, flieht er zu uns, sey uns willkommen; aber nicht so der Jud' in dem Land, wo er seiner Brüder nicht schon mehrere findet. Ich will Ihnen noch eine Ursache hersezzen.

Jeder Ankömmling unterwirft sich ganz den hergebrachten, eingeführten Gesezzen des Landes, in dem er sich ansidelt. Der Staat hat nicht nöthig für ihn neue zu machen. — Bey den Juden ist es umgekehrt. Er kann, er darf nicht

in

in der bürgerlichen Gemeinschaft mit fremden Nationen leben, ohne seine eigenen Gesezze zu haben. Die Gesezze nicht blos der Religion, auch die seiner Politik, durchkreuzzen sich geradeswe-ges mit den Grundgesezzen des Landes. Will der Fürst die Juden aufnehmen, so muß er Ausnahmen in seinem Gesezbuche machen. Und jede Ausnahme schwächt die Stärke, das Ansehn, den Nuzzen des Gesezzes selbst.

Also — wo kein Jude im Lande ist, würd' ich auch keinen aufnehmen; oder, um auf meine Frage zu antworten: wo die Juden noch nicht aufgenommen waren, bringt es dem Staate gar keine Vortheile, sie erst zu begünstigen; weil sie Fremdlinge sind, die ihre eignen Gesezze mitbringen, welche den Gesezzen des Landes entgegenstreiten.

Aber Ländern, wo sie schon existiren, gereicht es zum wahren Vortheil, wenn man sie begünstiget. Ich weis, daß dies manchem paradox scheinen wird. Allein es kommt alles auf die richtige Bestimmung des Begriffes an, was unter Begünstigung verstanden werde. — Begünstigung soll — nicht Vorzug — nur Genuß eben der Rechte und Freyheiten des Staates seyn, deren sich die übrigen Bürger erfreuen. — Begünstigung der schon existirenden Juden ist also lediglich Einsezzung in die Rechte, die jedem Bürger als Bürger des Staats gebühren. Da die Juden einmal im Lande und folglich auch

Bür-

Bürger waren, Bürgerpflichten hatten, Bürgerbeschwerden trugen, so war es nicht nur billig, sondern auch nothwendig, daß sie Bürgernuzzen und Bürgerfreiheiten genossen; daß zwischen Jud und Christ, blos weil er Jud' und Christ ist, kein anderer Unterscheid zugelassen würde, als, den die größere Nuzbarkeit des einen oder des andern von selbst bestimmt; daß der Staat so viel als möglich eine Horde — abgewürdigter Vagabunden — zu nüzlichen Gliedern seines Körpers machte, ihr Interesse näher an das allgemeine des Staates knüpfte, und die Tausende izt auf Schleichwegen kriechende Unglükliche einst — als rechtschaffene, würdige Männer — wie jeder andre Unterthan der Nation, — ihr Scherflein zum wahren Glükke des Staates beitragen lehrte. —

Sie wissen, mein Bester, daß ich den rechtschafnen Mann, er mag Moses oder Johann heißen, gleich hochschäzze. Sie werden mir also nicht nebenseitige Absichten zuschreiben, wenn ich hier noch einige Anmerkungen beisezze.

Der Staat, wo gar keine Juden sind, ist in meine Augen allemal besser daran, als der wo sie sind. Aber sind sie einmal da, so würd' es Grausamkeit heißen, sie von sich zu stossen; — und Saumseligkeit, Nichtachtung des allgemeinen Besten würd es auch auf der andern Seite seyn, wenn man nicht streben wollte, dieses Uebel so viel wie möglich zu einem wahren Gute umzuändern.

dern. Man kan daher einem Volke, das so viele Schiksale, so vieles Elend erlebt, nie genug Aufmerksamkeit widmen, wenn man es nicht nur selbst glüklich, sondern auch die Nation, bei der es aufgenommen ist, durch dasselbe nicht unglüklich machen will. Und ich glaube, der Weg, diesem verachteten Volke das Gefühl nach Ehre und Rechtschaffenheit nicht nur allgemeiner sondern auch ausschlüssungsweise vor allen übrigen Vorzügen — anlokkend zu machen, ist der erste, der wichtigste Schritt, dieses Volk wieder zu reformiren.

Noch eh der Kaiser seine Verordnung über die Juden kund machte, wurd verschiedentlich über sie geschrieben. Die Prager waren die ersten, die in unsern Zeiten dieses Volk vertraten, — aber auch wieder hinterher an den Galgen sophistisirten. Bei den herrschenden Vorurtheilen der Böhmen wider die Juden war es allerdings ein Wagestük, daß Hofmann, ein junger hofnungsvoller Kopf unsrer Nation — ihr Vertreter ward. Man sieht freilich, daß er nur für Agnesen und Beaten und ihnen ähnliche — Bigotten schrieb, — aber immer Verdienst genug, daß er dieses that. Zu eben der Zeit, als Dohm in Berlin an seinem Werkchen „ über die bürgerliche Verbesserung der Juden “ arbeitete, trat Keppler in Wien mit einer Brochüre zum Vortheile der Juden hervor, die eben die Grundsäzze enthält, welche Dohm vortrug, Dohm und Keppler kannten einander wahrlich nicht;

und

und es freut mich, daß ein junger angehender Schriftsteller in Wien eben so über diesen Gegenstand dachte, wie unser Freund Dohm in Berlin. Dohm hat zwar den unendlichen Vorzug, daß seine Säzze mit vieler Philosophie, vieler Staats-und Geschichtskunde — kurz mit vieler am rechten Orte angebrachten Gelehrsamkeit ausgeschmükt sind; aber die Säzze selbst — sind doch keine andre, als die des Wieners.

Noch haben manche, — zum Beispiel, auch Rautenstrauch — ihr Scherflein bei diesen Auftritten abgeliefert; aber es sind kleinigkeiten, die kaum der Mühe lohnen, gelesen zu werden. — Alle aber zusammen, selbst Dohm nicht ausgenommen, haben uns weiter nichts erwiesen, als daß es unbillig sey, die Juden dort, wo man sie aufgenommen hat, zu drükken. Den wahren Gesichtspunkt, wie der Staat mit ihnen — auch von der politischen Seite verfahren sollte, hat keiner berührt, so sehr sie sich auch auf ihren moralischen Stekkenpferdchen müde getummelt haben. — Sie werden mir daher erlauben, daß ich es versuche, darüber — freilich nur einen Wink zu geben.

Der Jud' und seine Angehörigen darf nach seinem Gesezze keine Verbindungen oder vielmehr Vermischung mit fremden Nationen eingehen. Seine Töchter, seine Söhne sinds allein, unter denen sie statt haben können. Die Gesellschaft der Juden macht also eine im Staate von der übrigen Gesellschaft abgesonderte Masse von Bür-

gern

gern aus, die ihre eigenen Gesezze hat, und genau beobachtet. Es ist also ein kleinerer Staat in einem größeren, der aber — welches eben seine Schädlichkeit Gefährlich machen kann, — im ganzen grössern Staate vertheilet ist. Nun lassen Sie mich einen Blik auf das Eigenthum des Juden werfen. Das Geld, welches der Jud' erhält, ist von der Stunde, da es in seinen Kreis kömmt, — dem Kreislaufe im Staate entrissen; es wandert von Judenhand zu Judenhand fort, ohne daß es durch Verbindungen, durch Erbschaften, oder andre Erwerbe wieder in die Hände des größern Staates zurükflöße. Dieses Geld (ich verstehe darunter den reinen Gewinnst des Juden, den er als Vorrath bei Seite legt) ist in allem Betracht, — in Beziehung des ganzen Staates — ein todtes Kapital, weil nie der Staat, sondern nur ein einzelner Stand desselben, — nur der Jude dessen Dasein geniessen kann. Es verhält sich mit dem Gelde, welches der Jüdengemeine gehört, gerade, so wie mit dem Gelde jedes einzelnen Mönchsorden. Wahr ist es, die Masse des Geldes bleibt immer im Staate, mag es der Orden oder tausend einzelne Bürger besizzen. Aber der Nuzzen, den diese Masse, wenn sie im gehörigen Kreislaufe erhalten würde, dem Staate selbst und jedem seiner Bürger insbesondre wieder verschaffen könnte, ist nicht so ergiebig; weil die Schäzze an den Orten, wo nur vom Staate genommen,

nie

nie aber ihm im gleichen Maße wieder gegeben wird, — fruchtlos für das Ganze gehäufet sind. — So ist's auch mit den Juden. Da ihre Gesezze sie verbinden, eine abgesonderte Gesellschaft vorzustellen, so empfängt der Jude vom Staate durch jeden Gewinn, aber er giebt diesen Gewinn nie dem Staate zurük, er giebt ihn der Gesellschaft, zu der er gehört.

Ja, wird man sagen, der Jud' ist ein Glied des Staats, und es ist einerlei, ob der rechte oder linke Fuß den Schuh trägt. Das sag ich auch, wenn nur beide Füße gemeinschaftlich den Körper tragen. — Hier aber dreht sich der Fall um. Es ist nicht vom Körpertragen selbst die Rede; die Rede ist, ob das Geld des Staats in den Händen einer abgesonderten Gesellschaft eben den Nuzzen stifte, als in den Händen der allgemeinen Gesellschaft, worin keiner von dem Antheile ausgeschlossen ist, den er erwerben kann? So wie der Mönchsreichthum bloß deshalb dem Lande schädlich ist, — weil der Mönchsstand ein sich von der übrigen Gesellschaft ausschließender Stand ist, so ists auch mit dem Judenreichthum, weil die Judengemeinden auch eine abgesonderte Gesellschaft vorstellen.

Sezzen Sie den Fall, daß 30000 Juden im Staate sind, welche bloß unter sich allein Verbindungen zulassen können; sezzen Sie, daß jeder derselben nur 200 Gulden reines Vermögen besizzet. Dies macht eine Summe von Sechs Millionen, welche stets nur unter ihnen cirkuliren, und nie zu dem Staat, in dem sie leben, zurükkeh-

kehren wird. — Böhmen hat diese Anzahl Juden nach der geringsten Berechnung; es hat aber auch 2,500000 Einwohner dagegen, welche den Umlauf dieser sechs Millionen vermissen. Ich weis nicht, ob man noch anstehen kann, zu bekennen, daß das Geld, sobald es in die Judengemeinde eintritt, — so gut für den Staat todt daliegt, als wenn es in die Hände unsrer Ehrwürdigen Herrn mit Kutt und Kapuzze fällt.

Aber wozu diese Bemerkung? — Das sollen Sie gleich hören.

Der Staat hat also darauf zu sehen, daß dieses dem Juden zugefallene Vermögen so viel als möglich — zum allgemeinen Besten wieder verwendet werde. Nie ist es gut, wenn der Jud viel baares Geld hat; es ist besser für den Staat, wenn er viel Geldeswerths besizzet; er wird daher zu Pachtungen, zu Manufakturen, Fabriken und dergleichen, aufgemuntert, wird angelokket werden müssen, das Geld in Häuser, Güter, Grundstükke zu verwenden. Dadurch kömmt das Geld aus todten Händen wieder in den Umlauf zurük, und dem Staat kann es gleich viel seyn, ob der Jud' oder der Christ diesen Pallast, oder Garten bewohnt.

Eben so aufmerksam wird der Staat auf ihre Heyrathen seyn. Er wird es nicht zulassen, daß sich ein Mädchen auswärts verheyrathe, so wenig als ers dem Judenjünglinge selbst erlaubt. Die Ursache liegt am Tage. Um arme Mädchen reist kein Hamburger Jude nach Prag; und die reichen —

können unsre Juden selbst heyrathen, da sie die armen auch versorgen müssen.

Die Vorsicht, das Geld im Staate zu erhalten, wird den Staat gleichfalls verbinden, jede Emigrirung einzelner Juden, oder ganzer Familien auf das schärfeste zu verbieten. Es ist undankbar gegen den Staat gehandelt, Reichthümer, die man hier gesammelt, bey Fremden dann in Ruhe zu verzehren. Hat der Staat den Fleiß mit Ueberfluß belohnet, so wird er auch diesem Ueberfluß einen ruhigen Genuß in seinem Schooße gönnen. Was will der Emigrant weiter?

Es ist daher billig, daß der Jud' eben so gut fassionirt, eben so gut konskribirt wird, wie der Christ. Er muß ohne alle Ausnahme ganz den über beydes bestehenden Gesezzen wie jeder Unterthan unterworfen seyn. Es ist unbillig, daß der kleinere Theil der Einwohner von Verbindlichkeiten befreyt seyn soll, die den grössern verbinden. Die Judenkonskription, ausserdem, daß man die zu Kriegsdiensten taugliche kennen lernt, welche so wie Bürgerssöhne der Christen, einzeln unter die Regimenter vertheilet werden können, um nach und nach diese furchtsame Nation wieder mit Herzhaftigkeit zu beseelen, — dient auch dazu, ein genaues Roster über die Eingebohrnen zu halten, und zu verhüten, daß sich nicht jeder Judenfremdling ohne Konsens des Fürsten in der Gemeinde niederläßt. Es ist nicht vortheilhaft, fremde Juden ohne Unterschied anzulocken, und aufzunehmen; wenn es gleich

vor-

vortheilhaft ist, die schon aufgenommenen zu schüzzen. — Die Fassionirung hingegen wird den Staat in den Stand sezzen, Uebersicht über das Vermögen der Juden nehmen und dasselbe so lenken zu können, wie es der Privatnuzzen der Juden, vereinbart mit dem allgemeinen des Staates, zu fordern scheint. —

Doch hab ich heute schon so viel von den Juden geschwazt. Verzeihn Sie mirs, bester Freund! Will auch kein Wörtchen mehr davon erwähnen.

Dreyßigster Brief.

Das Toleranzpatent für die Nichtkatholiken war lange schon der Wunsch der aufgeklärteren Vernunft; allein es waren einst Zeiten, worinn die Eminenzen mit aller nur möglichen Sykophantenlist wider diese so billige Verfügung zu miniren wußten. Zwar wenn Luther und Kalvin diese Herren hätten fragen sollen: meine Lieben, warum sprüht ihr Feuer und Flammen wider uns? — ich verwette alles darauf, sie hätten keine Ursache aufzufinden gewußt. — Ist es nicht wirklich betrübt, daß blinder Religionshaß — die brüderliche Liebe des Menschengeschlechts so oft zerstörte, und uns zu Ungerechtigkeiten hinriß, über die — der Menschenfreund erröthen muß.

Doch irren Sie sich in Ihrem Urtheile nicht. Glauben Sie nicht, daß wir den verfolgten,

der das Pater noster anders betete, als wir. Unsre Aufführung und unsre Denkungsart waren sehr unterschieden. — Unsre Kontroversisten und unsre Mönche, so wie fast alles, was nur die Tonsur hatte, sah es als eine wichtige theologische Thesin an, zu beweisen, daß Niemand als der Katholik ins Himmelreich eingehen könne, die ganze übrige Menschheit aber ein wohlgemästeter Braten für den Lucifer und Kollegen sey. Diese Narrheit wurd aber nicht blos auf unsern Universitäten — sie wurd auch auf den protestantischen gelehrt. Thaten dies Ihre Herren Theologen aus Ueberzeugung, oder thaten sie es, um Wurst wieder Wurst zu spielen? Daß man bey Ihnen noch vor sehr kurzer Zeit darüber zweifelhaft war, beweiset die lermende Fehde, in welche der vortreffliche Eberhard durch seine Apologie des Sokrates — das Meisterstück des leztern Viertheils unsers Jahrhunderts verwickelt ward. Göz — der Papst Hamoniens wie Lessing ihn nennt, — dieser Mann, der auf seinem Hamburger Dreyfuß sich mit Gewalt zum Würgengel der gesunden Vernunft und des Menschenverstandes, wie Merz in Augspurg — und die Patrizier in der bischöflichen Kuhr zu Wien aufwarf, — Göz strich seinen Wanst, langte um seinen Kragen, und donnerte wider die armen Heiden los, die wahrlich ehrlichere Kerls waren, als er; denn sie assen und tranken, und schliefen, und zeugten Kinder wie der Herr Hauptpastor Göze, aber sie überliessen es

dem

dem ewigen Richter dort oben, zu entscheiden, welche er aufnehmen wolle oder nicht.

Sie würden uns wahrlich unrecht thun, wenn Sie dächten — wir, als Volk betrachtet, hätten wirklich — Intolerantismus geathmet. — Bedauert haben wir zwar den Protestant, daß er verdammt werden sollte, — aber wir liessen ihn ruhig unter uns leben, liebten ihn, wie unsers Gleichen; und kein Protestant wird sagen können, — daß wir ihn mishandelten, so lang er nur den Katholik in seinen Religionsceremonien unbewizzelt ließ. Freylich gab es viele von Ihnen, die, wer weis was für Weisheit auszukramen dachten, wenn sie über irgend ein Lorettokappel, oder einen Bauchgürtel eines Heiligen spötteln konnten; es kann aber auch unserm Volke zu keinem Vorwurfe gereichen, wenn es dann über solche Spötter mit geballter Faust herfuhr. Warum schwiegen sie nicht, und arbeiteten, und schmausten dafür wie wir!

Ueberhaupt kann ich Sie versichern, so wenig wir auch über Toleranz schrieben, so wenig wir selbst das Wort — kannten, — so stark übten wir sie doch wirklich aus. Die Versuche, welche der Hof zu Bekehrung seiner eigenen abgefallenen Unterthanen anwandte, und die Gesezze, welche den Nichtkatholiken von gewissen Aemtern ausschlossen, waren Versuche und Gesezze, die man solchen Zeiten, wie diese waren, nicht verübeln kann. — Ungerechtigkeiten, einige widerliche Auftritte in Ungarn ausgenommen, wo Bigotterie noch bis diese

Stunde mit aller ihrer Gewaltsamkeit herrscht, und wohin sie sich geflüchtet zu haben scheint, nachdem sie aus allen unsern Provinzen verscheucht worden, — wurden nie ausgeübt. Man freute sich zwar herzlich, wenn irgend ein Protestant zu uns flüchtete, und den lieben Doktor Luther verauktionirte; auch trug der Handel mit diesem Ehrenmanne manchem listigen Kopfe — Vermögen, Ansehn, und — reichliche Versorgung ein. — Aber der, der ihn nicht versteigern wollte, konnte ihn ganz ruhig unter seinen Hausmeubeln stehen lassen. Heute zu Tage aber, ich bin es versichert, ist sein Werth bey uns schon so sehr aus der Mode gekommen, daß man kaum zwo Flaschen Wein dem Besizzer desselben gäbe, wenn er ihn wegwürfe. Die Zeiten werden immer ökonomischer!

Gelermt, geschrien wurd freylich über das Toleranzpatent. Die ungarischen Komitate zeichneten sich vorzüglich mit ihrem Rabulistengeiste aus. — Alle unsre Provinzen, wo die Protestanten nie gesezmässig tolerirt waren, sahen die Nuzbarkeit dieser Verordnung ein, nur allein Ungarn, wo sie nach den Landesgesezzen, nach den besonders errichteten Landespakten nicht geduldet, — nein, mit allen Rechten der übrigen Bürger aufgenommen, bestätiget, — so zu sagen dem ganzen Körper eingeimpfet waren, — nur Ungarn macht Gott weis was für Deduktionen, wodurch es sich dieser heilsamen Verordnung widersezzet. Es ist betrübt, wenn eine Nation, wie die ungarische, die

sonst

sonst so viele eigene Vorzüge hat, gerade dort Unverstand — mit aller nur möglichen Sophisterey zu behaupten sucht, wo das innere Gefühl ihr sagen muß: „ wir haben durch Haß und Verfolgungsgeist die den Protestanten von der ganzen Nation authentisirten Rechte — entrissen; es „ ist billig, daß wir sie ihnen wieder zurückgeben.“

Voltair hat bey Gelegenheit des Mordes des Calais — Europa zuerst in unsern Zeiten auf den Nuzzen der Toleranz aufmerksam gemacht. Auch haben Becher in seinem Werke über die Toleranz, Ulrich in seinen „ Briefen über den „ Religionszustand in den preussischen Staaten, „ Teller in seinen Wörterbuche“ — und so viele andre den Nuzzen derselben deutlich genug bewiesen. In Wien selbst skribelte man vielerley darüber. Wieland, Hilchenbach — foderten mit Wärme ihre Glaubensgenossen zum Danke für diese der Menschheit zugestandene Gerechtigkeit auf. Watteroth analysirte das Toleranzsystem so ziemlich weitläuftig — für eine Zeitbrochüre. Auch Franz Expedit Edler von Schönfeld „ der freyen Künste und Weltweisheit Doktor „ einst an der hohen Schule zu Prag öffentlicher „ und ordentlicher Lehrer der Aesthetik; der K. K. „ Büchercensurkommission Beysizzer, des vermischten Faches Censor; dermalen bey dem uralten Stifte zu Biben Dohmherr und des allzeit„ katholischen Sprengels zu Reichstadt Dechant“ ließ bey „ Johann Ferdinand Edlen von Schön-

„ feld“ (bey Gelegenheit muß ich, um diese Edlen nicht mit dem einst Hebräer gewesenen Edlen von Schönfeld zu verwechseln, erinnern, daß es in der Zeitung schon hinlänglich ausposaunt worden, daß diese Edle Familie aus uralten Zeiten, von Rudolphen glaub ich gar, herstamme) nun dieser Edle Expedit ließ bey dem Edlen Ferdinand auch eine Rede drucken, die er in Böhmen über die Toleranzbefehle hielt. Es ist löblich, daß der Herr Doktor, Domherr und Decham die gläubige Gemeinde selbst von der Kanzel herab ihre Pflichten in diesem Punkte lehrt; aber — so wichtig und neu seine Lehren für die allzeit katholischen Zuhörer in Reichstadt seyn mochten, so finde ich im ganzen gar keine Ursache, warum sie gedruckt worden; es müßte denn seyn, daß der Edle Expedit gleich auf dem schnurrigen Titel habe zu wissen machen wollen: was er einst war, und dermalen ist? Solche Schnörkeleyen sind kindisch, und läßt es eben so lächerlich, als wenn uns der Edle Herr von Schönfeld auch zu wissen gemacht hätte, daß er: einst Prozerus in der dritten, und Diktator in der vierten Schule, u. s. w. gewesen sey.

Ich bin heute aufgelegt noch ein Wörtchen über Toleranz überhaupt zu schwazzen. Toleranz, soll sie wahren Nuzzen bringen, muß auch ihre gehörige Gränzen haben. „Der Staat dulde alle „ Religionen, welche schon im Schwange sind, „ aber er wache, daß keine neue entstehe.“ Ich

habe

habe über diesen Saz schon an einem andern Orte, noch eh das Toleranzpatent publizirt wurde, meine Gedanken eröffnet. Es wird mir erlaubt seyn, mich selbst abzuschreiben.

„ Das Wohl des Staates fordert es vom Für-
„ sten, daß er jedem, der sich in seinen Schuz be-
„ giebt, vollkommene Gewissensfreyheit gewähre.
„ Der Mensch kennt nichts seligers, als diese Frey-
„ heit; und der grösste Menschenfreund wird in
„ seinen Augen ein Tyrann, vor dem er flieht,
„ wenn er ihn in dieser Freyheit zu stören sucht;
„ und der Fürst, der noch so wenige Vorzüge hat,
„ wird von ihnen allen geliebt, wenn er ihre Re-
„ ligionsübung unangetastet läßt. Man hat kleine
„ Staaten zu hunderttausenden bevölkern gesehn,
„ weil ihre Nachbaren ihre besten Bürger der Re-
„ ligion wegen auf das Rad flochten. Warum ei-
„ fert man so stark wider eine lutherische Kirche in
„ einer katholischen Stadt, und oft auch umge-
„ kehrt wider eine katholische in einer lutherischen
„ Stadt, da man doch den Juden Synagogen
„ bauen läßt? Wie? die unsern Religionsstifter an
„ das Kreuz schlugen, sollen den Vorzug vor jenen
„ haben, die alle an den Gekreuzigten glauben? Ich
„ verwerfe die Synagogen der Juden nicht, selbst
„ die Moscheen der Türken würd ich nicht verwer-
„ fen, wenn es deren in christlichen Ländern gäbe.
„ — Aber ich kann meine Verwunderung nicht ver-
„ gen, daß man Christen bey Christen nicht eben
„ den Vorzug gestattet. Kein Einwurf besteht mit

„ Gründen, den man dawider machen kann. Seht „ in jene Länder, wo diese Duldung eingeführet „ ist; — es sind Bürger darinn so rechtschaffen, „ Christen, so fromm, wie immer in einem Lande, „ wo man nur einerley Gottesdienst öffent„ lich erlaubt.

„ Aber diese Toleranz hat ihre Schranken. „ Man gestatte nicht, daß eine Sekte von der an„ dern Proselyten mache, so wenig es mit der Po„ litik übereinstimmt, daß man in seinem Staate „ neue Religionen aufkeimen lasse. Aus diesem „ Gesichtspunkte betrachtet, kann ich die Nerone, „ die Diokletiane, und alle römische Verfolger „ der christlichen Religion nicht verdammen, weil „ sie zu verhindern suchten, daß durch die Einfüh„ rung dieser neuen Religion keine Unordnung in „ ihrem Reiche entstehen möge. — Daß Huß, Lu„ ther, Calvin und ihre Anhänger von katho„ lischen Fürsten verfolgt wurden, daß man sie zu „ unterdrücken bemühet war, war in den Zeiten, „ wo nur eine christliche Religion herrschte, nach „ den Grundsäzzen der Politik recht, war so gar „ nothwendig, so wie man heut zu Tage in jedem „ christlichen Staate, von welcher Konfession „ er auch seyn mag, jeden neuen Reformator, „ der eine der üblichen ganz entgegen ge„ sezte Religion lehren wollte, mit Recht als ei„ nen Tolldreisten, zwar nicht verbrennen, aber „ doch gewiß in das Zuchthaus sperren würde. „ Die Toleranz muß nur dem Bürger seine Reli„ gion

„ gion frey zu üben erlauben, aber keinem neuen
„ Sektirer Vorschub leisten. Warum? — Jede
„ Religionsveränderung hat traurige Folgen nach
„ sich gezogen; Zertrümmerung der Staaten, bür-
„ gerliche Kriege, und Auswanderungen. Ist es
„ also unbillig, daß der Fürst mit aller Gewalt
„ diesen Uebeln vorbeugt, da es durch die Erfah-
„ rung bestätiget ist, daß das lüderliche Gesindel,
„ Leute, die dem Müssiggange nachgehen, und Miß-
„ vergnügte, die zu allen Unternehmungen bereit
„ sind, sich zuerst an die Religionsstifter hiengen,
„ und Ausschweifungen begiengen, die ohne Schau-
„ dern kaum gedacht werden können? — "

Wo diese schönen Sächelchen von mir stehn, fragen Sie mich? — Freund, aufrichtig, in einem Bändchen Makulatur, worinn — wenig — Besseres, als dieses hier steht. — Ich will also lieber ganz davon schweigen.

Ein und dreyßigster Brief.

Worüber viele aus unserm Haufen den gewaltigsten Lerm anstimmen, sind die grossen Reduktionen der Staatsbedienten und Pensionen. —

Ich will das Geschrey dererjenigen, die es betraf, hier nicht wiederholen. Sie können sich solches von selbst vorstellen, wenn sie bedenken, daß es jedem hart falle, die Revenüen, von welchen er zeither lebte, mit einemmale zu verlieren. — Ich will dafür

lieber

lieber meine Gedanken über die Nothwendigkeit dieser Reduktionen herfezzen.

Die verstorbene Kaiserinn konnte unmöglich — selbst dem dreistesten Supplikanten etwas versagen. Sie wünschte, alle glücklich zu machen, — und that es. Sie hatte die Anzahl der Dikasterianten bey jeder Stelle lediglich in der Absicht vermehret, um recht vielen Versorgung geben zu können. Mit Vergnügen ergrif sie jede Gelegenheit, sogar ganz neue Stellen aufzurichten; ihr großmüthiges Herz fühlte darinn die größte Wollust, im Voraus zu berechnen, wie vielen sie dadurch Hilfe leisten könnte. Sie verdient auf alle Fälle für diese Güte ihres Herzens den lebhaftesten Dank ihrer und unsrer Zeitgenossen. Allein es wird dem Patriot wohl nicht zum Hochverrathe angerechnet werden, wenn er öffentlich gesteht, daß diese Güte zwar ihrem menschenfreundlichen Herzen Ehre, dem Staate aber wirklichen Schaden brachte. Die zuvoreilende Güte der Monarchinn — die so bekannt war, diente so manchem Dreisten zur Aufmunterung, sie zu überlaufen, und Wohlthaten von ihr zu erschleichen. Es war nicht anders möglich, als daß bey solchen Wohlthaten der Dreistere sehr oft dem Würdigeren den Vorrang ablief. Die Monarchin wollte das Talent allein belohnen, und belohnte oft nur die Maske desselben. So wurden denn nun die Kanzeleyen oft mit Männerchen und Püppchen besezzet, die zwar allen Hofschürzen zu hofiren wußten, vom Gange der Geschäfte aber nicht das geringste verstunden. — Die Menge der

unbrauchbaren Mitglieder solcher Männer, die die Geschäfte öffentlicher Stellen versehen sollten, war also der erste Schade

Der zweyte, der verbreitete Müssiggang, der sich in so viele Kanzleyen einschlich. Die Geschäfte, die vormals von der Halbscheid der Hände pünktlich und genau berichtiget wurden, — waren izt unter so viel mehrere vertheilet. Es war die natürlichste Folge, daß, je gemächlicher man dem einzelnen Geschäftträger seine Arbeit machte, er dadurch immer noch gemächlicher wurde, und nun aus Liebe zum Müssiggang gar nichts thun wollte, auch gar nichts thun konnte, weil der Titel nicht auch die Geschicklichkeit zum Amte zu gewähren pflegt.

Der dritte wesentliche Schade war, daß die Verdienstvolleren selbst endlich lässig wurden, weil sie sahen, daß jedes Bürschchen — mit oder ohne Kopf, wenn es nur Unverschämtheit genug besaß, sich von der untersten Thürhüterin des Hofs bis zu irgend einer geheimen Hofvorleserin durch tausenderley Kunstgriffe hinauf zu schmeicheln, — ihnen vor die Nase hingepflanzt ward.

Durch die Menge der — wirklich unnöthigen Dikasterianten, durch die Menge der Stellen selbst — und da es unmöglich ist, ein so grosses Personale, nur durch Würdige, der Sache Kundige zu besezzen, — auch durch die Nichtkenntniß der Geschäfte — ward die Monarchinn für ihre Güte, und ihre wohlthätige Absicht dadurch sehr undankbar belohnet, daß — die meisten Geschäfte wenigstens, — wie in

einem

einem Meerstrudel herumgeworfen, und nur sehr schneckenartig geendiget wurden. —

Rechnet man zu allen diesen Schädlichkeiten noch die fast um die Hälfte vermehrte Staatsausgaben für Kanzeleybediente hinzu, die so ganz ohne allen Nuzzen hingeopfert wurden, wer wird sodann noch läugnen können, daß die vorgenommene Reduktion, und auch die künftige — nicht höchst nothwendig für den Staat sey? Unter dem Kaiser Karl, da Oesterreich noch so viele Länder mehr besaß, waren sechszig Hofräthe, — izt da wir um so viel weniger haben, — zählen wir über dreyhundert in unsern Ländern. — Das ist auf alle Fälle Verschwendung.

„ Aber es thut doch denen weh, welche das Loos „ der Abdankung trift. " — Ich glaube es. Allein, ich frage: sind unter diesen Reduzirten viele, die wirkliche Verdienste besassen? Befahl der Kaiser nicht, die tauglichen Subjekte unterzubringen, beyzubehalten? — Und der Unwürdige, den weiter nichts als sein Titel kenntbar macht, — genoß er nicht schon bis hieher vom Staate Wohlthaten, die er nicht verdiente? War seine zeitherige Versorgung nicht schon wirklicher — Gewinn? Was will er mehr? Warum ließ er sich seine Berufsgeschäfte nicht angelegen seyn? Warum fand er auch an Redouten, an Komödien, an Bachanalien mehr Behagen, als an seinen Geschäften? Und dieser Schwächling sträubt sich noch, aus dem Kreise der Würdigeren abzutreten, die dem Staate

dienten,

dienten, da er nur seinem Unterleibe gedienet hatte? —

Mit den Pensionen scheint es wenig anders zu seyn. Wahr ist es, der Kammerbeutel der Monarchinn unterstüzte manchen Würdigen. — Aber verlohr dieser wahre Würdige diese Unterstüzzung? — Freylich war nicht jeder Name, der auf der Liste der Pensionisten stand — nur der Name irgend eines Bürgers, der dem Staate wirkliche Dienste geleistet hatte. Es ist das Loos der gütigsten Regenten, daß sie am meisten durch Heuchler überlistet werden. — Auch die Monarchinn ward es. Leute, die weiter kein Verdienst hatten, als daß ihre Schwester bey irgend einem Hoffräulein Kammerjungfer war; oder irgend um ein Stubenmädchen aus der Frauenburg liebelten; oder einige Tage in der Schloßkapelle die Frühmesse unter allerley Tartüfgesichtern anhörten; oder sonst eine glükliche Stunde abwarteten, worinn sie der Monarchinn Thränen vorlügen konnten, um sie zu Gnadengehalten zu bewegen, weil sie nicht arbeiten wollten; oder das wichtige Verdienst hatten, daß sie auch nur weitschichtige Vettern, oder Nichten von Hofonkeln und Hoftanten waren, — und solcher Leute mehrere, hatten das Glük, in der Reihe solcher Männer dazustehn, die ihr Leben dem Staate ganz aufgeopfert hatten. Dies war der Schwarm der Unwürdigen, die jeden Pfennig Pension nicht anders, als mit Gewissensbissen verzehren konnten. Aber fühlten sie auch Gewissensbisse? — O! diese Schurken schlenderten, froh ih-

res unverdienten Schuzzes, von Bordell zu Bordell herum, und lieſſen ſichs wohl ſchmecken, wenn tauſend Dürftige neben ihnen vor Hunger verſchmachteten.

Nun iſt noch die Klaſſe der reichen, der begüterten Penſioniſten. — Ich werde über dieſe nichts zu ſagen haben, da ſie's ſelbſt nach der Hand bekannten, daß ſie dieſe Gnade nur darum annahmen, um die Monarchinn durch Ablehnung derſelben nicht zu kränken, wenn ſie ihnen ſolche antrug. Es war zum Erſtaunen, manche Excellenz — Dame oder Herr gleichviel, — die ſelbſt 20, 30, und mehrere tauſend Gulden jährlicher Revenüen von ihren Gütern zog, noch 5, 6, 10, und mehrere tauſend an Penſion ziehen zu ſehn. Wahr iſts, ſie hatten dem Staate doch — meiſtens — vorher Dienſte geleiſtet. — Aber wurden ſie nicht auch dafür beſoldet? Wenn nun der Adel, nur des Geldes, — nicht vorzüglich der Ehre wegen ſich dem Dienſte des Staates widmet, welchen Unterſchied giebts denn zwiſchen dem reichen, adelichen und dürftigen Bürgersſohn? — Wird der Kavalier in dieſem Falle nicht auch zum Miethlinge, wie jeder andre, der nur des Lohnes wegen — zur Arbeit greift? —

Ueberrechnet man aber alle die Summen, welche das überflüſſige Perſonale, und der ungeheure Anwuchs der Penſionen foderte, wie? wird man es wohl verſchweigen können, daß es heilſam war, beyden Schranken zu ſezzen? Unſre Länder tragen dem Fürſten ungeheure Summen; es iſt wahr. Aber

warum

warum war unser Schaz immer erschöpft? warum unser Staat immer mit Schulden belastet? Unter vielen andern Zufälligkeiten waren diese beyden Quellen gewiß mit die ergiebigsten, durch welche der Schaz des Fürsten verschlungen, die Staatsschulden gehäufet, wenigstens nicht so schnell getilget wurden, als sie es hätten werden können. Man sezt dem einzelnen Kavalier einen Sequester, wenn er mehr verthut als einnimmt, sey es auch, daß er alles blos an Dürftige verschenkt. Und der Fürst sollte nicht das Recht haben, der Sequester seines eigenen Staates zu seyn, um die so nöthige Bilanz der Einnahme und Ausgabe wieder herzustellen? Sollte nicht das Recht haben, einiger wenigen wegen, die allenfalls dabey leiden könnten, — dem Ganzen aufzuhelfen? — Es ist freylich für den grossen Menschenfreund betrübt, wenn er seine Plane in Zeiten ausführen muß, die unmittelbar auf solche folgen, wo nicht belohnt — sondern verschenkt ward.

Ihr mürrischen Köpfe, die ihr darüber Runzeln zieht, seht in andre Länder, und ihr werdet keine Ursache mehr zu murren haben. Ueberall sind der Dikasterianten weniger, überall werden diese wenigeren auch noch schlechter besoldet, überall sind der Pensionsfälle weniger, als bey uns; und doch arbeiten diese wenigen mit rastlosem Eifer; und doch sammeln sie sich ihres geringern Gehaltes ungeachtet einen Vorrath auf die Zukunft. Gliechet ihr der Ameise, die im Sommer sammelt, damit

sie im Winter zu leben habe, so wäret ihr der traurigen Lage entrissen, im Alter ohne Pension zu verhungern. Aber eben die Hoffnung auf die Ausflüsse des Kammerbeutels machte euch schweigen; verleitete euch, für die Zukunft nicht zu sorgen, und statt, daß diese Hoffnung euren Fleiß hätte ermuntern sollen, riß sie euch vielmehr zu einer Gleichgültigkeit hin, die euch der Ahndung würdig macht. — Wie viele liessen sich nicht in der Blüthe ihrer Jahre in den Pensionsstand versezzen, weil sie Gelegenheit fanden, durch einen unterthänigen Handkuß, den sie irgend einer bedeutenden Hofzofe machten, — die zu gütige Monarchinn darzu zu bereden. Habt ihr, da ihr arbeiten konntet, lieber müssig gehn wollen; — so hungert izt; denn eure Verdienste langen in diesem Falle nicht weiter. —

So geht es, Freund, sobald der Undankbare, das Nichtverdienst — eine Wohlthat erhält, sobald glaubt es sich auch schon berechtiget, solche fordern zu dürfen, und lärmt, wenn sie ihm versagt wird. Allein es berechnet nie, daß tausend Würdigere da sind, für die eigentlich der Genuß der Wohlthaten vom Staate bestimmt ist. Der Fürst, so gerecht, so menschenliebend seine Absichten bey solchen Verfügungen auch immer sind, muß in solchen Fällen auf den Dank seiner Nation Verzicht thun, und es den Enkeln seiner Zeitgenossen überlassen, den ganzen Plan — mit dankbarem Herzen zu segnen!

Zwey und dreyßigster Brief.

Wir gehören nicht zu den Franzosen, die im Enthusiasmus ihre Könige anbeten und — ermorden. Wir haben Phlegma genug, unsern Weg fortzutraben, ohne viel in Hizze zu gerathen. Und hierin liegt wohl auch der Grund, warum wir bey allem was geschieht, wenn es nur unserm Bauche den Krieg nicht ankündiget, so ziemlich gelassen sind. Wir sind wahre Orgone wie sie Gellert schilderte. Daher kommt es auch, daß wir selten das Grosse unter uns selbsten aufsuchen, bewundern, und ihm nachzustreben trachten. Soll ich's Ihnen gestehen, so ist dies gerade der Fall mit unserm Kaiser. Wir wissen zwar, daß er ein guter Fürst, ein Menschenfreund ist, der gern das ganze Menschengeschlecht dauerhaft glüklich machen wollte, — wir lieben ihn auch, schäzzen ihn, — aber wir überlassen das Anstaunen, das Bewundern seiner Grösse, seiner Vorzüge unsern Nachbarn. — Allein sehn Sie nur die wunderliche Mischung unsers Karakters. — So gleichgültig wir auch dem Fremden zu seyn scheinen, so selten wir auch: unser Kaiser! im Munde führen; — versuch es einmal der Brandeburger, der ausser seinem Könige sonst nichts Grosses in der Welt zu finden glaubt, er versuch es einmal, diese anscheinende Gleichgültigkeit gegen unsern Fürsten zu prüfen, und er wird erstaunen, wie lebhaft der Wiener

ihm unter das Gesicht treten, und seine Lektion herablesen wird.

Es ist gemeiniglich das Schikſal wahrer Grösse, daß sie mehr bey der Nachwelt glänzet, als bey den Zeitgenossen selbst. Wahrer Grösse sage ich. Der Flitter glänzt gleich, sobald man ihn aushängt, aber die Witterung überzieht ihn auch bald mit Rost. So wird der Eroberer bey seinem ersten Schritt sogleich mit lauten Päanen empfangen, über den vielleicht die Nachwelt — nur Thränen vergiesset; so wird der Menschenfreund, dessen Herz von Wohlwollen, von Güte überströmt, — von ganzen Nationen gepriesen; und oft segnet die Nachwelt nur sein Herz, und wünscht, daß es doch auch wahre Stärke besessen hätte, das Gute für diese Nationen dauerhaft zu machen.

Unser Kaiser befindet sich gerade in diesem Falle. — In sich selbst zurückgezogen überläßt er sich ganz dem einzigen grossen Gedanken: sein Volk glüklich zu machen. Schwächlinge, die das Glük des Volkes nach den Millionen berechnen, welche der Regent verschenkt oder verpraßt, oder sonst aufs Gerathewohl — izt dem Fleisse, izt dem Müssiggange — zum Lohne hinwirft, solche Schwächlinge werden freylich die Nase immer zu rümpfen wissen; aber sie sind auch nicht die Köpfe, auf deren Urtheil es ankömmt.

Es giebt der Wege zweene, auf denen der Regent sein Volk zum Tempel des Glükkes führen kann; — aber unter diesen zweenen, ist's nur Einer,

ner, der dem Volke dauerhaftes Glük gewähret. — Sie erlauben mir doch, mein Bester, daß ich Ihnen darüber meine Grillen mittheile? —

Der Fürst, liebt er sein Volk, — und welcher sollt' es nicht, da es ihm selbst so viele Liebe bezeiget, — wird kein Mittel versäumen, dasselbe glüklich zu machen. Aber in dem Begriffe, was das Glük des Volks eigentlich sey, kann er sich oft trügen, und ihm statt des wahren — nur Flitterglük darbieten. Wenn der Fürst die Seinen schon glüklich gemacht zu haben glaubt, wenn nur Heiterkeit und Wohlleben in ihrem Kreise herrschen, wenn Ueberfluß und Reichthümer jeden segnen, — so greift er nach einer Seifenblase, die zwar mit schönen Farben spielt, aber von dem gelindesten Hauche jedes Zephirs zerstört wird. Soll dies wahres Glük der Nationen seyn, so gesteh ich, — niemand hat es je in vollerem Maasse genossen, als — die Sibariten. — Allein mit dem ächten, dauerhaften Glükke der Nationen verhält es sich eben so, wie mit dem Glükke des einzelnen Privatmannes. Wir wissen den Streit, den die Akademien der Griechen über den Begriff des Glükkes Jahrhunderte hindurch führten. Hätte derselbe auch sonst weiter nichts genüzzet, so bewirkte er doch wenigstens so viel, daß man einsehen lernte, das wahre Glük beruhe nicht blos auf dem äusserlichen Schimmer, sondern auf Gütern, die durch keinen Unfall — der Seele entrissen werden können, auf Tugend, Rechtschaffenheit, Mässigung,

Fleiß, Thätigkeit und Industrie. Ein Fürst also, der seinem Volke Industrie, Thätigkeit, Fleiß, Mässigung, Rechtschaffenheit und Tugend einimpfet, der ist ein Menschenfreund, der mit Schöpferhänden das wahre Glük seines Volkes gründet. Der Sauß und Brauß, in welchem so manche des Volkes unter — blos freygebigen Regierungen — dahin leben, ist lange noch kein Merkmal des wahren Glükkes des ganzen Volkes. Wahr ist es, tausend Städter, an Fortunens Busen zu ihren Lieblingen aufgeäzet, — jubiliren; — aber jubilirt auch die grosse Menge, die blos vom Schweisse ihres Angesichts lebet? — Man hat es in den Geschichtbüchern voriger Jahrhunderte gefunden, daß diejenigen Nationen immer am schlimmsten dran waren, bey denen das Jubelgeschrey einiger Schwelger das Aechzen des gemeinen Mannes überstimmte.

Unser Kaiser sah dies ein. Sein Entschluß war, das Volk in sich selbst glüklich zu machen. Er trat daher an die Spizze desselben, und lehrte durch sein eigen Beyspiel all' die — von vorigen Zeiten oft nur als Zaubermysterien angestaunten — Hülfsmittel, sich dieses Glükkes zu versichern. Denn wirklich, Freund, — selbst Oesterreichs geschwornster Feind muß es dem Kaiser zugestehen, daß er im strengsten Verstande der tugendhafteste ohne Kleinfügigkeit, — der arbeitsamste, thätigste und mässigste seines ganzen Volkes ist. Aber was jedem die vollesste Ehrfurcht gegen diesen Monarchen ab-

abzwinget, ist die seltne Eigenschaft, daß er das Gute blos des Guten wegen — und nicht in Hinsicht auf Ehre, auf Dankbarkeit der Nationen liebt. So manche, fast sogar alle Schritte unsers Monarchen werden öffentlich und in der Stille von politischen Murrköpfen, denen es so wohl behagte, ohne des Tages Last zu fühlen, doch des Tages Freuden zu geniessen, — beklafft, bekriddelt, beschnarcht, — und zum Finale mit Jeremiaden über schlechte Zeiten begleitet. — Dies hören, dies wissen, — denn glauben Sie mir, Joseph erfährt alles, — und doch fortfahren, sein Volk zu lieben, und weil er's liebt, aus seiner Blindheit zu reissen, um es aufmerksam auf das, was wahres Glük beschränket, zu machen, — wie? Freund, gehört dazu nicht das erhabenste Herz, die größte Seele, — ein Herz, eine Seele, die sich beyde selbst verläugnen, sich nur mit dem Gedanken: du hast deine Pflicht gethan, — beschäftigen; und den Segen, selbst in den Augenblicken aufs neue ausspenden, in welchen der Blödsichtige über, wer weis, was für fürchterliche Aussichten auf die Zukunft, mit Misvergnügen schreyt. Menschenliebe gegen Dankbare — ist Alltagswerk auch mittelmässiger Köpfe; aber selbst Undankbaren seine Wohlthaten zuwenden, sie zwingen, daß sie sich aus dem Abgrunde herauswinden, — ist das Werk eines Gottes; und dieser sendet nur selten seine Gesalbten mit solchen Herzen unter die Menschen. Joseph gleicht einem Arzte, der den brandigen Theil des Körpers

ablöset, um den Kranken zu retten, mag er auch noch so sehr dawider schreyen und sich winden. Der Kranke geneset, und nun fängt er an, einzusehen, daß der Arzt, der ihm vorher ein Schrecken war, sein Wohlthäter, sein Erretter gewesen. — So wird auch unser Volk, wenn es die Sibaritischen Tage, in welchen es sich von Sinnlichkeit zu Sinnlichkeit hingängelte, vergessen, wenn es sich Fleiß, Mäßigung und Tugend — zum Haupteigenthume gemacht haben wird, — einst das Andenken Josephs segnen, und laut aufrufen: er war mehr als Vater!

Doch, liebster Freund, lassen Sie mich von diesem Punkte abbrechen. Es ist zu undankbar, sich mit den Vorurtheilen des Eigennuzzes herumzubalgen. Jede Neuerung war dem Tadel unterworfen; und diese allein, die dem Müßiggänger zuruft; arbeite — diese sollte keinen Tadel zu befürchten haben? Das wär das größte Wunderwerk, das ich kenne. Wir wollen dafür ruhig abwarten, bis der ganze Plan des menschenfreundlichen Josephs bis auf die kleinste Fuge ausgeführet ist, — und dann wollen wir hintreten zu den Heulenden und Zähnklapperern, und sie fragen: nun, Freunde, wo ist das fürchterliche Phantom, das euch so vielen Kummer verursachte? —

Drey und dreyßigster Brief.

Recht haben Sie allerdings, wenn Sie mir gestehen, daß Ihnen unser Publikum — das widersprechendste von der Welt zu seyn scheint. — Aber auch nur scheint, mein Freund! Im Grunde ist es wahrhaft gut, und bieder. —

Ich habe mir oft das Vergnügen gemacht, einzelne Karakterzüge meiner Landsleute aufzusammeln, und fand fast allezeit, daß sie vor den Augen des Unpartheiischen ohne Schaamröthe bestehen können. Sie werden aus der Folge meiner Briefe sehen, daß diese Bemerkung nicht blosses Kompliment war. —

Ob wir einen eigenen Karakter haben? — Freund, daran zweifle ich sehr. Die Menge der Fremden, die bey uns wohnt, oder uns besucht — aus allen Weltgegenden besucht, ist, so wie die Anzahl unsrer Eingebohrnen, die so gern im Auslande einige Jahre herumflattern, zu groß, als daß wir — wie die Spartaner nur unsre Sitten, unsre Denkungsart unvermischt beybehalten sollten. Leider sind die Deutschen — oben an. Jeder Fremdling darf sicher darauf rechnen, von hundert Schwachköpfen nachgeäffet zu werden, wenn ihn auch Tausend andere belachen sollten. Der Fremde war lange, blos weil er ein Fremder war, für uns ein Mann, der nichts als Schönheiten und kostbare Raritäten mit sich brachte. — Sein Gang,

sein Kleid, seine Manieren waren neu; — Empfehlung genug, dies alles schön zu finden, und als Schönheit nachzukünsteln. — So entstund nach und nach ein Mischmach von Originalität und Kopie! Bey keiner Nation ist man mehr verlegen, diese Linie zwischen beyden zu ziehen, als eben bey unsrer.

Indeß ist Güte des Herzens — der originalste Zug unsrer Einwohner. Freylich ists mehr Temperamentsgüte, als Güte nach Grundsäzzen. Aber ich liebe den Mann ungleich mehr, den schon angebohrne Güte beherrscht, als den, der erst nach Grundsäzzen haschen muß, um gütig zu seyn. Der leztere hingt oft mit seiner Güte hinten nach, wenn der erstere schon lange am Ziele ist!

Ich weis zwar, daß nicht alle Fremde diesen Karakterzug bey uns wahrnehmen! Wir kommen ihnen zu steif, zu gefühllos vor. Und warum? weil wir nicht alle Augenblick vor Empfindeley und Seelendrang zu zerfliessen scheinen. — Lassen Sie mich dieß etwas auseinander sezzen. Ihre Landesleute; die Sachsen; weiter hinauf ins Hannövrische, und in diesem Zirkel herum, wo sie ihre Seele mit Sonnenstrahlen speisen, weil sie der Lekkerbissen für den Magen weniger haben, — sind es von Jugend auf gewohnt, sobald von der Morgenröthe gesprochen; das Mörtchen Menschenliebe erwähnet; eine Rose, ein Veilchen gepflükket wird, — in emphatisches Entzücken auszubrechen; sind es gewohnt, über jedes Grashälmchen,

chen, jedes Säuseln des Zephirs in Wonne zu zerfliessen; Götterlust im kühlen Mondscheine zu athmen; in kleinen Gesellschaften sich oft halbe Nächte über die Busenschleife irgend eines lieben Mädchens zu begeistern; — überall aber, mit dem stärksten Ausbruche von lautschallenden Worten zu schreyen, das entzükt uns, das ist selige Empfindung glüklicher Seelen! u. s. w. Ich weis nicht, ob das nicht fast allezeit Affektation ist; mir wenigstens behagten diese lustigen Seelenpikkeniks sehr wenig, weil ich nicht Natur darin fand, sondern in jedem dieser Empfindler und Empfindlerinnen zu deutlich lesen konnte, daß sie sich dazu zwängen, weil es Mode ist, feines — rosenfarbenes Gefühl zu haben; weil es zu den Attributen der feinern Welt gehörte, über alles in Freudenthränen zu zerfliessen. — Sagen Sie mir aufrichtig, Freund, was soll ich von dem Herzen, noch mehr von dem Kopfe denken, der schon vor Wehmuth schwindlicht wird, wenn der Sturm nur eine Rose zerknikt; oder sein Liebchen eine Steknadel verliert? — Lohnt es sich der Mühe, daß der denkende Kopf sich davon aus seinen Angeln heben läßt? Was wird der Empfindsame thun, wenn er wahres Elend der Menschheit, — irgend einen Unglücklichen im Augenblikke seines Hungertodes, — irgend eine ungerechte Unterdrükkung — erblikket? Hat sein Herz wohl noch Kräfte, diesen Anblik auszuhalten? — Wird es nicht vor Schauder zurükbeben? — Und unthätig bleiben? — Zwar

nach der Hand mit Thränen im Auge über Menschenelend klagen, — aber doch unthätig bleiben? — Sie sehen, Freund, daß all' dieser Empfindler eigener Karakterzug nur schöne Worte — selten grosse, schöne Handlungen sind. —

Wir empfindeln weniger. Wir gehn hundertmal zur Stunde der Morgenröthe in lachenden Fluren, in Rosenalleen, — und bemerken Rosen und Fluren und Morgenröthe kaum Einmal. — All' der Zauber, den dieser Talisman in ähnlichen Fällen über Ihre Herzler (verzeihn Sie mir diesen neugebakkenen Ausdruk) verbreiten würde, liegt vor uns da, und selten, sehr selten denken wir mehr dabey als: Meiner Seele! das ist halt wirklich recht hübsch. Und damit schlendern wir zum Frühstükke fort, lassen es uns schmekken, fühlen uns aufgeheitert, und denken weiter auch nicht mehr daran, woher wir uns so heiter fühlen. Es verhält sich mit dem Vergnügen der Menschen, wie mit der Schönheit. Die Grazien gefallen uns, so lang wir sie im Ganzen vor uns sehen. — Sobald sie aber im anatomischen Saale zergliedert werden, — weg ist das reizbare Gefühl, das wir sonst über ihrem Anblik hatten. — Eben so geht es auch mit dem Vergnügen. Sobald der moralische Prosektor uns das genossene Vergnügen anatomirt, — gähnen wir, — es ekelt uns am Ende. Nur Affectation wird es verhindern, daß wir's nicht gestehen.

Wir genieſſen das Vergnügen; — Sie ſchwazzen davon. — Wir trinken Wein; Sie beſingen ihn. Wir heyrathen unſre ſchönen Mädchen; Sie — petrarchiſiren von ihnen. Wir küſſen den Buſen, der uns gefällt; Sie machen Sinngedichte auf ihn. — Wir werden mit Vergnügen Väter, Sie moraliſiren von dieſem Vergnügen. Wir pflükken die Roſen und Veilchen, und Hyacinthen, — Sie malen ſie u. ſ. w. Welcher von beyden iſt nun der Vernünftigere?

Aber, werden Sie ſagen, das iſt's eben, was uns an Ihnen misfällt; ſie ſind blos Sinn. — Sind ſie's nicht auch? bey all' der überſpannten Empfindeley? — Würden Sie dieſe Luftvergnügungen wohl ſo ſehr lieben, wenn es Sie nicht vergnügte. Und Vergnügen ohne Sinn, iſt, deucht mir — eben ſo paradox, als Tag ohne Sonne. Wenn nun in dem Genuſſe jedes Vergnügens nur Sinnlichkeit zum Grunde liegt, iſt's denn nicht beſſer, die Sache ſelbſt, — als ihr Gemälde zu wählen?

Lachen Sie nicht ſo höniſch, mein Beſter. Misbrauch, Uebergenuß iſt in jedem Falle — bey Ihnen und uns — das Erbtheil der Thoren. Und Sie würden ſehr unrecht an uns handeln, wenn Sie uns — blos zu Sibariten machten. Wahr iſt es, ein Wiener ißt und trinkt mehr, als drey Brandenburger. Aber unſer Körper verträgt es; und das, was bey Ihnen Uebergenuß zu ſeyn

ſcheint,

scheint, ist's bey uns nicht, — es ist alltägliche Portion. Fragen Sie nur irgend einen Ihrer Bekannten, der sich hier aufgehalten; ob es ihm bey uns nicht eben so wohl behagte, als uns selbst; ob er unsre vollen Schüsseln, unsre vollen Gläser nicht eben so allerliebst fand, als wir. Gestehn Sie's nur, daß sie allzusamt Ihren Bauch eben so gut pflegen würden, wenn sie's — könnten. Wir können es; warum sollten wir's nicht?

Fast alle Fremde, die aus Deutschland zu uns kommen, beschuldigen uns der Grobheit; und wir fast alle, denen wir Grobiane scheinen — der Windbeuteley. Welcher von beyden hat nun Recht? — Ich glaube wir. — Sie meine Herren, urtheilen nach unsrer Sprache, und wir nach Ihren Handlungen. Weil wir unsre A, unsre Ei, unsre Au nicht so grammatikalisch rein aussprechen; weil wir keine Verschen aus Dichtern auswendig wissen; weil wir im Basse lachen; weil wir nicht so artig schwäzzeln können, weil wir nur ein Kompliment machen, wo Sie sie Duzzendweis herkrazzen; weil wir von Freundschaft weniger plaudern; weil wir uns am Mondschein, und Nachtigallengesang, und Grillengeklirr, und Wasserfeten, und Pettermännchen, und dergleichen nicht sättigen; — sind wir Babiane, mit denen kein gescheides Wort zu reden ist. Wenn dies Fehler unsers Karakters sind, — so gesteh ich's, daß wir sie haben; und wir haben solcher Fehler

noch

noch mehrere; ohne daß ich meinen Landsleuten deswegen weniger geneigt wäre.

So machen wir zum Beyspiel wenig Umstände, wenn wir in Gesellschaften kommen. Bieder und gutmeynend mit jedem, der da ist, bekümmern wir uns wenig um andre. Jeder überläßt sich dem, was ihm gefällt. Es ist uns gleichviel, ob wir dem Nachbar auf die Zehen treten oder nicht, wir denken kaum darauf, ob's ihm weh gethan haben mag. — Freyheit und Ungezwungenheit ist die Folge dieser Unachtsamkeit.

Der Wiener schwazt wenig von Freundschaft. Und wenn er das Wort ja nennt, so denkt er sich seine Vettern und Basen dabey. Freundschaftsküsse kennt er nicht, — aber Freundschaftshandlungen. Er verspricht keinem seine Hülfe so geschwind; aber wenn er sie verspricht, so hält er sie. — Er lacht über den Geck, der jedem seine Freundschaft aufdringt, und Wunder, wer weis was zu thun glaubt, wenn er nur wacker mit — Herzensfreund, bester Freund u. s. w. herumschwadroniren kann. — Auf den Wiener kann sich sein Freund verlassen; aber auf den leztern? — Ich mag nicht einmal sein Freund heissen. Er denkt sich weniger dabey, als — nichts. —

Der Wiener giebt gern, und giebt viel! Er läßt sich gern im Ueberflusse sehen. Dies erstrekt sich von seinen Bachanalien, bis auf das Almosen. — Ueber das leztere werden Sie wohl stuzzen, und doch ist es wahr. Lassen Sie es immer

seyn, daß unsre Werke der Güte nicht so stark in die Augen fallen; sie geschehen doch. Unsre Beyträge für die Armuth sind die reichlichsten, die gegeben werden können. Schade nur, daß sie unter Disteln und Dornen — oder auf Steinfelsen fallen. Wahr ist es, diese Beyträge könnten besser vertheilet werden. Aber man muß den Religionsbegriff vorausschikken, und dann wird man uns entschuldigen. Die Messen, Klingebeutel, Opferstökke, Kerzenweiber auf der einen — Almosen auf heilige Gräber, neue Monstranzen, Altäre, Meßgewänder, Kirchenreparaturen, auf der andern Seite, und endlich die Beyträge, welche den Bettelmönchen fast alle Augenblikke ertheilet werden, machen im Ganzen eine Summe aus, die erstaunend ist. Schlägt man zu diesen noch das der Armuth wirklich gereichte Almosen hinzu, so muß man gestehen, daß nirgends so viel Almosen gegeben wird, als bey uns. Und es liegt nur an dem richtigen Begriffe des Almosens selbst, daß bey weitem die grössere Summe auf Gegenstände verwendet wird, welche sie nicht nöthig haben. — Demohngeachtet läßt sich die Guthmüthigkeit unsers Volks daraus sehr deutlich abnehmen. —

Man hat uns Vorwürfe gemacht, daß wir nicht gesellschaftlich wären. Was man damit eigentlich sagen wollte, weis ich nicht. Gesellschaftlich, dächt ich, wären wir nur zu stark. Aber wenn man die Foderung macht, daß wir gleich beym ersten Anblik eines Unbekannten — enge Ver-

traulichkeit errichten, daß wir von unserm Sopha aufstehn und an der Hand eines jeden Fremdlings die Stadt durchschlendern sollen, um ihm alle Seltenheiten, alle Unterhaltungen zu zeigen; oder daß wir ihm — wie alten Bekannten unsre Häuser, unsre Tafeln, unsre Unterhaltungen anbieten sollen, — wenn man das fodert, — so fodert man etwas, das wir nie thun werden; und auch Sie nie thun. Zwar Anbieten — ja das werden Sie; aber Sie rechnen darauf, daß man so viele Bescheidenheit haben werde, es nicht anzunehmen. — Wir rechnen auf solche Bescheidenheit nicht; und das ist auch die Ursache, warum wir unsre Gefälligkeiten so wenig anbieten, oder wenn es ja noch geschieht, es mit einer kalten Einladung thun, und es gern sehn, wenn sie angenommen wird. Wahr ist es, der Fremde genießt das Vergnügen bey Ihnen, daß er glaubt, wohin er kommt, stets in einen Zirkel dienstwilliger Freunde zu kommen. Das zudringliche, das jedem Fremdling zuvoreilende Betragen täuscht jeden, der es sieht. Er erstaunt über die Politesse, womit man ihn bewillkommet, allenthalben einführt, Zerstreuung und Unterhaltung zu machen strebt; und es fällt ihm auf, wenn er zu uns kömmt, und dieses alles vermißt. Allein es ist nicht Mangel der Geselligkeit, das uns zu dieser wenigen Zudringlichkeit zu Fremden veranlasset. Wir haben der Bekanntschaften, der Zerstreuungen zu viele, und gerade solche, an denen jeder, er mag aus Ost oder West kommen,

ohne alle Umstände, ohne aufgeführt, ohne vorgestellt zu werden, Antheil nehmen kann. — Man rechnet darauf, daß der Fremde dies alles selbst aufspüren werde; und man unterhält sich oft Monate lang, ohne daß selbst die Eingebohrnen einander kennen. Man frägt nie: mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? — wer ist dieser Fremde? — Mag er seyn, wer er will, er bezahlt, und ist eben, weil er bezahlt, unsers Gleichen. — Bey Ihnen hat der Fremde diesen Vortheil nicht. Fast alle Ihre Unterhaltungen sind in geschlossenen Zirkeln. Der Fremde würde eine elende Figur machen, wenn er — ohne erst wie ein Abgesandter durch des Fürsten Minister vorgestellet zu werden, — in Ihre Unterhaltungen sich mengen wollte. — So ungesellschaftlich wir auch scheinen, so viele Vorzüge, und Ungezwungenheit hat doch auch dieses Ungesellschaftliche unsers Umganges an sich. —

Vier und dreyßigster Brief.

Es wird Ihnen hoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn ich Ihnen Auszüge aus der Schilderung Wiens mache, die Aeneas Sylvius Piccolomini, welcher Hofkanzler bey Kaiser Friedrich IV. und nachher unter dem Namen Pius II. Papst war, im Jahr 1450. aufsezte. Sie werden dar-

daraus sehen, daß wir sehr wenig Abänderung in unserm Karakter erlitten haben.

„Wien hat eine öffentliche Schule aller freyen Künste. Unlängst hat ihr der Papst auch die Kanzel der Gottesgelahrtheit zugestanden, nemlich 1384, als Herzog Albert III. von Urban VI. auch die theologische Fakultät zugestanden ward. Der Zulauf der Studierenden aus dem benachbarten Ungarn, und oberdeutschen Landen ist stark. Es sind mir besonders zween vortrefliche Männer bekannt, welche auf dieser Katheder Ruhm erworben haben. Der eine ist Heinrich von Hessen, eigentlich Langenstein, der, nachdem er zu Paris die Wissenschaften erlernet, bey Errichtung dieser Universität hieher gekommen, und zuerst die Theologie gelesen hat. Der zweyte ist Niklas von Dünkelsbühl, aus Schwaben gebürtig, ein wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit berühmter Mann, dessen Reden die Gelehrten noch heut zu Tage mit Vergnügen lesen. „Er war Chorherr bey St. Stephan, und „1405. Rektor der hiesigen hohen Schule, die „ihn auf die Kirchenversammlung nach Costanz „sendete.“ Gegenwärtig liest auf dieser Schule über die Theologie Thomas Haselbach, eigentlich Thomas von Ebendorfer, welcher 1431. „von der hiesigen Universität auf den Kir„chenrath nach Basel abgeordnet würde;“ = Ich würde die Gelehrsamkeit dieses Mannes selbst loben, wenn ich nicht wäre berichtet worden, daß er

21 Jahre mit Erklärung des ersten Kapitels des Propheten Jesaias zugebracht habe, ohne es zu vollenden. — Einer der größten Fehler dieser hohen Schule ist, daß man allzuviel Mühe auf die Dialektik wendet, und einer Wissenschaft von geringem Nuzzen so lange Zeit widmet. Diejenigen, welche zur Würde eines Magisters der Wissenschaften gelangen wollen, werden besonders in der Dialektik geprüfet; hingegen vernachläßiget man die Musik u. s. w. — Ihr ganzer Fleiß läuft auf Auszüge und eitle Grubeleyen hinaus, ohne auf das Wahre und Gründliche zu sehen. Man wird kaum Jemanden finden, welcher die Bücher des Aristoteles und andrer Weltweisen besizzet. Meistens bedient man sich der Scholiasten und Glossarien derselben. Die Studenten legen sich insgemein aufs Wolleben, und sind dem Fraß und der Völlerey sehr ergeben. Daher geschieht es, daß wenig Gelehrte in dieser Schule gezogen werden. Niemand hält die Lehrlinge im Zaume, sie schwärmen Tag und Nacht herum, und richten den Bürgern hundert verdrüßliche Streiche an; da überdieses die freye Lebensart des schönen Geschlechts, ihren Geist und Fleiß zerstöret.“

Diese leztern Beschuldigungen der Wienerstudenten scheinen mir izt mehr auf die Universitätsbursche in Halle, Jena, Leipzig, Göttingen, Marburg und übrige protestantische Universitäten zu passen. Doch weiter im Auszuge.

„ Von

„Von dem Weine, welcher einzeln und im kleinen ausgeschenket wird, kömmt der zehnte Pfennig dem Fürsten zu gute, und dieses trägt der landesfürstlichen Kammer 12000 Goldstükke ein. Die übrigen Abgaben sind gering.“

Ich muß über diese Stelle eine Bemerkung machen. Man sieht, daß die Tranksteuer schon unter Kaiser Friedrich dem IV. eingeführet war. Das Geißlerische Projekt war also kein neues, sondern nur das alte modernisirt. Ich wünschte zu wissen, ob in diesen Zeiten auch eine besondre Stelle über die Tranksteuer errichtet war? Im Preußischen wenigstens existirt diese Steuer — ohne den Namen zu führen, auch; aber die Herren von der Accise müssen die Geschäfte zugleich mit besorgen, ohne daß besondre Tranksteuerbediente errichtet würden. Freylich läuft es da nicht ohne manche Bevortheilungen des Königs ab. Aber erstlich — der geringste Beweis einer auch noch so kleinen Defraudirung — schikt den Schuldigen ohne Rükksicht auf seine fünfzehn Ahnen, oder seine Hofonkeln u. d. gl. zuversichtlich auf die Festung; und zweytens denkt sich der König: allem Betruge kann ich nie ganz vorbeugen. Es ist also besser, ich lasse mich um 1/10 von einer Million betrügen, als daß ich, um dieses 1/10 zu ersparen, 3/10 Unkosten auf Besoldungen, neue Buchhalter, neue Aufseher, und solche Leute verwende. Ich profitire also allemal 2/10 bey der Sache. — Ob der König so unschiklich räsonnirt, als es vielleicht

manchem scheinen möchte, zweifle ich. Mir wenigstens bleibt es noch immer sehr unbegreiflich, wozu das, ungeheure Summen fodernde, Personale der Trankſteuer nöthig iſt. Ich weis zwar, daß dieſe Herren die Hände vollauf zu thun haben. Allein eben dieſes beweiſet, daß die Manipulation dieſes Geſchäftes mehr künſtlich als — nüzlich eingerichtet iſt; ſo wie es leider bey den meiſten Rechnungsgeſchäften unſrer öffentlichen Stellen ſo viele unnöthige Kleinfügigkeiten giebt. Es iſt ausgemacht, daß alle dieſe Stellen mehr als die Hälfte der Revenüen koſten, um zuverläßig zu ſeyn, daß man nicht um ein Zehntheil der Revenüen bevortheilet werde. Lohnt es ſich wohl der Mühe zehn Gulden von zwanzig daran zu wenden, damit mein Diener mich nicht um zween betrüge? —

Aber wird man mir ſagen, bey der Trankſteuer iſt die Menge des Perſonale nothwendig — Nothwendig? Warum? — Weil wir Weinbau haben? — Gut! Ich antworte darauf, daß es eben nicht gar zu ſchiklich iſt, daß der Weinbauer das bezahlen ſoll, was er genieſſet. — Laſſe man den ſibaritiſchen Städter bezahlen; das ſcheint mir zwekmäßiger, und dem Landvolke nicht ſo drükkend zu ſeyn. Wenn nun der Bauer vom Selbſtgenuß ſeines Weines befreyet iſt, zu was iſts nöthig — das wegen des Bauers aufgeſtellte Trankſteuerperſonale zu beſolden? Was in Dörfern von öffentlichen Gaſtwirthen ausgeſchenket wird, iſt eine Kleinigkeit; und dieſe kann nach ei-

nem durch zehn Jahre berechneten Durchschnitt des Weinausschanks mit einer mäßigen bestimmten Tranksteuerauflage auf einmal erhoben, und von 5 zu 5 Jahren durch die Herrschaften von neuem reguliret werden. Man glaube nicht, daß der Unterschleif zu stark seyn wird. — In allen Marktflekken, in den kleinern und grössern Städten, können die Thorschreiber, Mauthbediente, und dergleichen dieses Amt ganz gemächlich versehen. Aber auch so pünktlich, so zuverläßig? — Ich zweifle nicht. Man gebe diesen Leuten gedruckte Einfuhrzettel, die jeder, welcher Wein einführt, am Thore nach der Anzahl der Eimer ablösen muß; — jeder Käufer werde verpflichtet, den gekauften Wein anzuzeigen, wo er wieder seinen Zettel erhält; der Einführende soll ebenfalls, wenn er seinen Wein verkauft oder abgeliefert hat, einen Gegenschein abholen. Der Thorschreiber hat ein gedruktes Protokoll, worein er den eingeführten Wein, den Abkäufer desselben, und endlich das monatliche Konsumo einträgt. — Durch ein Beyspiel wird dies deutlicher. Hanns führt 30 Eimer nach Wienerisch Neustadt. Am Thor oder Schlagbaume, wo es immer ist, sagt er 30 Eimer an, er empfängt seinen Zettel unter der Einfuhr Nummer mit dem Quantum des einzuführenden Weines. Es heißt also ohngefähr: Paßierzettel No. 3698 auf 30 Eimer Wein; Wienerisch Neustadt Oberthor den 4ten Octob. 1782. — Hanns liefert den Wein an den Gastwirth Pe-

ter, der Nr. 12 logirt; er holt sodann den Gegenschein ab; der lautet: „ Gegenschein von „ Nro. 3698 auf 30 Eimer Wein an Peter „ Gastwirth in Nro. 12. Wienerisch Neustadt „ Oberthor den 4ten Octob. 1782.“ Auch Peter zeigt den Weinkauf an, worauf er seinen Anzeigezettel erhält, — der ohngefähr so stylisirt seyn kann: „ Anzeigezettel von Nro. 3698 auf 30 Eimer „ Wein gekauft von Peter Gastwirth in Nro. 12. „ u. s. w.“ Der Thorschreiber hat nun auch sein Einfuhrprotokoll, und sein Konsumoprotokoll. Das Einfuhrprotokoll hat nur diese Rubriken: „ Nro. „ des Paßierzettel. Tag, Monat, Jahr, Anzahl „ der Eimer.“ Gegenüber die Gegenscheine, mit den Rubriken: „ Nro. des Gegenscheines, Tag, „ Monat, Jahr, Käufer, Hauß Nro.“ Das Konsumoprotokoll hat wieder auf der einen Seite die Anzeigezettel mit den Rubriken, „ Nro. „ des Anzeigezettels, Tag, Monat, Jahr, Käufer, Hausnummer,“ — gegenüber monatlicher Konsumo — mit den Rubriken — „ Haus Nro. „ Namen des Weininnhabers, Weinquantum des „ vorigen Monats, — monatlicher Ankauf, ganze „ Summe, Konsumo. Verbleibt.“ Ich zweifle nicht, daß dies Geschäft auf diese Art von jedem sehr leicht betrieben werden könnte, ohne daß man eben nöthig hätte besondere Beamte deshalb anzustellen. — Doch, wo gerathe ich hin. Schwazze Ihnen von der Trankſteuer und deren Manipulation so vieles vor. Was kümmert Sie solcher

Tand!

Land! Auch bin ich weit entfernet, der Reformator eines Projektes zu werden, das bis izt wenigstens — noch immer von den wenigsten Manipulanten ganz eingesehen wird, weil es zu künstlich, zu labyrinthartig angeleget ist. Aber meine Frage kann ich nicht unterdrükken; war es denn nöthig, daß man ein neues Personale deshalb errichtete; deshalb die alten Diener abschafte, und die Halbscheid der Revenüen — auf Besoldungen dabey verwendet? Mag darauf antworten wer da will, ich nicht.

Unser Papst Pius II. fährt fort: „Das Weinschenken gereichet Niemanden zur Unehre. Daher halten die meisten Bürger öffentliche Schenkhäuser, warme Stuben, und gute Küchen; wozu sie noch bedungene Säufer und freche Dirnen einladen; und damit sie tapfer trinken, geben sie ihnen was warmes umsonst. Doch suchen sie sich wegen solcher Freygebigkeit durch ein kleineres Maas schadlos zu halten. Der gemeine Mann ist dem Schmausen sehr ergeben; er verschwendet am Feyertage alles, was er die ganze Woche durch Arbeit verdienet hat. Daher ist der Pöbel sehr unreinlich und übel gekleidet. Die Anzahl berüchtigter Schönen ist sehr groß. Selten ist eine mit einem Manne zufrieden. Der Adel, wenn er die Bürger besuchet, unterhält sich im Geheim mit ihren Weibern; da muß nun der Mann, nachdem er dem edlen Gaste einen Trunk geholet und aufgesezzet

hat, seinen Plaz dem Edelmanne überlassen, und davon gehen. —

„ Die meisten Töchter wählen sich Männer, ohne Wissen ihrer Aeltern. Die Wittwen schreiten nach Belieben auch währender Trauer zur neuen Ehe. Man findet wenig Leute hier, deren Voreltern Oesterreicher waren. — Abgelebte Kaufleute nehmen öfters junge Mädchen zur Ehe, und verlassen sie bald im Wittwenstande; diese hingegen suchen sich kurz darauf unter den Hausbedienten einen jungen Mann aus, welchen sie etwan schon bey Lebzeiten des alten Mannes ihres Vertrauens gewürdiget; auf diese Weise wird oft derjenige heute reich, der gestern ein Bettler war; und im Gegentheile trägt es sich oft zu, daß diese neuen Ehemänner, nach dem Absterben ihrer reichen Frauen, sich wieder mit einer andern verbinden. Folglich wandern die Erbschaften aus einer Hand in die andre, daß der Sohn selten zu dem Gute des Vaters gelanget; denn die Wiener haben ein Gesez unter sich, vermöge dessen der überlebende Ehegatte den halben Theil der ganzen Verlassenschaft bekömmt.

Der lezte Wille jedes Bürgers ist allerdings frey und ungebunden, so, daß er mit Hindansezzung seiner Kinder und Befreundten die Frau zur Erbin einsezzen kann. Deswegen ist auch die Anzahl derjenigen sehr groß, die es durch Schmeicheleyen dahin bringen, daß sie von alten Leuten zu Erben benennet werden. "

So weit der Auszug aus dem Papste Pius II. Wundern muß ich mich allerdings, wo dieser fromme Papst — manche Sächelchen kennen gelernet hat? — Ob vom Hörensagen, oder aus Erfahrung? — Indeß lassen Sie mich noch einen Blik auf die Stelle zurükwerfen, wo er uns berichtet, daß der zehnte Pfennig vom konsumirten Weine jährlich 12000 Goldstükke eintrug. — Die alten ungarischen Goldgülden betrugen 1 fl. 15 kr. Nach einer genauen Berechnung weißt sich's also, daß jährlich gegen „fünfmal hundert zwey „ und sechszig tausend und fünf hundert Eimer " Wein ausgetrunken wurden. Es waren damals nur 50000 Einwohner; ziehe man davon 1/3 Kinder und Kranke ab, welche nicht Wein trinken konnten, so sof der einzelne Wiener jährlich gegen 17 Eimer Wein! !!!

Ueberhaupt steigt die Summe der Nahrungsmittel in Wien ausserordentlich hoch. Zwischen den Jahren 1727 und 1728 wurden jährlich gebraucht

30034 Rinder.
66108 Kälber.
183655 Schaafe und Lämmer.
34452 Schweine und Frischlinge.
16325 Spanferkel.

955386 Eimer inländischen Wein.
32346 Eimer ausländischen Wein.
116944 Eimer Bier.

Datt heett emal flampampt! Sezzen Sie, daß ein Ochs 5 Zentner, ein Kalb 1 Zentner, ein Schaaf 50 Pfund, ein Schwein 150 Pfund, und jedes Spanferkel 10 Pfund gewogen habe, so betrug das Gewicht des Fleisches 361,416 Zentner, welche von 100000 Fleischessern des Jahrs rein aufgezehret wurden. Rechnet man noch die fast unglaubliche Menge von Flügelwerk darzu, und schlägt man ohngefähr 154 Tage als Festtage ab, wo dazumal kein Fleisch gegessen wurde, so verdauete jeder Magen täglich seine 2 Pfund Fleisch, ohne die Hüner, Kapaunen, Gänse, Enten, Rebhüner, Fasanen, und das übrige Wildpret mit in Anschlag zu bringen. Wahrlich, datt heett emal flampampt! — Ach, hör ich da manche seufzen, damals waren noch gute Zeiten! Ja, ja, das waren sie! Volle Schüsseln, volle Gläser, und volle Bäuche, — ist's ein Wunder, daß es so viele leere Köpfe gab? —

Fünf und dreyßigster Brief.

Wer Papst Pius II. war? fragen Sie mich? — Ein sehr wichtiges Theorem, durch welches sich die Bemerkung bestättiget, die ich in irgend einem meiner vorigen Briefe von Pius VI. und allen Päpsten überhaupt machte, daß sie nämlich — anders als Privatmann, und anders als Papst denken und handeln müssen.

Pius

Pius II. ward den 19. August 1458. unter Kaiser Friedrich III. Papst. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, und sein Eifer wider den Verfall der Kirchenzucht damaliger Zeiten war so bekannt, daß Aeneas Sylvius Picolomini — da ihn der Kardinal Capranica als Sekretär nach Basel mitnahm, wegen seiner Geschiklichkeit zum Sekretär des alda versammelten Koncilii ernannt wurde. Er behauptete die Superiorität der allgemeinen Kirchenversammlungen über die Päpste auf das lebhafteste. Allein Aeneas Sylvius wußte den Mantel nach allen Winden zu drehen. Kaum hatte ihn Kaiser Friedrich III. an seinen Hof genommen, so ward er das Echo des Kaisers; er wurd' neutral, weil es der Kaiser ward; er trat selbst wider das Koncilium zu Basel und den Felix auf, und unterstüzte Eugenium, wider welchen er als Sekretär des Koncilii schrieb, — sobald er merkte daß es der Kaiser gern sah; ja er bat den Papst sogar um Gnade und Verzeihung, als ihn der Kaiser mit Unterhandlungen nach Rom schikte. Durch diese wetterlaunische Geschmeidigkeit brachte es Aeneas Sylvius dahin, daß er vom Papst Eugenius das erledigte Bisthum zu Triest, nachher das Bisthum zu Siena, und endlich von Calixtus die Kardinalswürde erhielt, welchem er auf dem päpstlichen Stuhle selbst nachfolgte.

Ich will mich mit den Anstalten dieses Papstes, die er wider die Türken theils selbst unternahm,

nahm, theils durch seine Vermittelungen bey den weltlichen Höfen zu erreichen sich bestrebte, nicht weiter aufhalten. Mir sind einige seiner Bullen wichtiger. Man wird daraus sehen, daß Aeneas Sylvius, so viele Gründlichkeit und Gelehrsamkeit auch seine Schriften haben, so durchdacht sie auch waren, doch aus Interesse als Papst ganz anders zu denken gezwungen war. —

Den 18. Jänner 1460 rükte Pius II. auf einmal mit der Bulle wider den Saz der Superiorität der Koncilien über die Päpste hervor. Es ist nicht möglich, daß jemand mit mehrerm Eifer, mit grösserer Gelehrsamkeit in damaligen Zeiten diesen Saz vertheidigen konnte, als es Sylvius Aeneas — vormals selbsten that. Aber der Papst mußte anders sprechen, wenn er auch gleich nicht anders dachte. — „Ein verdammens„würdiger, und in vorigen Zeiten unerhörter „Misbrauch hat sich neuerlich eingeschlichen, „(spricht er zu Anfang dieser Bulle) und ist von „einigen aus einem Geiste der Rebellion, und in „der Absicht begünstiget worden, um der durch „ihre Verbrechen verschüldeten Strafe auszuwei„chen; ich meyne den Misbrauch, von dem römi„schen Bischoffe, als dem Statthalter Christi auf „Erden, dem gleichwohl in der Person Petri ge„saget worden: weide meine Schaafe; was du „auf Erden binden wirst: u. s. w. = an ein „künftiges Koncilium zu appelliren. = Dadurch „wird die Kirchenzucht unter die Füsse getreten,

„die

„ die Hierarchie umgestossen, und alles in Unord-
„ nung und Verwirrung gebracht.“ Nach diesem Eingange verdammt er alle diejenigen, welche vom Papst an das Koncilium zu appelliren sich unterstehen würden. Allein bedachte auch Pius II. daß diese Bulle geradesweges wider die eigentliche alte Kirchenzucht streite? Vergaß er, daß er — allein ohnmöglich izt als Papst die Sache besser einsehen könne, als er sie — an der Spizze so vieler der gelehrtesten, frömmsten Kirchenhäupter zu Basel eingesehen hatte? Sollen wir ihm als Papst izt mehr glauben, als er vorher gerade das Gegentheil bewies, und — wie er selbst gesteht, — vermuthlich nur „ aus einem Geiste der Rebellion, „ und in der Absicht, um der durch Verbrechen „ verschuldeten Strafe auszuweichen?“ Ist dieser Hokkus-Pokkus Streich des Papstes nicht ein unläugbarer Beweis, daß er den Mantel nach allen Winden zu drehen wußte? So lange Vernunft und Wahrheit sein Glük machen konnten, so lange war er ihr Vertreter. Sobald Sophismen und Rabulistereyen sein Interesse beförderten, zog er wider Wahrheit und Vernunft zu Felde! — Wahrlich keine grosse Erbauung für uns Laien!

Schon König Karl VII. in Frankreich antwortete ihm, als er die vom heiligen Ludwig errichtete Pragmatische Sanktion aufzuheben suchte: „ daß diese Sanktion aus den eigenen Decreten des Konciliums zu Basel bestehe, welche er (Pabst) selbst gebilliget, geschrieben, und als

Sekretär dieser grossen Versammlung vielleicht selbst an die Hand gegeben habe. "

Diese, und mehrere ähnliche Antworten bewogen ihn, endlich den 26sten April 1463 die bekannte Wiederrufungsbulle auszufertigen. Es ist der Mühe werth, eine Stelle davon her zu sezzen. „ Wir sind ein Mensch, und haben als „ Mensch geirret. Wir läugnen nicht, daß vie„ les von dem, was wir gesagt, oder geschrieben „ haben, verwerflich sey. Wir haben aus Ver„ führung wie Paulus gesündiget, und aus Un„ wissenheit die Kirche Gottes verfolgt. Wir fol„ gen aber dem Beyspiele des heiligen Augustinus, „ der die in seinen Werken ihm entwischten irrigen „ Meynungen widerrufen hat. Wir thun eben „ das, und bekennen offenherzig unsre Unwissen„ heit, aus Furcht, daß das, was wir in unse„ rer Jugend geschrieben haben, zu irgend einem „ Irrthume, „ der mit der Zeit dem heiligen „ Stuhle nachtheilig werden könnte, " Gelegenheit „ geben möchte. Denn wenn es irgend jemandes „ Pflicht ist, die Würde und den Glanz des er„ sten Thrones in der Kirche zu vertheidigen und „ aufrecht zu erhalten, so ist es die unsrige vor„ nehmlich, da uns der barmherzige Gott aus „ lauter Gnade, ohne unser Verdienst zu der „ Würde eines Statthalters Jesu Christi erhoben „ hat. Aus diesen Gründen ermahnen wir euch „ in dem Herrn, denen Schriften keinen Glau„ ben beyzumessen, welche die Autorität des apost-

„ lischen Stuhls im geringsten verlezzen und Mey-
„ nungen in sich enthalten, die die heilige römi-
„ sche Kirche nicht annimmt. Wenn ihr also ent-
„ weder in unsern Gesprächen, oder in unsern
„ Briefen, oder in andern unsern Schriften ir-
„ gend etwas der Lehre der Kirche widersprechen-
„ des findet, so verachtet diese Meynungen, ver-
„ werfet sie, folgt dem, was wir izt sagen, und
„ glaubt mir izt, da ich alt bin, mehr, als da-
„ mals, da ich jung war. Achtet den obersten
„ Bischoff höher, als eine Privatperson. Ver-
„ werfet den Aeneas Sylvius, nehmet
„ Pium II. an.“

Man sieht leicht, daß nur das päpstliche Interesse diesen Widerruf hervor brachte. — Wahr ist's, Pius II. war nur erst 26 Jahre alt, als er auf das Koncilium nach Basel kam. Er war den 18ten Oktober 1405 gebohren, und das Koncilium fing den 23sten Julii 1431 in Basel an. Allein beweist dies, daß seine damaligen Lehrsäzze falsch waren? Waren sie nicht vielmehr die Lehrsäzze der auf dem Koncilium versammelten Väter? — Doch wir wollen ihm Schritt vor Schritt in dieser Stelle folgen. —

„ Wir läugnen nicht, daß vieles, was wir
„ geschrieben, verwerflich sey.“ Wir läugnen dies auch nicht. Wer ist ganz ohne Fehler? Und wie viel schrieb Aeneas Sylvius nicht! Die Sammlung seiner Werke, die in Helmstädt 1700 in Folio heraus kam, ist sehr beträchtlich; noch

mehr aber der Inhalt derselben selbst; denn schwerlich wird man einen Papst finden, der mehrere Gegenstände abgehandelt habe, als er. Wharton, Fabricius und Baumgarten geben ausführliche Nachrichten davon. Komisch läßt es übrigens allemal, wenn man sieht, daß der Verfasser der Commentariorum de gestis Concilii Basileensis libri duo, auch der Verfasser des Buches von bösen Weibern ist. — Unter einem solchen Wirrwarr kann ja manches verwerflich seyn. —

„ Wir bekennen offenherzig — — nachtheilig werden könnte. " — Offenherzig in der That. Denn wer sieht nicht, daß blos die Furcht, der päpstliche Stuhl — nicht die Religion selbst, — möchte Schaden leiden, ihm diesen Wiederruf eingab.

„ Aus diesen Gründen ermahnen wir euch — die heilige römische Kirche nicht annimmt." Kann man ihm nicht seine eigenen Grundsäzze entgegen halten? Man sieht, wie schwach auch die vernünftigsten werden, wenn sie der zeitlichen Vortheile wegen ihre eigene Meynung abschwören. — Aber auch wir können ganz getrost diesem Winke folgen. Wir wollen das verwerfen, was die Kirche nicht annimmt. Allein die Kirche hat jederzeit gerade das angenommen, was Sylvius und die Kirchenversammlung lehrte, hingegen das verworfen, ja in der 33sten Session am 16ten May 1439 diejenigen durch die Väter des Konciliums

für Kezzer erklärt, die jene Grundsäzze vertheidigen würden, welche Pius II. nachher durch diesen Widerruf und seine Bulle Execrabilis — zu vertheidigen sich die Freyheit nahm; wir wollen also seiner Ermahnung folgen, und lieber seinem Widerrufe keinen Glauben beymessen, als die Lehre der alten Kirchenzucht verläugnen.

„ Verwerfet den Aeneas Sylvius, nehmt Pium II. an. " Entweder hat Sylvius die Wahrheit geschrieben, oder nicht. Hat er sie wirklich geschrieben, — warum sollen wir ihn verwerfen? Hat er aber das Gegentheil gethan, — gut, so entsteht die Frage, warum log er? Aus Unwissenheit? Aus Privatinteresse? Aus Ehrgeiz? — Wer verbürgt sich nun aber, daß er izt weniger Ehrgeiz, weniger Privatinteresse, mehr Einsicht erlanget habe? u. s. w. Das Alter ist kein Beweis der grössern Kenntniß bey einem Manne, der in seinen besten Jahren schon wie Aeneas Sylvius eine so ausgebreitete Kenntniß besaß. Die gelehrtesten Männer seiner Zeit, welche die Nationen und die berühmtesten Universitäten zu dem Konciluum nach Basel abschikten, und die Kirchenväter selbst, gaben ihm das unverfälschte Zeugniß, daß er zu den Einsichtsvollesten der ganzen Versammlung gehörte. — Es kann also ohnmöglich Unwissenheit seyn, warum er damals so sprach, anders sprach, als in seinem Widerrufe! Aber er sagt selbst, daß es Unwahrheiten, Lügen gewesen wären. Dies auf gut Glük auch zugestanden,

ſtanden, ſo frage ich nur, ob dem Manne wohl in ſeinem acht und funfzigſten Jahre zu trauen iſt, der bis in ſein ſieben und funfzigſtes gelogen hätte? —

Pius II. giebt Ihnen alſo einen Beweis, daß der würdigſte Mann, ſobald er als Pabſt ſprechen muß, ſein Herz, und ſein beſſeres Wiſſen verläugnen muß.

Sechs und dreyßigſter Brief.

Ob mir Wien oder Berlin beſſer gefalle, wollen Sie wiſſen? Aufrichtig zu ſeyn, mein Beſter, ſo gefällt mir Berlin beſſer; aber Wien iſt prächtiger. Nur verſtehn Sie mich recht. Berlin fällt allerdings ſchön in die Augen; es gleicht einer halbbegüterten Leoniſchen Dame, die auf der Redoute mit falſchem, aber ſchön gefaßten, mit Geſchmack, mit ſorgfältiger Kenntniß ihrer feigenen Reizze vertheiltem Schmukke erſcheinet; die das unbedeutendſte Bändchen, durch ein geſchmakvolles Arrangement zu beleben, bezaubernd zu machen, ihre Naturfehler durch Schminke, durch Künſteleyen des Schneiders und ihre Kammerzofe zu verbergen und jeden Reiz, wär' es auch nur die Spizze ihres kleinen Fingers, dem Auge des Lüſternen mit Vortheil zu zeigen weis. — Wien hingegen gleicht dem Harpagon, der den ächten Schmuk ſeiner Ururältermutter karg zu verwahren

ſucht;

sucht; — gleicht einer Handvoll kostbarer Brillianten, die zwar ihren innern Werth haben, aber so hingeworfen, ohne Fassung, ohne Ordnung, — bey weitem den Eindruk auf den Nichtkenner nicht machen, den jeder andre falsche Schmuk hervorbringt, der nach der neuesten Façon gefasset ist. Wollt ich satyrisch seyn, so würd ich Berlin mit einer Theaterprinzessin vergleichen, die hübsch coeffirt, geschminkt, und mit Flinterln und Brillianten von Spiegelglas gar weidlichen Staat macht; hingegen würde dann Wien einem Londner Lord gleichen, bey dem man zwar kein Gold auf dem Rokke, aber dafür destomehr in seiner Börse fände.

Doch, ohne Hieroglyphen von der Sache gesprochen! Berlin fällt gut in die Augen; aber architektonisch schön ist es nicht. Es ist nicht genug, daß die Häuser nach der Schnure gezogen, die Gassen breit, und die Gebäude mit schönen Zierrathen verbräumt sind; — der Kenner fordert von ihnen auch noch Dauerhaftigkeit, Stärke, Bequemlichkeit des Gelasses, und die beste Benuzzung des Raumes. — Alles dieses sind wesentliche Mängel ihrer schönsten Gebäude. Kaum ein oder zwo Klaftern Grund — da doch der ganze Boden nur Sanderde ist; — von Holz aufgeführet, und dann nur mit Baksteinen ausgefüllet; ohngeachtet der grossen Zimmer und deren Menge, selten so geordnet, daß die Familie, ohne unnöthigen Raum einzunehmen, doch bequem wohnen

könnte; und endlich Verschwendung des Raumes selbst, weil der Architekt bey seinem Baue nicht den grösten möglichen Nuzzen, sondern nur seine Laune zu Rathe zieht; — solche Gebäude sind wahrlich nicht Modelle, welche der Künstler studiren soll. Die Folgen Ihrer Bauart sind sehr sichtbar. Die Einwohner sind gezwungen, grosse, ihre Revenüen übersteigende Quartiere zu miethen, weil fast kein Baumeister darauf sieht, auch in einen engern Raum Bequemlichkeit hineinzubringen. Leute vom Mittelstande müssen sich in die abgelegensten Strassen einmiethen, und alle Beschwerlichkeiten ertragen, welche mit den alten gothischen Gebäuden verknüpfet sind. Selbst Ihre neuen Häuser haben ausser der Vorderseite selten etwas Anziehendes. Eine schöne kolonnirte Fronte lokt mich in das Innere des Hauses! Ich erschrekke, wenn ich hineinkomme. Eine hölzerne Treppe, die mit jedem Schritte knarrt, verkündiget zuerst die wenige Einsicht des Baumeisters; — der Hof, — von dem oft den Einsturz drohenden Hintertheile des alten Gebäudes scheucht mich zurük, und ich glaube in einem Feenpallaste gewesen zu seyn, in welchem man mich durch beyde Extremen der Schönheit und des Häßlichen täuschen wollte.

Zum Beweise, daß Ihre Architekten keine Baumeister, sondern blosse Zeichner sind, können fast alle neuen Gebäude dienen. Ich wette darauf, in funfzig Jahren sind die meisten wieder baufällig. Die Magdeburger neue Kirche stürzte

te ein, sie hatte kaum einige Jahre gestanden; so viele Häuser bersten schon izt, und sind kaum noch recht ausgetroknet. Ein wahrer Abderitenstreich war auch der eine Thurmbau auf dem Gensdarmenplazze. Der Plunder stürzte zusammen, noch eh er zur Hälfte fertig war. Was soll man bey solchen Auftritten von Ihren Baumeistern denken? Viel Worte und Wind, aber wenig Praxis! Ihr stolze Herrn, die ihr auf uns mit einer so spanischen Mine herabsehtt, — laßt euchs belehren: solche Dummheiten werden doch nie bey uns begangen. —

Ich begreife um so weniger, warum bey Ihnen nicht eben so massiv gebauet wird, als bey uns, da der König selbst bauen läßt. Freylich liefert er den Plan zur Fronte selbst; — aber hindert dies den Baumeister, alles das zur Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit der Gebäude nachzuholen, was der König in seiner Laune vergessen hat? Einen Berliner Baumeister möcht ich in Wien sehen. Was er wohl herstellen würde, wenn er einen Raum von zehn Klaftern in der Länge und sechs in der Breite erhielte, und geräumige Wohnungen für zwanzig Familien hineinbringen sollte? Wie der hochweise Theoretiker dastehn, und: Holl mik der Tübel, dat weß ik nichen! ausrufen würde.

Die Leipziger Strasse, unter den Linden, ein Theil der Wilhelmsstrasse, und einige Gebäude auf dem Haagischen und Gensdarmenplazze aus-

genommen, sind alle Ihre neuen Häuser, noch unbedeutender als unsre neuen Vorstadthäuserchen an der Wien, oder im Lerchenfelde. Alles, was diese Hütten auffallend macht, ist, daß sie gerade in langen Strassen dastehn, und ein weites Perspektiv eröffnen. — Ich kann Sie versichern, Freund, in ganz Berlin ist nicht Ein Gebäude, welches den schönen und grossen Gebäuden unsrer Stadt gleich käme. Zu bedauern ist es nur, daß sie in Gassen sind, wo man sie nicht von der Ferne schon übersehen kann. Oft in einer Gasse, die kaum vier Klafter breit ist, stehen Häuser, die 30 Klafter hoch sind. Wie soll man sie da übersehen können? Wenn unsre grossen schönen Gebäude zusammengereihet, und nach der Schnur in geraume breite Gassen vertheilet werden könnten, ich versichre Sie, jeder Fremder würde über die Kolossen von architektonischer Pracht erstaunen. — Aber wie gesagt, — in ihrer izigen Stellung bemerkt man sie nicht! — Auch wird Wien nie zu dieser äussern Eleganz gelangen. Es ist bey uns nicht so leicht, wie bey Ihnen, alte Gebäude niederzureissen, und neue dafür hinzubauen. Der König läßt für 300000 Thaler jährlich wenigstens fünfzehn Häuser niederreissen! und neu wieder aufbauen. Bey uns würde diese Summe kaum zu vier ansehnlichen, ich will noch nicht sagen, prächtigen Häusern hinreichen, und vielleicht mehr als ein Jahr nöthig seyn, um den alten Steinhaufen

bey

bey Seite zu schaffen, ehe man auf den neuen Plan nur den Gedanken wagen dürfte. —

Aber lassen Sie mich hier eine Frage aufwerfen, die sich mir bey dieser Gelegenheit darbietet, nämlich: "Nüzt es dem Fürsten, wenn er bauen läßt?" Ich weis, diese Frage wäre überflüssig, wenn das Sistem aller Politiker geläutert wäre. Allein da es in den heutigen Tagen doch noch immer Männer giebt, welche die volle Chatulle des Fürsten für seinen Schaz ansehen, so möchte diese Frage eben nicht überflüssig seyn.

Nur machiavellische Grundsäzze können uns wähnen machen, je weniger der Unterthan habe, desto geschmeidiger sey er. Der Unglükliche, der wenig hat, hat wenig zu verlieren: er wagt also auch bey jeder Meuterey wenig; denn er hat nichts. — Der reichere Unterthan hat hundert Bewegungsgründe vor sich, seinen Staat zu lieben, in welchem es ihm so glüklich geht. — Die Geschichte beweiset, daß bey allen Aufruhren meistens der Pöbel, der nichts hatte, der fürchterlichste war. — Also nicht blos die Chatulle des Fürsten, auch der Reichthum seiner Unterthanen — ist des Fürsten Reichthum. — Nur muß man den Reichthum des Unterthans nicht in seinen Kapitalien, sondern vorzüglich in seiner Arbeitsamkeit, und in der Gelegenheit, seiner Arbeitsamkeit immer neuen Stoff zu geben, aufsuchen. Der Bürger, der 30000 Gulden Kapital besizt, genießt 1200 Gulden Interessen; der Bürger, der mit

seinen Händen die Woche 25 Gulden zu erwerben im Stande ist, geniesst eben so viel, wenn er auch keine Kapitalien hat. Der Fürst also, der seine Unterthanen auf diese Art reich machen will, muß ihnen Arbeit verschaffen. — Wenn er auch wirklich das Geld aus seinem Schazze dazu vorstrekt, es schadet ihm nichts! Nach dem Fusse der Kontributionen erhält er es in einigen Jahren wieder zurük.

Sezzen Sie, der Fürst läßt jährlich vor 300000 Thaler bauen, und schenkt die Häuser an seine Unterthanen. Hiedurch verschönert er die Stadt, sezt den, der dies Gebäude anstatt des alten erhält, in bessere Umstände, und ernährt eine grosse Menge Arbeiter, die ohne diesen Bau sonst nichts verdienet hätten. Schon diese drey Vortheile sind für ihn michtig. Aber er zieht noch einen vierten, der wirklich für seine Chatulle wesentlicher ist. — Diese 300000 Thaler, damit wir bey der Summe bleiben, wären entweder auf nöthige Fälle in seinem Schazze aufbehalten gewesen, sie hätten also todt da gelegen; oder sie wären an die Unterthanen für die landesüblichen Interessen ausgeliehen worden; oder er hätte sie endlich zur Handlung, zu Manufakturen, Fabriken, und andern öffentlichen Anstalten verwendet, welche ihm grössern Nuzzen abwerfen. Der lezte Fall ist dem Fürsten nur da zu empfehlen, wo er als der reichste Bürger seines Staats zuerst Versuche damit machen, und durch sein Beyspiel die

übrigen

übrigen zu gleichen Spekulationen aufmuntern soll. Die Handlungszweige in der Hand des Fürsten bleiben, wenn die ersten Hindernisse bey Seite geräumet worden, — Monopolien. Und man weis, Monopolien sind wider die Grundsäzze der reinern Politik.

Das Geld des Fürsten auf Zinsen hinausgelehnt, ist zwar allemal Beyhülfe für den Unterthan, aber nicht in jedem Falle anzurathen.

Todt aber dieses Geld als Schaz liegen zu lassen, streitet ganz wider die Grundsäzze einer weisern Staatsökonomie, und ist ihr höchst schädlich.

Aber warum schädlich? — Weil es weder dem Fürsten noch dem Staate Nuzzen bringt; weil das Geld, welches die Industrie des Volkes beleben soll, — dem Volke abgezapfet, und in die Chatulle des Fürsten verschlossen wird. Je mehr das Geld in dem Schazze des Fürsten anwächst, desto geringer wird die cirkulirende Masse desselben im Staate. Und ohne Geld schlummert die ganze Gesellschaft in unthätiger Ohnmacht. Sie gleicht einem Körper, dem man das Blut abzapfet. — Das Geld lockt die Phryne in das wohllüstige Bette des Unflätigen, den Priester auf die Kanzel, den Soldaten aufs Schlachtfeld, den Sachwalter zum Richterstuhl, den Minister zum Throne des Fürsten. Nehmt ihnen die Hoffnung des Geldes, — und jeder wird zu Hause seine Hände ruhig in den Schooß legen. — Diese Säzze, Sie

erin-

erinnern sich dessen noch, haben Sie mir schon vor einigen Jahren bestritten, als ich meine Rhapsodien drukken ließ, — allein ich finde bis izt noch, daß ich im Grunde recht habe. Denn sobald die Gesellschaft nicht hinlängliches Geld, — oder was nach meiner Theorie einerley ist, nicht hinlängliche Gelegenheit hat, Geld zu verdienen, so verfällt der Flor des Staates sehr bald. Und nichts kann diesen Verfall schneller bewirken, als der überflüßige Schazz des Fürsten. —

Fast eben so ist es mit dem Ausleihen des Fürsten an seine Unterthanen beschaffen. Erstlich verliert der Bürger einen Theil des Gewinnstes durch die Interessen, die er dafür abtragen muß; zweytens, — geräth der Fürst in Umstände, wo er seines Geldvorrathes bedarf, so muß der Unterthan die vom Fürsten abgeborgte Summen wieder erstatten. Dieß richtet entweder sein ganzes Gewerbe, auf welches er diese Summe verwendete, zu Grunde; oder er muß mit ungleich grösseren Kosten neue Kapitalien zu Befriedigung des Fürsten aufnehmen. Müssen nun viele solcher Bürger zugleich ihre Schulden dem Staat zurük bezahlen, so entsteht eine allgemeine Stokkung im Kreislaufe des Geldes, welche nicht selten häufige und beträchtliche Bankerotte nach sich ziehet. Ueberdieses muß auch der Fürst selbst in solchen Fällen die festgesezten Termine zwischen Aufkündigung und Zahlung abwarten, — eine Unbequemlichkeit,

lichkeit, welche die Erfordernisse des Staates oft nicht zulassen.

Aber was soll der Fürst mit seinem Schazze thun? — Gut! daß Sie mich darum fragen! — Der Fürst ist der Hausvater seines ganzen Staates. Es ist billig, daß er einen Vorrath sammle, damit er, wenn der Staatskörper krank wird, auch Mittel habe, ihm aufzuhelfen. Aber diesen Vorrath selbst kann er immer, ohne daß man es eben so stark bemerket, stets zum Besten des Staates verwenden. Zum Beyspiele; er läßt bauen. Die 300000 Thaler, die ich oben festsezte, giebt er jährlich aus seinem Schazze her. Er verschenkt diese Summe nicht; denn der Fürst verschenkt in seinem Staate nichts, so lang er blos die Arbeitsamkeit seiner Bürger dadurch erhält. Lassen Sie mich das gegebene Beyspiel ausführen. Durch die Steuern, die Abgaben und Kontributionen — mögen sie heissen wie sie wollen, kommt das ganze zur Unterstüzzung der Arbeitsamkeit des Bürgers hinausgegebene Quantum in 5 Jahren, wenn die Summe der Abgaben 1/5, in 10 Jahren, wenn sie 1/10 beträgt, wieder in den Schaz des Fürsten zurück. Schon in dem Augenblikke, da er auszahlt, genießt er Sein Fünftheil, oder Zehntheil.

Ich sezze die Abgaben auf 1/5; und das, was der Staat dem Bürger für ihre Arbeiten bezahlt, auf 300000 Thaler jährlich. Er verwendet also in 5 Jahren eine Million fünfmal hundert-

tausend Thaler. Davon zieht er aber schon im ersten Jahre 60000, im zweyten 120000, im dritten 180000, im vierten 240000, im fünften 300000, im sechsten, wenn der Fürst im fünften Jahre hinaus zu zahlen aufhört, wieder 240000, im siebenten 180000, im achten 120000, im neunten 60000 Thaler; — er hat also seine aufgewandte Summe wieder herein; er hat unter der Zeit 1500000 Thaler unter dem Volke in Kreislauf gesezzet, welches sich davon ernährte, arbeitete, und sich reich hielt, ohngeachtet es im Grunde betrachtet, nicht eigenes, sondern nur vom Staate vorgestrecktes Vermögen besaß.

Auf diese Art, mein Bester, kann der Fürst in hundert andern Fällen, sein Volk unterstüzzen. Er leiht durch solche Geschenke demselben einen Theil seines Schazzes, und erhält zur Hypothek seines Ausgelehnten, die Arbeitsamkeit seines Volkes. Nur müssen die Summen auf solche Gegenstände verwendet werden, woran viele Arbeitshände, — und unter diesen vorzüglich die ärmere Klasse des Volks Antheil nehmen können. Daß der Staat wirklich grossen Nuzen davon zieht, werden Sie aus dem folgenden ersehen.

Nehmen wir an, der Fürst legt von seinen Revenüen jährlich zwo Millionen in seinen Schaz zurück. Bleiben Sie als Schaz liegen, so zieht weder Fürst noch Unterthan Nuzzen. Er sezze aber den Unterthan in die Verfassung, daß er jährlich von diesen zwo Millionen 300000 Thaler

ler durch Arbeit erwerben kann, so sind, weil der Unterthan, von allem, was er genießt, ohne daß er es gewahr wird, dem Staate seinen Antheil nach dem Kontributionssystem wieder zurükbezahlen muß, diese zwo Millionen so zu sagen nur auf Interessen hinaus geliehen. Er gewinnt mit 300000 Thaler nach der obigen Ausrechnung um 20000 Thaler mehr Interessen, als wenn er die ganze Summe von zwo Millionen gegen Hypothekken ausgelehnet hätte. Der Staat gewinnt also wirklich selbst in Beziehung seiner Revenüen. Aber er hat auch noch den Vortheil, daß durch diese Vorkehrung der arbeitsame Bürger sich besser und reichlicher ernährte. —

Auf diese Art kann der Fürst durch den geschikten Kreislauf auch einer kleineren Geldmasse des Staates seine Unterthanen reicher machen, als wenn ohne Arbeitsamkeit dreymal so viel Geldes in den Händen der Bürger wäre. Ein Staat, dessen Geldmasse hundert Millionen sind, der aber die eine Hälfte in den Händen des Reichen nach freyer Willkühr läßt, die andre Hälfte aber im Kreise der übrigen Volksklassen liegt, ist im Grunde betrachtet nicht reicher, als der Staat, der die Halbscheid von jedem in seinem Schaz aufbewahret, und auf eine geschikte Art die andere Hälfte im Umlaufe erhält. Denn es ist für den Unterthan — vorzüglich aus den untern Klassen einerley, ob er 100 Gulden baar im Vermögen hat,

hat, oder ob er so viel sich verdient, als ihm diese 100 Gulden Nuzzen bringen könnten.

Wenn man auf so manche Länder blikket, wo das meiste Geld im Schazze des Fürsten liegt, der Unterthan selten bares Vermögen in grossen Summen besizzet, — zugleich aber die Vorsicht bemerket, mit welcher der Fürst aus seinen eignem Schazze die Arbeitsamkeit seiner Bürger unterhält, und dort, wo sie vom Nebenbürger keinen Verdienst ziehen können, selbst zu verdienen giebt, so wird man sich nicht mehr wundern, wie diese Leute bey allem Geldmangel doch stets gut und gemächlich zu leben wissen. Der lezte Nuzzen endlich dieser Vorsicht ist, daß die Masse des Geldes vom Fürsten selbst besser im Staate vertheilet wird. Statt, daß tausend Bürger sind, die 100000 Thaler, und zehntausend Bürger, die nur 100 Thaler Vermögen besizzen, erreicht es der Staat, daß diese zehntausend Bürger durch ihre Arbeitsamkeit den Nuzzen von 10000 Thalern geniessen, und die tausend reichen Bürger von 50000 Thalern noch gemächlich leben. — Freylich verliehren tausend die Halbscheid ihres Vemögens; aber diese Halbscheid wirft ihnen eben so vielen Nuzzen ab, und 10000 arbeitsame Bürger werden auf der andern Seite in bessere Umstände versezzet.

Sie sehen also, mein Bester, daß der Fürst seinen Schaz ohne Nachtheil des Staates immer füllen kann, wenn er nur von diesem Schaze

einen

einen Theil zum Besten des Ganzen wieder anwendet.

Nach diesen Grundsäzzen können Sie sich also nun auf die Frage selbst antworten, die ich aufwarf: „Nüzt es dem Staate, wenn er bauen „läßt? —

Sieben und dreyßigster Brief.

Der Luxus ist in unsern Ländern sehr gefallen, wenn man ihn gegen vorige Zeiten in Parallele stellt. Man hat angefangen über dieses Wort zu philosophiren, und für gut gefunden, dawider zu Felde zu ziehen. Nur schade, daß man so selten die Mittelstrasse hält, und nur gar zu gern auf der einen, oder andern Seite überschnappt. So gieng es mit dem Luxus auch. Seine Antagonisten wafneten sich mit allen nur möglichen Gründen, ihn ganz zu stürzen. Und es gelang ihnen.

„ Herr Melon, Verfasser des politischen „ Versuchs über das Kommerz, sagt: der „ Ausdruck Luxus sey ein leerer Name, den man „ aus allen Verrichtungen der Polizey und des „ Handels verbannen müßte, weil er nur auf un„ bestimmten, verworrenen, falschen Begriffen „ beruhet, deren Misbrauch den erfinderischen „ Fleiß in seinem Ursprunge selbst aufhalten kann. „ Ein berühmter neuerer Schriftsteller — —

„ frägt, was ist der Luxus? Nichts als ein „ leeres Wort ohne genaue Bedeutung, beynahe, „ so wie wir von östlichen und westlichen Gegen„ den sprechen, obgleich weder Ost noch West in „ der That vorhanden ist. Eben die Bewand„ niß hat es mit dem Luxus. „Es ist entweder „ gar keiner, oder es ist allenthalben anzutreffen.„ „ Das, was bey unsern Vätern Luxus war, ist „ anizt etwas Gemeines, und das, was bey „ uns Pracht ist, wird es für unsere Enkel nicht „ mehr seyn. Seidene Strümpfe waren zur Zeit „ Heinrichs II. Luxus, und Fayance ist dergleichen in Vergleichung mit gemeinem irdenen Ge„ fässe, so wie Porcellain gegen Fayance.“

Wahr ist es, der Luxus schreitet in unmerklichen Graden von der untersten Stufe bis zur höchsten durch alle Stände des Staates fort. Man würde übereilt handeln, wenn man für diesen Stand, für diesen Menschen die Gränzlinien des Luxus arithmetisch ziehen wollte. Der preussische Verschwender wird noch immer gegen den österreichischen ökonomisch seyn; und so der österreichische gegen den Pariser. Eben dies gilt auch von den einzelnen Ständen. Der Prasser in den Städten erstaunt über die bäuerischen Tändeleyen, und bemerkt sie in seinem Ueberflusse kaum; und doch kann die eitle Tochter des Schulzen, der junge Bengel des alten Vaters, der sechs Kühe im Stalle füttert, in ihren Kleinigkeiten sich als Verschwender auszeichnen. Ich

sehe nicht ein, warum man unter dem Luxus gerade nur Summen der Verschwendung verstehet, die sich nach Hunderttausenden berechnen sollen. Alles, was über das Einkommen des einzelnen Bürgers steiget, ist Verschwendung; die Summe mag noch so klein seyn. Jede Auslage, die blos der Bequemlichkeit und des Reizes wegen, von dem Vermögen — und nicht vom Einkommen bestritten wird, ist eine Verschwendung, die ihre Quelle im Luxus hat. Nach diesem Maaßstab berechnet, ist es ausgemacht, daß man sich sehr irren würde, wenn man zwischen der Pracht eines vernünftigen Mannes, und zwischen dem Luxus des Lüsternen nur eine Linie ziehen, und nur das, was über diese Linie schweift, — Verschwendung nennen wollte. Und so wird es sich auch zeigen, daß der Luxus nicht ein leeres Wort ohne Bedeutung sey. Daß aber jedes Glied der Gesellschaft seinen eigenen Standpunkt habe, aus dem es sich Gränzen des Gebrauches seines Einkommens bestimmen kann, ergiebt sich von selbst, wenn man bedenket, daß jedes einzelne Glied besondre reelle Kräfte habe.

„ Es ist entweder gar kein Luxus, oder er ist allenthalben: " heißt eben so viel, als sagen: es giebt gar keine Sonne, oder ihr Schein ist in gleicher Stärke, und zu gleicher Zeit allenthalben. Warum soll nur das: entweder Alles oder Nichts zum Beweise für den Luxus dienen. Es ist Luxus, — er ist, leider allenthalben, wo

nicht wirklich, doch immer möglich. — Lächerlich aber ist es, daß Herr Melon seine Idee damit zu unterstüzzen glaubt, wenn er sich auf die Veränderung des Geschmaks, und des Werthes der Gegenstände beruft, welche — vielleicht zu voreilige Politiker — zu den Kennzeichen des Luxus rechneten. Es ist zwar allerdings wahr, daß wir oft das sehr gering schäzzen, was unsern Vorfahren kostbar war. Beweist dies aber etwas wider die Schädlichkeit des Luxus? War Fayance unsern Vorältern so kostbar als uns das Porzelain, so war Fayance, wenn sie dadurch zu Auslagen über ihre Kräfte verleitet wurden, für sie doch immer ein Gegenstand der Verschwendung. Nicht die Waare selbst — der Werth, den sie zu eben der Zeit hat, ist der Maaßstab, nach welchem wir sie als Gegenstände der Verschwendung in den Händen eines Menschen betrachten müssen, dessen Einkommen für sie nicht zulangt. Der brillantene Ring an dem Finger eines Lords ist gewiß weiter nichts — als eine seinem Reichthume angemessene Pracht; eben dieser Ring aber an dem Finger eines unbemittelten Bürgers — würde das Kennzeichen der thörichsten Verschwendung seyn. Die seidnen Strümpfe Heinrichs II. so wenig Werth sie auch izt haben, hatten ihn doch damals. Seine Strümpfe waren also wirklich von grosser Pracht.

Olivier Wilke, als er unter der Regierung der Königin Elisabeth Parlamentsglied für

die

die Stadt Bristol ward, wurd von seiner Familie als ein Verschwender angeklaget, weil er eine prächtige Mahlzeit gab, die Einen Schilling kostete. Dieser Schilling muß also damals eine Summe gewesen seyn, für deren Verschwendung man verklagt zu werden verdienen konnte.

Anna von Bullen, nachdem sie Heinrich VIII. zu seiner Gemahlin erwählet hatte, beklagte sich sehr, daß, da sie auf dem Lande beynahe ein Pfund Spek und eine Kanne Bier zum Frühstük genieſſen könnte, es in der Stadt ihr schwer fiele, „auch nur die Hälfte davon zu sich zu nehmen.“ Auch habe ihr ihre Mutter drey Hemden gekauft, wovon die Elle vierzehn Pfennige, und Schuhe, die beynahe drey Schillinge kosteten. Spek und Bier war also zu ihrer Zeit ein herrliches Mahl; und Schuhe vor drey Schillinge schon groſſe Pracht.

„Schadet nun der Luxus dem Staate?“ — Ich sage nein, sobald er nur von den Produkten, welche im Lande selbst erzielet werden, befriediget wird. Er ist sogar nothwendig; und je gröſſer er anwachsen kann, desto besser für den Staat. Nur muß Luxus — und Sybaritenleben von einander gesondert werden. Ein Staat, in welchem der Bürger jeder Klasse sein Einkommen blos durch die Gurgel jagt, hat bey weitem den Nuzzen von der Gefräſſigkeit seiner Bürger nicht zu erwarten, als jener, wo Kleiderpracht

und Prunk in der Haushaltung herrscht. — Eßwaaren können nur einige Stände des Staates liefern; also haben nur diese — den Nuzzen der Gefräßigkeit; — der ungleich grössere Theil des Publikums kann sich damit nicht befangen. — Produkte aber für den eigentlichen Luxus — fordern ungleich mehrere Klassen von Arbeitern; der Nuzzen der Erwerb zertheilt sich also auch ungleich mannigfacher, — und die nährenden Arbeiter verlieren dadurch nichts, weil sie eben denselben Absaz ihrer Nahrungsmittel — an viele haben, da sie ihn vorher nur an wenige hatten.

Kleiderpracht, Pracht in Gebäuden, im Hausrathe, in Equipagen, und dergleichen — ist vorzüglich in einem Lande nothwendig, das eine so grosse Menge von innländischen Produkten hat, wie das unsrige, dessen Manufakturen und Fabriken aber erst im Aufkeimen sind. Es ist für die Handlung des Staates nicht genug, daß wir von uns selbst befriediget werden. Der wahre Nuzzen entspringt erst dann, wenn unsre verarbeiteten Produkte selbst auch im Auslande gesucht werden. — So lang aber die Verarbeiter der innländischen Produkte nicht Absaz genug haben, so lange werden sie's auch nie dahin bringen, daß ihre Arbeiten gesucht werden. Durch den starken innländischen Absaz erhalten die Manufakturen, die Fabriken tausend Gelegenheiten, durch vielfältige Arbeiten — ihre Arbeit selbst vollkommener zu liefern. Je mehr sie arbeiten, je geläufiger wird

ihnen

ihnen die Arbeit; — sie können also auch die Waare selbst wohlfeiler geben. Güte und Wohlfeilheit sind die ersten Folgen eines starken Absazzes. Diese zwey Bestandtheile ziehen den dritten Nuzzen nach sich. — Werth bey Ausländern.

Sie sehen, daß man sehr unrecht handeln würde, wenn man im Staate — ohne Ausnahme, — Einschränkungen von dieser Seite machen wollte. Es kann dem Fürsten einerley seyn, ob die Bürgersdame alle acht Tage ein neues Kleid trägt, oder der Praktikant wie der Minister gepuzt ist, — wenn nur das, was sie tragen, inländisches Fabrikenerzeugniß ist. —

Auch die Gallatage sind so kleinfügig nicht. — Jeder derselben ist für die Fabriken, die Manufakturen, und die ganze Handlung ein Festtag. Und der Fürst, der zum Beyspiel nur zwölf Gallatage im Jahre hielte, kann dreymal so viel Manufakturen mit einemmale aufhelfen. Er wählt sich wechselsweise aus dieser oder jener Manufaktur oder Fabrike die Waare, woraus er seine Kleidungsstükke machen läßt. Er lobt sie, empfiehlt sie, — und die Grossen des Hofes müßten wohl sehr auf den Kopf gefallen seyn, wenn sie dem Geschmakke des Fürsten durch Nachahmung nicht ihr Kompliment machen wollen. Von diesen Grossen verbreitet sich die Nachahmung bald unter die übrigen Stände des Volks, — und man sezt diese oder jene Fabrike in Absaz. —

Man lästert über die Modensucht. Aber mit Unrecht. Eben diese Sucht erhält die arbeitende Klasse in der Industrie, und im Verdienste. Ich würde sogar dem Staate besoldete Modenerfinder empfehlen, deren ausdrükkliches Geschäfte es wäre, allerley auszusinnen, welches die Nachahmung des Volks reizen könnte. Nur müßten diese Erfinder sich hauptsächlich auf den Grundsaz einschranken: „ nur innländische Produkte — zur Mode " zu machen. —

In manchen Staaten hat man Preise für diejenigen ausgesezt, welche am meisten verarbeitet haben. Man hätte diese Preise jenen geben sollen, welche am meisten gekauft hatten. Die Menge des Abfazzes ist der stärkste Sporn zum Fleiß der Arbeiter. —

Man macht dem Dichter über ein Sonnet öffentliche Komplimente. Warum soll man dem Kopfe, der durch seinen Erfindungsgeist uns neue Moden, und durch sie, der arbeitenden Klasse neue Nahrungswege anzeiget, — nicht eben diese Komplimente machen? — Ich würde den leztern — wegen seines innern Werthes, und des sich von ihm auf unzählige verbreitenden Nuzens — dem Dichter ungleich vorziehen.

Je unbeständiger der Geschmak des Volks ist, je leichter er von einem Gegenstande zum andern hinhüpft, desto besser ist es für die Industrie des Landes. Wahr ist es, ich kann eben so gut mit einem Kleide sechs Jahre auskommen, als man-

mancher Stuzzer mit sechs Kleidern in einem Jahre; — ob aber die arbeitende Klasse eben so gut bey mir besteht, als bey diesem, das ist eine andre Frage.

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß nicht dieser oder jener Gegenstand unter die Attribute des übertriebenen Luxus gerechnet werden können; sondern der grössere Geldaufwand gegen das Einkommen. Es kann dem Staate gleichviel seyn, ob die Dame, welche 1000 Gulden zu verzehren hat, sie auf Handschuhe, oder Adrienen, oder Spizzen, oder solche Gegenstände verwendet, oder ob sie dieselbe für ein Kleid hingiebt. Ob sie sie aber verspielt, blos verschlampampt, oder an Hauskapelläne verschenkt, das kann ihm nicht einerley seyn. Im leztern Falle nüzt sie mit ihrem Aufwande dem Staate ungleich weniger, als im erstern. — Steigt sie aber mit ihrem Aufwande über ihr Einkommen, so ist sie ein Gegenstand seiner vorzüglichen Aufmerksamkeit, weil ihr Sturz, denn sie alsdann sicher erleben muß, den Sturz eben der Klasse nach sich zieht, deren Glieder durch ihrer Hände Arbeit dem Staate oft mehr nüzzen, als — zehn Autorfedern, die für und wider den Luxus schreiben. —

Ich habe Ihnen diese Rhapsodien nur deshalb mitgetheilet, um Sie zu überzeugen, daß man von eben und derselben Sache, mag man noch so sehr darüber raisonirt haben, doch immer durchkreuzende Begriffe haben kann. Ich sehe den Lu-

rus als einen Talisman an, der durch eine wunderbare Mischung der Begriffe, den Kreislauf des Geldes, die Industrie des Volkes, und den Flor desselben hervorzaubert. Ich kenne keine andre Einschränkung des Luxus, als jene, welche den Bürger verhindert, ein Verschwender zu werden, das ist, mehr zu verthun, als er einnimmt; und dann die Vorsicht, allen Luxus, zu dessen Befriedigung wir erst zu den Waaren der Ausländer unsre Zuflucht nehmen müssen, zu unterdrükken.

Acht und dreyßigster Brief.

Lassen Sie mich heute einige Parallelen zwischen dem Luxus unsrer Stadt und dem Luxus der Römer ziehen. Es ist immer angenehm, zu sehen, wie die Begriffe in der Denkungsart der verschiedenen Völker oft — ohngeachtet der weiten Kluft, welche ein Zeitraum von vielen Jahrhunderten gemacht hat, — zusammentreffen, ähneln, oder gar übereinstimmen.

Bachanalien — nach grossem und kleinem Zuschnitte zeichnen vorzüglich unsre Gesellschaften aus. Es ist eine Bemerkung, die Fremde machen, daß man nirgends seinem Bauche besser hofire, als bey uns. Allein man sorgt dafür, daß nicht der Magen allein gesättiget werde; auch das Auge muß seine Befriedigung haben. Das heißt

sich

sich nicht gut unterhalten, wenn nur so viele Schüsseln gefüllet werden, als man genieſſen kann; man muß dreymal so viel sehen. Nach solchen Schlemmereyen frägt man nicht: hat es Ihnen geschmekt? — sondern: wie viel Speisen hatten Sie? wie viel mußte die Person zahlen? — Je mehr es kostete, je gröſſer die Anzahl von Schüsseln war, desto erhabener ist der Begriff, den sich der Wiener von dem Vergnügen macht, das er genossen hat. — Sie würden erstaunen, Freund, wenn Sie in den Speisesaal so mancher Schlemmer treten sollten. Was? dreyſſig Schüsseln, — und so voll gepakt, daß von dreyen sich dreyſſig bis zum Ekkel sättigen könnten, — und nur zwölf Gäste zu dieser Menge von Ragouts, und Brühen, und Braten, und dergleichen? Ist das nicht überflüſſige Verschwendung? — Sie ist's! Aber nicht nach unsern Begriffen. Man genießt freylich das wenigste; allein der Herr vom Hause wollte seinen Gästen alles mögliche Vergnügen verschaffen. — Seine Tafel muß zum Amphitheater werden, woran sich mehr als ein Sinn lezzet. Er tischet Gerichte auf, die für den Magen, — andre, die fürs Auge, andre, die für die Nase, und wieder andre, die für den Gaumen sind. Ich verwette alles, könnte irgend ein Koch in der Welt — Symphoniepastetchen machen, auch diese müßten auf die Tafel, um nur das Vergnügen zu haben, daß die Gäste durch die Freygebigkeit des Hausherrn, und die

Künsteley seines Koches — auch für ihr zärtlich gestimmtes Ohr Speisen fänden.

Rechnen Sie zu diesem allen noch den wirklich lächerlichen Grundsaz, daß nichts bey solchen Gelagen schmakhaft seyn könne, was nicht theuer ist, — und sehn Sie dann hin auf unsre Tafeln — selbst jene der blos reichen Bürger, so werden Sie erstaunen, mit welcher Sorgfalt man alles auf die Tafel zu sezzen trachtet, was nur immer in derselben Jahrszeit theuer und kostbar ist. Nicht weil es wohl schmekt, weil es viel kostet, muß es vorgesezzet werden. Diese kostbaren Lekkerbissen sollen nicht den Appetit der Gäste reizzen, sie sollen dem Reichthume und der Großmuth des Herrn vom Hause ein Kompliment machen. —

Das sind wir. Was waren die Römer? Schon Martial eiferte wider die Verschwendung seiner Zeitgenossen. „Calliodor, sagt er l. 10. ep. 13., „ gestern hast du einen Sklaven um „ 1200 Numen verkaufet, damit du einmal gut „ essen könntest. Und doch hast du eben so vor„ züglich nicht gespeiset; denn der Fisch von vier „ Pfund, den du kaufest, war das Hauptgericht, „ und der vorzüglichste Glanz deiner ganzen Mahl„ zeit. Gottloser! möchte man ausrufen, das ist „ kein Fisch, ein Mensch ist es. Ja, Calliodor, einen Menschen verschlangst du! “

Sich einen Begriff von der Verschwendung der Römer in Absicht auf den Werth der Fische

zu machen, welche ihre Lekkerbissen gewesen zu seyn scheinen, mag folgende Stelle des Seneca in seinem 95sten Briefe dienen. „ Einen Mullus „ von ganz besonderer Grösse — den man dem „ Kaiser Tiberius geschikket hatte, ließ dieser „ auf den Markt tragen, und verkaufen. Freun„ de, sprach er, alles müßte mich trügen, oder „ Apicius, auch vielleicht J. Octavius hat „ diesen Fisch gekaufet. Seine Muthmassung traf „ auch ein. Sie boten beyde darauf. Octa„ vius that das höchste Geboth; und erhielt un„ ter den Schlemmern grossen Ruhm, daß er um „ 5000 Sestertien einen Fisch gekauft hatte, den „ der Regent verkauft, und Apicius nicht „ einmal kaufen wollte. “

„ Asinius Celer, einer, der selbst das Con„ sulat verwaltete, verthat in Fischen sehr viel. „ Unter der Regierung des Caligula kaufte er „ einen um 8000 Numen. Diese Vorstellung — „ setzt Plinius l. 9. c. 17, hinzu, zieht den „ Geist von der Materie ab, um an die zu den„ ken, welche in ihren Klagen über den Luxus sich „ beschwerten, daß ein Koch theurer anzuschaffen „ wäre, als ein Pferd. — Aber nun verschaft „ man sich nur für einen Preis dreyer Pferde den „ Besiz eines Koches, und Fische bekommt man „ nur für das, was sonst ein Koch kostete. Ja, „ man schäzt fast keinen Menschen höher, als den„ jenigen, der am geschiktesten das Vermögen sei„ nes Herrns durchbringt. “

Das

Daß die Römer so gut als wir — ihren Gästen Augenweide bey ihren Gerichten zu verschaffen strebten, können wir ebenfalls aus dem Plinius erfahren. — „Die Leute, welche groß „ durch ihren Gaumen sind, — sagte er, er„ zählen, daß man an dem sterbenden Mullus „ eine grosse Mannigfaltigkeit und Veränderung „ der Farben erblicke; indem das erst sichtbare „ Roth der Schuppen durch vielfältige Abwechse„ lungen sich ins Blasse verliere, besonders, „ wenn man ihn im Glase eingeschlossen erbli„ cket. — " Seneca nat. quæst. l. 3. c. 18. schildert dieses Tischschauspiel umständlicher. „ Nichts „ ist schöner, sagst du, als ein sterbender Mullus? „ Wenn er nun in den lezten Zukkungen sein „ Leben aushauchen will, so ergiesset sich erst „ unter den Schuppen die Röthe, dann die voll„ kommene Blässe. — — Siehe! wie die rothe „ Farbe izt brennend wird, leuchtender als irgend „ ein Zinnober. Siehe! wie an den Seiten die „ Adern hervortreten; sollte man nicht glauben, „ der Bauch wäre blutstriemig? Was bricht da „ vor ein Licht, und welch ein Blau bricht hier „ am Kopfe hervor? —"

Wenn man bedenkt, daß die Römer an ihren Tafeln selbst diese Fische erst zu Tode martern liessen, um das angenehme Schauspiel der Farbenwechslung dabey zu geniessen, so dürfen wir uns nicht mehr wundern, wenn französische Köche noch heut zu Tage die Kapaunen mit den Füssen

lebendig auf glühenden Stahl so lange hinsezzen, bis sie — krepiren; oder den kleinen Schweinchen den Hals zuschnüren, und mit dem Blasbalge in den Hintern blasen, bis sie zerbersten, — um beyden einen grössern Grad von Wohlgeschmack zu verschaffen. — Wie weit steigt deine Lüsternheit Mensch! — du gefräßigstes Raubthier in der ganzen Schöpfung Gottes!

Ohngeachtet unter C. Orchius dem Tribun; dem Fannius, dem P. Livinius Crassus, dem Antonius Restius, dem M. Scaurus und ausser diesen zu verschiedenen Zeiten, theils sehr strenge, theils sehr weise Gesezze wider die Schwelgereyen des römischen Volkes gegeben wurden, so erstikten diese Gesezze die Verschwendung doch im geringsten nicht. Sie lebte vielmehr nach jedem Verbothe, nach jeder gesezlichen Einschränkung mit desto grösserem Reizze auf. Man höre, was einer der gelehrtesten Römer von den Tafeln seiner Zeitgenossen sagt. „Will „ man gut essen, so muß der Pfau aus Samos „ kommen; Hüner aus Phrygien, Kraniche aus „ Melos, Böcklein aus Aetolien, Thunfische „ aus Calcedon, Murånen aus Tartessus, Hechte „ aus Pessinus, Austern von Tarent, Muschseln „ aus Chio, andre Seefische aus Rhodus, andre „ aus Cilicien, Nüsse aus Thassus, und Dat„ teln aus Egypten.“ Varro ap. Gell. l. 7. c. 16.

Müssen unsre Köche nicht ebenfalls alle vier Theile der Welt, und alle Elemente plündern,

um den nie zu befriedigenden Magen der Lüsternen im Appetit zu erhalten? —

Suetonius im Leben des Vitellius liefert uns ein Beyspiel von der auffallendesten Lüsternheit mancher Tischgelage.

„ Vor vielen andern Mahlzeiten, sagt er, „ war die des Apicius berühmt, mit welcher er „ seinen Bruder bey seiner Ankunft empfieng. „ Zweytausend der ausgesuchtesten Fische, und „ Siebentausend Vögel wurden dabey aufgetragen. Doch auch diese übertraf Vitellius „ bey der Einweihung seiner Schüssel, die er wegen der ungeheuern Grösse den Schild der „ Minerva nannte. In dieser ließ er Lebern von „ seltenen Seefischen, Fasanen und Pfauengehirn, „ Zungen von Goldfasanen, die Milchram von „ Muränen, die er auf Kriegsschiffen durch „ Schiffscapitaine von dem carpathischen Meere, „ und der spanischen Meerenge her hatte zusammenholen lassen.“

„ Am meisten aber ist doch des Cl. Aesopus des tragischen Schauspielers Schüssel berühmt, welche 600 Pfund Sestertien geschäzt wurde. In dieser sezte er Vögel auf, „ die wegen ihres Gesanges, oder Nachahmung „ der menschlichen Stimme sich unterschieden. Jeder kostete 600 Sestertien. Es konnte ihn hiers „ zu keine andre Annehmlichkeit reizen, als daß „ er bey diesen Vögeln, wenn sie unter seinen „ Zähnen waren, sich ihre Geschiklichkeit, die

Men-

„ Menschen nachzuahmen, dachte. Und hier „ machte ihn nicht einmal die Vorstellung an seine „ fette, blos durch die Stimme erworbene Ein„ nahme schüchtern. Er verdiente den Sohn zu „ haben, von dem wir wissen, daß er Perlen „ aus Lüsternheit verschluckte.“ Plin. l. 10. c. 51.

Man sieht aus diesen Stellen, wie leckerhaft die Römer für ihre Tafeln sorgten. Cato hatte allerdings Recht, wenn er nach dem Zeugnisse des Gellius ausrief: „Die Stadt kann „ nicht bestehen, in welcher ein Fisch theurer be„ zahlt wird, als ein Ochs. — “ Wir können das zwar nicht sagen, aber versichert dürfen wir seyn, daß, wenn eben der Fall sich bey uns ereignete, unsre Gaumenjäger auch diese Verschwendung nicht scheuen würden. —

Plautus giebt uns ein artiges Bild von den Gelagen der Römer in seinem Lügner. Ich muß ein Fragment der zweyten Scene des dritten Aktes hersezzen.

„ Ballio. Wer diesen Markt einen Garkochsmarkt nennt, der versteht's nicht. Nicht Garkoch — Diebsmarkt ist er; denn wenn ich nach Eid und Pflicht den schlechtesten Mann hätte aufsuchen sollen, so könnt ich mir diesen hier verschaffen.“

„ Der Koch. Wenn du mich so kanntest, warum mußtest du mich gerade dingen?“

„ Ballio. Ich mußte wohl. Es war kein andrer mehr da. Aber wenn du ein Koch wie

ein andrer wärst, warum bliebst du denn alleine sizzen?“

„Der Koch. Der Leute Geiz — nicht meine Anlagen machen mich im Fordern (wie du es nennst) — so unverschämt. — Jeder will den wohlfeilesten haben; da zotteln denn die Sudelköche für 6 oder 7 Groschen hin; — mich aber kriegt keiner unter einen Dukaten von der Stelle. Aber ich arbeite auch hernach anders. Jene lassen ganze Wiesen von Schüsseln auftragen, machen ihre Gaste zu Ochsen, und werfen ihnen Kräuter vor; diese Kräuter würzen sie wieder mit andern Kräutern, — und so kommt es, daß die Menschen so kurze Zeit leben, wenn sie diese Kräuter — in ihrem Bauche zusammen schütten. Kräuter, welche die Thiere nicht fressen, essen die Menschen.“

Noch eine Stelle des Plautus gehört hieher.

A. Wenn es dir recht und bequem ist, so kaufe zur Mahlzeit nur ganz mäßig ein, gar nicht theuer. Was du mir vorsezzest, ist mir genug.

B. Ey, laß diese Sprache immer! sie ist schon alt und aus der Mode. Das klingt, wie der Pöbel spricht. Denn, wenn aufgetragen ist, und man sich zu Tische lagert, so heißt es: guter Freund, was braucht es um unsertwillen so viele Umstände? In der That du übertreibst es, denn das, was wir hier sehen, wäre für zehn Perso-

nen

nen genug gewesen. — So haben sie immer etwas an dem, was man ihretwegen angeschaffet hat, auszusezzen; und essen doch fort. Aber eben diese Leute, wenn auch der Tisch noch so reichlich besezzet ist, sagen nie: laß dies abtragen, diese Schüssel laß wegnehmen; weg mit dem Schinken, meinetwegen soll er nicht hier seyn; die kleine Schüssel mit dem ausgesuchten Fleische laß nur abtragen; der Seefisch schmeckt kalt gut, weg mit ihm, ohne Umstände, fort! — so spricht Niemand, sondern jeder fällt mit grosser Begierde darüber her. Mil. glor. act. 3. sc. 1.

Es wäre unnöthig, mein Bester, die Aehnlichkeiten der römischen Bachanten mit den unsrigen zu zeigen. Man findet sie von selbst. — Allein nicht blos in Schmausen zeigten die Römer, daß sie den höchsten Grad der Verschwendung erstiegen. Ihre Gebäude, ihre Kleider, ihre Spiele — kurz jeder Tritt — den der Römer öffentlich that, hatte, das Gepräge des ausschweifendsten Luxus an sich.

Vitruv de archit. l. 6. c. 8. entwirft uns den Umriß von der Verschwendung der Römer, die sie bey ihren Gebäuden machten. „Männer, welche ihrer Rechtskunde oder Beredsamkeit wegen viel zu thun haben, müssen vorzüglich geräumige und zierliche Vorhöfe, und Plätze bey den Häusern haben, um den Zulauf des Volkes fassen zu können. Die Vornehmsten aber, welche in den obrigkeitlichen Aemtern, die sie bekleiden, vielen

Bürgern Dienste leisten müssen, müssen sich Vorhöfe von dem Umfange königlicher Schlösser bauen lassen, einen hohen Saal zum Eintritt, geräumige umlaufende Säulengänge, Lustwälder, die groß genug sind, um ein ehrwürdiges Ansehen zu behaupten. Ueberdem Bibliotheken, Bildersäle, Hallen, alles so prächtig, als öffentliche Gebäude nur immer seyn können, weil in ihren Wohnungen oft Berathschlagungen fast aller Staatsmänner, und so viele andre Gerichtstage und Vergleiche angestellet werden."

Selbst Cicero scheute sich nicht, 80000 Dukaten in sein Haus zu verschwenden. Plinius — nach ihm Nieuport versichern, daß er, ohngeachtet seines nach damaligen Zeiten geringen Vermögens — für einen einzigen Cederntisch 25000 Dukaten gab.

Plinius erzählt, daß man die Fußgestelle an Tischen, die Bettgestellen, die Leuchter, die Spiegel, theils mit Gold und Silber ausgelegt, theils ganz von Gold und Silber gegossen habe. Sallustius hatte daher Ursache auszurufen: Was soll ich erst Dinge anführen, die nur dem, der den Anblik davon hatte, glaublich seyn können, daß von Privatpersonen, und deren waren nicht wenige, Berge abgetragen, Meere überbauet worden, und Schäzze ihnen zum Spielwerke waren. „Da die Schwelgerey überhand genommen, so wurden Spiegel, so groß, als der Mensch selbst ist, aus Gold und Silber gearbeitet, zulezt

auch

auch mit Edelgesteinen besezt. Einer dieser Spiegel kostet de Römerin mehr als ihrer Urältermutter ganze Aussteuer betrug. Die Ausstattung, welche der Rath der Tochter des Scipio gab, reicht izt nicht zum Preise des Spiegels hin, den ein Mädchen eines Freygelassenen braucht.“ Sen. quæst. nat. l. 1. c. 17.

Die Kriege der Römer mit auswärtigen Nationen lehrten sie, die Schönheiten der bildenden Künste kennen. Kaum daß Marcellus aus Syracus; Publius Scipio aus Carthago; T. Q. Flaminius aus Macedonien; Mummius aus Corinth; Sylla aus Athen; Publius Servilius aus Olymp; Verres aus allen Gegenden, wo er hinkam, — Säulen, Gefässe, Bilder, und andre Kunstwerke nach Rom brachten, so entstund auch schon die rasende Begierde, solche Seltenheiten im Ueberflusse zu besizen; daß Cato, wie Livius l. 34. c. 4. berichtet, ganz recht hatte, wenn er dawider eiferte. „Glaubt mir, sagte er, feindselig war der Einfall, die Kunstwerke von Syracus nach Rom zu bringen. Nur zu viele giebt es, welche die Meisterstücke von Corinth und Athen bewundern, und schon über die schlecht gearbeiteten, an den Thüren befindlichen Bildnisse der römischen Gottheiten lachen.“

Ueberhaupt ist es fast unbegreiflich, mit welcher gränzenlosen Heftigkeit sich die Römer der Begierde, schöne Bildsäulen, und Gemälde zu

besizzen, überliessen. Keine Summe war ihnen dafür zu kostbar, und keine Niederträchtigkeit zu abscheulich, die sie nicht unternommen hätten. Hortensius übernahm, um eine schöne Figur vom Verres zu erhalten, gegen den Cicero die Vertheidigung eines der niederträchtigsten Menschen. Er gab für die Argonauten — ein mittelmässiges Gemälde des nicht gar zu berühmten Cydias hundert vier und sechszig Pfund Sestertien, welches nach Arbuthons Rechnung 1162 Pfund Sterling beträgt.

Antonius lies den Verres lediglich aus der Ursache in die Acht erklären, und ermorden, damit er in den Besiz seiner vielen Statüen und Gemälde kommen möchte.

Plinius, der uns diese Anekdoten aufbehalten hat, sezt hinzu: „Hier zeigte sich der Hang der Römer schon über alle Scham hinweg; sie überboten sich unter einander bey dem Verkauf der königlichen Geräthschaften des Attalus. Das Fremde war nun in der Stadt nicht blos ein Gegenstand der Bewunderung, sondern schon der stärkesten Neigung. L. 33. c. 11. —

An eben dem Orte versichert uns dieser Römer, daß C. Grachus silberne Gefässe, wovon das Pfund 347 Thaler, Crassus der Redner aber Vasen hatte, wovon das Pfund 400 Thaler kostete. Vor Sylla und Marius zählte man in Rom über 500 Schaalen, die jede 100 Pfund wogen, folglich gegen 40000 Thaler werth waren.

Es ist eine unsern Alten sehr gewöhnliche Klage, daß sich die Welt mit jedem Jahre — verschlimmere. Die Ursache mag wohl darin liegen, weil sie sie immer besser kennen lernen. In ihrer Jugend waren sie, wie wir es izt sind, mit allem, was sie sahen, zufrieden. Ihr jugendliches Feuer malte ihnen lauter Rosenscenen; — izt, da sie mehr abgekühlet sind, erblikken sie diese Scenen — nur mit Disteln überwachsen. Sie sind unbillig genug ihr falsches Jugendurtheil für wahres, gegründetes Urtheil anzusehn, und wollen nicht zugestehn, daß sie damals falsch sahen. Die Veränderung, die sie izt bemerken — gieng nicht in der Welt, sie gieng in ihrem Kopfe vor. Da sie aber die Ursache dieser Veränderung immer auswärts suchen, so fällt es ihnen nicht einmal ein, zu muthmassen, daß sie sich in ihrem Alter eben so gut betrügen, wie in ihrer Jugend.

Eben so verhält es sich auch mit den Ausschweifungen unserer Vorwelt. Kein Laster, keine Thorheit ist izt im Gange, das es nicht vorher auch schon war. Nur der Name, die äussere Forme hat sich davon geändert. — Doch lassen Sie mich auf die Römer zurükkommen. „Nach dem Zeugnisse des Redners Messala bediente sich Antonius als Triumvir der güldenen Gefässe zu allen auch den schmuzzigsten Nothwendigkeiten; eine Kleopatra hätte sich schämen müssen, wenn man ihr solche Vorwürfe gemacht hätte.“ Plin. l. 33. c. 3.

Martial l. 1. ep. 38. spottet nicht weniger über diese Verschwendung. „ Basso sagt er, „ du sezzest das Gold herunter; bestimmst es, „ das aufzufangen, dessen sich dein Leib entla„ det. Eben du trinkst aus Glas. Theurer also „ purgirst du.“

Doch wir wollen den Hausrath der Römer weiter verfolgen. Am angeführten Orte sagt Plinius: „ Gewölbte Dekken, welche nun selbst auch in den Häusern der Privatpersonen mit Gold bedekket werden, zu vergolden, brachte man unter der Censur des L. Mummius nach der Zerstörung von Carthago zuerst bey dem Kapitol an. Von da gieng es zu andern Gewölben über; auch zu Wänden, welche nun so, als wären sie Vasen, übergoldet werden.“

Folgende Stelle des Seneca aus dem 90 Brief verschaft uns Gelegenheit in das Innere der römischen Gebäude zu dringen. „ Hältst du den für weiser als den Diogenes, welcher die Kunst erfand, Wohlgerüche durch verborgene Röhren in der Wand bis auf eine ungemessene Höhe hinauf zu leiten; die kostbaren Fußböden durch plözlichen Zulauf des Wassers zu füllen: oder auch wieder trokken zu machen? Hältst du für klüger, den Mann, der die Dekken der Speisezimmer beweglich macht, und sie so verschiebt, daß von Zeit zu Zeit das Zimmer eine andere Gestalt gewinnt, und Dekke und Wände

sich eben so oft verändern, als die Gänge der Mahlzeit? — Doch etwas Merkwürdiges ist erst zu unserer Zeit aufgekommen; nämlich der Gebrauch der Spiegelgläser, die durch ihren durchsichtigen Körper das Licht, so helle es ist, hindurchlassen; ferner, die schwebenden, auf Säulen oder Gewölben ruhenden Bäder, und die zwischen den Wänden versteckte Röhren, durch welche die Wärme, die den Fußboden so wie den obern Theil des Zimmers gleich mild und angenehm machen soll, sich umher ergiesset.“

„ Auch das haben wir erlebt, daß die Fußtapfen mit Salben befeuchtet worden: dies hat M. Otho dem Kaiser Nero gezeiget. Ja wir haben auch gehöret, daß irgend ein Privatmann die Wände der Badstuben mit Salben habe besprizzen, und der Kaiser Cajus die Fußboden dadurch ansehnlich machen lassen; und damit man dies nicht für einen kaiserlichen Vorzug halten möchte, so that es nachher auch einer von den Knechten des Nero. — — Und, so neu, so gewiß ist es auch, einige mischen schon die Salben in den Trank; und lassen sich die Bitterkeit nicht abschrekken, nur damit sie des verschwenderischen Geruchs aus allen Theilen des Körpers geniessen.“ Plin. l. 13. c. 3.

„ Arm und schmuzzig kommt sich der für, dessen Wände in den Bädern nicht von grossen und köstlichen Scheiben glänzen; wenn nicht alexan-

drinische Marmorsorten mit numidischen Einfassungen abwechseln; wenn nicht um dieselbe eine Einfassung die mühsam und einer Schilderey ähnlich ist, sich herum ziehet; wenn nicht durch Glas das Gewölbe selbst gleichsam verstekt ist; wenn nicht thasischer Marmor, ehemals selbst in irgend einem Tempel ein seltner Anblik, unsere Fischteiche umgiebt. In diese senken wir unsere Körper, wenn sie durch vieles Schwizzen ausgemergelt sind, nicht hinab, es sey denn, daß sie das Wasser aus silbernen Hähnen ergiesset. Und noch spreche ich von den Bädern des gemeinen Haufens. Wie wird es klingen, wenn ich zur Beschreibung der Bäder der Freygelassenen werde gekommen seyn. Wie viele Statuen! wie viele Säulen, die nichts stüzzen, sondern nur zur Zierde, und des Aufwandes wegen hingesezzet sind! Welche Last von Wasser, die mit starken Plätschern die Stufen herabfällt! So weit ist es mit unserm verfeinerten Aufwand gekommen, daß wir nur auf kostbaren Steinen treten wollen — Schon nennt man sie der Nachtvögel Bäder, wenn irgend einige nicht so eingerichtet sind, daß sie den Sonnenschein den ganzen Tag hindurch durch die weiten Fenster einlassen; wenn sie nicht während des Bades auch zugleich von der Sonne braun gebrannt werden, und von dem Sessel ab Aussichten nach Gefilden und Meeren hinaus haben." Senec. ep. 86.

Plinius,

Plinius, l. 33. c. 1. giebt uns noch einen Zug, von der Pracht der Verzierungen der römischen Gebäude. Dies sind seine Worte: „Nun ist die Malerey durch die Marmorarbeit ganz verdrängt; auch durch die Goldarbeit, nicht blos so, daß ganze Wände damit bedekket werden, sondern daß der Marmor durchbrochen, und in kleinen Stükken um Gegenstände und Thiere abzubilden eingeleget wird. Nun gefallen nicht mehr Tische von ganzen Platten — wir haben auch den Anfang gemacht, den Marmor zu malen. Dies ist eine Erfindung der Regierung des Claudius. Unter dem Nero kam auf, die Einfärbigkeit des Steins durch Flekken, die man hineinkünstelte, zu unterbrechen, so daß der numidische mit Flekken von der Grösse eines Eyes erschien, daß der Synnadische durch Purper bunt wurde, so wie der ekele Kenner sie aus den Händen der Natur nur wünschen möchte. "

Eben so verschwenderisch zeigte sich der Römer in der Mode, grosse Bibliotheken zu haben. Er hielt sie für einen unumgänglich nöthigen Hausrath. Seneka de tranq. an. c. 9. macht mit seinem gewöhnlichen Scharfblikke folgende Anmerkung darüber. „Wozu unzählige Bücher und Bibliotheken, deren Register der Besizzer kaum in seinem ganzen Leben durchlas? Die Menge belastet den, der lernen will, unterrichtet ihn aber nicht: und weit besser ist es, sich einigen Schriftstellern ganz zu überlassen, als unter allen herum-

zuwühlen. — — Man schaffe sich also so viele Bücher an, als genug ist; nichts zum Staat. Du sagst, es macht mir doch mehr Ehre, mein Geld auf diese, als auf Corinthische Gefässe und Schildereyen zu verwenden. Was zu viel ist, ist in allen Gattungen fehlerhaft. Kannst du einen Grund finden, um dem weniger zu verzeihen, welcher durch Marmor und Elfenbein berühmt seyn will, als dem, der Werke zusammen sucht, entweder von unbekannten Verfassern, oder von verworfenen, und der dann unter so viel tausend Büchern gähnt? Dem an seinen Büchern nichts gefällt als die Aussenseite und der Titel? So kannst du bey den unthätigsten Menschen alle mögliche Reden, alle Geschichten sehen, und Bücherschränke, die bis zum Dache aufgebauet sind. Denn izt wird nebst den Badanstalten, und lauen Bädern auch eine Bibliothek als eine nothwendige Zierde des Hauses aufgepuzt. Ich würde dies jedem ohne Ausnahme zu gute halten, wenn es aus zu grosser Begierde zu den Wissenschaften geschähe; so aber werden diese ausgesuchte, und mit ihren Bildern zugleich copirte Werke göttlicher Geister blos zum Glanze und Puz der Wände angeschaffet. "

Nachdem wir die Verschwendung der Römer in ihren Gebäuden und Gelagen aus ihren eigenen Schriftstellern gesehen, so wollen wir noch einige Stellen aus denselben von ihren Petit-maitres und der Koketterie der Damen anführen, um dann

über-

überzeugt zu seyn, daß Arbuthnot S. 129. unrecht schloß, wenn er sagte, der Luxus der Römer käme dem Luxus der Pariser- und Londner-Damen nicht gleich. Ich will zuerst eine Stelle aus dem Plautus herszezen. Aulul. act. 2. Sc. 2.

Der Knecht. Wenn du dich nicht schnell trollst, so will ich dir deine gekräuselte, gelegte, krause, gesalbte Lokken aus dem Kopfe klopfen.
Die Magd. Warum?
Der Knecht. Weil du mit Salben übergossen es wagst, an unsere Thüre zu kommen, und so schöne bepurpurte Wangen hast.
Die Magd. Das Blut steigt mir bey deinem Geschrey ins Gesicht.
Der Knecht. Dir das Blut? als wenn du deinem Körper es frey gelassen hättest, noch irgend eine Farbe anzunehmen. Rothe Schminke hat dir die Wangen, und Wachsfirniß den ganzen Körper bemalt. Ihr seyd saubre Gesichter! —

Eben dieser theatralische Dichter liefert uns noch eine andere merkwürdige Stelle von der Galanterie der Damen. Plaut. Mercat. act. 2. Sc 3.
„ Es wäre toll und sündlich; eine Sklavinn von so seltener Schönheit darf nicht in dem Gefolge der Damen seyn. Wenn diese durch die Gassen geht, so begaffen sie die Leute; da stehen sie still, da winken sie, da nikken sie, da flistern sie; man zupft, man hustet. Mannigfaltig sind die Liebhaber da lästig, machen ein Geplär vor den

Thü-

Thüren, und zulezt stände wohl meine Thüre gar voll Sinngedichtchen und Liebesseufzer angeschrieben. Bald hiesse es, da es doch so viele Verläumder izt giebt, meine Frau und ich hielten eine Wirthschaft von verdächtigen Frauenspersonen.“

Ob wohl die französischen Marquis besser geschildert werden könnten? Doch — wie sahen wohl die römischen Stuzzer aus? Gellius l. 7. c. 12. wird uns das Portrait derselben in der Schilderung des P. Sulpitius Gallus liefern. „ Wer täglich — sind seine Worte, mit Salben übergossen vor dem Spiegel sich schmükket, wer die Augenbraunen sich schwärzen lasset, wer mit ausgezwiktem Barte, und ohne Haare an den Füssen daher spazziret, wer als Jüngling bey den Gastmahlen in einem Rokke mit spizzigen Aermeln mit seinem Liebhaber und zwar unten an liegen konnte, wer nicht allein Mann beym Weibe, sondern auch Weib gegen Männer seyn konnte, denen man das gethan, was Eunuchen zu thun pflegen ꝛc. — — “

Titius liefert uns noch eine Stelle. „ Unsere prassende Römer spielen im Brete, nachdem sie mit grossem Fleisse gesalbet worden; noch stehen unzüchtige Weiber um sie her. Ist es zehn Uhr, so rufen Sie ihrem Bedienten, daß er nach dem Versammlungsorte gehen soll, um sich zu erkundigen, was auf dem Markt vorgefallen, wer einen Vorschlag gethan, wer dagegen gesprochen,

wie

wie viel Zünfte dafür, wie viele dagegen gewesen? Dann gehen sie erst unter das Volk, damit sie ja keine Sache, so lange sie streitig ist, zu der ihrigen machen. Auf ihrem Wege stehet kein Eimer in irgend einem Winkel, den sie nicht anfüllen helfen, so drängt der Wein. Nun kommen sie ganz verdrüßlich auf den Plaz; als Obrigkeiten heissen sie die Partheyen sprechen. Da sprechen dann die, welche Prozesse haben. Der Richter ruft die Zeugen auf. Er selbst geht hin, sein Wasser zu lassen. Sobald er zurükkömmt sagt er: er habe alles vernommen, er fordert die Täfelchen, nimmt die Zeichen der Verurtheilung oder Lossprechung in Augenschein. Kaum erlaubt ihm der Wein, die Augenlieder offen zu halten. Sollen nun die Anwesenden zusammentretten, so sagt er: Was habe ich mit jenen Schwäzzern zu schaffen? Komm, wir wollen lieber unsern Trank mit gutem griechischen Weine vermischt zu uns nehmen, einen guten Kramsvogel essen, und einen guten Fisch, einen ächten Hecht, so wie man ihn zwischen beyden Brükken in der Stadt fängt." O, ihr Richter unsers Jahrhunderts, habt ihr wohl einen Vorzug vor den Richtern der Zeiten des Titius? Sollte man nicht sagen, die Römer wären unsern süssen Müssiggängern ähnlich? Man höre, was Seneka von ihnen sagt.

„ Nennst du den einen Müssiggänger, welcher corinthische Gefässe, denen die Raserey einiger

Lüsternen einen so hohen Werth beyleget, mit ängstlich verfeinertem Geschmakke sich anschaft, und den grösten Theil des Tags in Betrachtung der rostigen Stükke zubringt? Der in dem Theile des Schauplazzes, wo Salben so häufig verschwendet werden (denn tief genug ist unser Fall, nicht einmal römische Fehler sind unsre Seuche) als Zuschauer des eifernden Knaben sizt? welcher seine entnervten Sklaven-Heerden paarweise nach Alter und Farben eintheilet? — Wie? nennst du die müssig, welche viele Stunden bey dem Barbier zubringen, indem der geringe Zuwachs der lezten Nacht ausgerupfet wird, indem über jedes Haar Rath gehalten wird, indem das Haar, wenn es sich auseinander geleget, seine Gestalt wieder bekommt, oder wenn es irgendwo fehlte, von allen Seiten nach der Stirne hingezwungen wird? Wie zürnen sie nicht, wenn der Scheerer in etwas zu nachlässig gewesen ist? Gleich als wär es ein Mann, den er unter Händen habe. Wie fahren sie auf, wenn etwas aus dem Busch der Vorderhaare abgeschnitten ist, etwas ausser der Ordnung lag, und nicht alles in glatte Lokken fiel? Wer ist unter ihnen, der nicht lieber sähe, daß der Staat, als daß sein Haar in Unordnung gerathe? Der nicht besorgter sey über den Schmuk, als über die Sicherheit seines Kopfes? Der nicht lieber geschmükt, als ehrwürdig seyn möchte? Diese Leute, welche zwischen Kamm und Spiegel festgehalten werden, nennst du müssig? Wie ist es

mit

mit denen welche immer mit Gesängen zu thun haben, sey es, sie zu sezzen, zu hören, oder zu lernen? Indem sie die Stimme, welcher die Natur den genauen einförmigen Ton gab, daß er der beste seyn sollte, durch gewaltsame und weibische Beugungen unnatürlich abändern? Deren Finger, indem sie die Takte irgend eines Liedes zählen, immer klappern? Mag man sie zu ernsthaften oft auch zu traurigen Geschäften hinziehen, so hört man ihr gedämpftes Trillen. — — Auch die Mahlzeiten derer möchte ich nicht unter die unbesezten Zeiten rechnen, wenn ich sehe, wie sorgsam sie das Silbergeräthe ordnen, wie genau sie ihre Ennuchen Rökke gürten, in welcher ängstlichen Erwartung sie sind, wie das wilde Schwein aus den Händen des Koches erscheinen werde? mit welcher Geschwindigkeit, auf das gegebene Zeichen, die beschornen Sklaven zu ihren Diensten laufen? mit welcher Kunst die Vögel in proportionirte Stükke geschnitten werden? wie sorgsam unglükliche Knaben der trunkenen Gäste Auswurf aufwaschen? Durch solche Dinge streben sie nach dem Ruhm der feinen und galanten Lebensart, und bis in alle Theile ihres Lebens verfolgen sie diese Uebel, daß sie weder essen noch trinken, ohne eine besondere Ehre darinn zu suchen." (de brevitate vitæ 12.)

Noch eine Stelle aus eben diesem Kapitel gehört hieher.

„ Auch die kann man nicht einmal unter die müssigen zählen, welche sich in Tragsesseln und Sänften hin und her schleppen, die zur gesezten Stunde des Spazzierengehens, als wenn es Pflicht wäre, sie nie zu verlassen, einem aufstossen: die ein anderer erinnern muß, wenn es Zeit zum Baden, zum Schwimmen, zum Speisen sey: und so weit sind sie im Schwindel ihrer verzärtelten Seele erschlafft, daß sie von sich selbst nicht wissen können, ob sie Hunger haben. Ich höre, daß einer von diesen Wohllüstlingen (wenn das Wohllust heissen kann, Leben und Betragen des Menschen zu verlernen) — als er auf Händen aus dem Bade getragen, und auf einen Stuhl gesezzet ward, fragend ausgerufen habe: Sizze ich nun? Wenn er nicht wußte, ob er sässe, glaubst du denn, daß er weis, ob er lebe, sehe, müssig seye? Ich könnte nicht leicht sagen, ob er mich mehr jammern würde, wenn er es wirklich nicht wüßte, oder sich bloß stellte, als wüßte er es nicht. “

Verres kann uns als ein Beyspiel der römischen Charlatanerie dienen. „ So, wie es die bithynischen Könige gewohnt sind, in einer Sänfte von acht Menschen getragen, zog Verres durch das Land: In dieser Sänfte war ein durchsichtiger Ueberzug, mit Rosen aus Malta gestopft, statt des Kissens. Er selbst hatte einen Kranz auf dem Haupte, einen andern um den Hals, und ein Beutelchen von der feinsten Leinwand mit klei-

nen

nen bunten Flekchen, mit Rosen angefüllet hielt er sich vor die Nase. Hatte er die Station erreicht, war er bey einer Stadt angekommen, so trug man ihn in eben der Sänfte bis ins Schlafgemach.“ Cic. in Verr.

Die Sorgfalt, äusserst gepuzt zu erscheinen, gieng so weit, daß Hortensius der Redner seinen Kollegen gerichtlich verklagte, weil er ihm eine Falte an seiner Toga im Spazziergehen verdrükket hatte.

Lucullś Garderobe übertraf gewiß jede der unsrigen. Horaz l. 1. ep. 6. 40. sagt: „Das ist nur ein schlechtes Haus, wo nicht noch vieles übrig ist, das dem Blikke des Herrn entzogen, und jedem, der es sich anmassen wollte, zu Diensten wäre. Zur Probe bat ihn jemand, ob er ihm hundert Kleider leihen könnte? So viel? das ist nicht möglich, sprach Lucullus, doch will ich suchen lassen, und was ich finde, sollst du haben. Gleich darauf schrieb er: es fänden sich in seinem Hause noch 5000 dergleichen Kleider: ein Theil derselben oder auch alle stünden ihm zu Diensten.“

„Es ist bey den römischen Damen gar nichts seltsames oder auffallendes gewesen, wie Cato uns versichert, wenn sie mit Purpur und Gold überdekt, Diademe, goldene Kronen, rothgemalte Gesichtchen, und rothen Puder in den Haaren trugen.“ Fragm. Orig. l. 7.

Plinius in dem 16. B. 17. K. liefert uns eine Stelle, woraus wir sehen, daß die Damen zu Rom eben so lüstern in ihrem Anzuge als die heutigen — in irgend einer grossen Stadt waren. Man höre ihn selbst. „ Die Serer sind das einzige Volk, welches durch die Bearbeitung der Wolle aus Wäldern berühmt ist; sie besprengen das wollichte, dem grauen Haare ähnliche auf den zarten Zweigen mit Wasser, und kämmen es sodann ab. Dann haben unsere Damen doppelte Arbeit, die Fäden aufzulösen, und wieder zu weben. Durch diese mühsame Arbeit — bringt man es endlich so weit, „ daß die Matrone auf den Spazziergängen durch das Gewand durchschimmert. " Seneca versichert eben diesen Geschmak, und Martial l. 8. ep. 68. sagt: „ Wie die Traube durch das Glashaus, so leuchtet durch das fremde Gewebe der Körper der römischen Damen. "

Was kann aber von der Verschwendung der Damen deutlicher zeigen, als folgende Stelle des Plinius. „ Die schönsten Perlen an den Fingern schwebend zu tragen; von jedem Ohre zwo oder drey herabhangen zu lassen, das ist der Weiber Stolz. Sie kommen nun mit in die Namenverzeichnisse der Gattungen der Schwelgerey, und die so üble Wahl der alle Maaß überschreitenden Verschwendung, sucht auch diese aus. — — Die Armen trachten schon nach diesem Puz, und sagen, die Perle sey der Frau auf der Strasse statt

des

des Plazmachenden obrigkeitlichen Aufwärters. Ja, sie besezzen nicht blos den Fuß, oder die Riemen der Pantoffeln damit, sondern auch die ganze Sokke. Denn nun ist es nicht mehr genug Perlen zu tragen, wenn sie nicht auch auf selbige treten, und über Perlen wandeln können." lib. 9. cap. 35.

Aus allen diesen Stellen kann man das Resultat von dem Luxus der Römer ziehen. Ich will nur noch zum Zeugnisse, daß selbst die Römer darüber sich ereiferten, den Martial l. 3. ep. 62. sprechen lassen. „Daß du, Quintus, um hundert, oft um zweyhundert tausend Sestertien Sklaven kaufest; daß du Wein trinkest, der unter der Regierung des Numa eingeleget worden; daß dein Hausrath, der nicht schön ist, dir eine Million Sestertien kostet, und 5000 Pfund Silber enthält; und daß dein goldener Wagen dir den Werth eines Landgutes kostet, und keinem sein Haus so theuer zu stehen komme, als dir, — dazu gehöre eine grosse Seele, glaubst du? Du irrst dich, Quintus; nur die kleinste Seele kauft so." —

Welch eine Freymüthigkeit! Hat Swift, hat Boileau, oder Rabener je mit offnerer Stirne den Reichen die Wahrheit gesagt? — Wenn man nun zu diesem allen noch die Pracht der römischen Spiele, Feste, Feyerlichkeiten, Triumphe und Begräbnisse hinzusezzet, wer wird nicht sagen müssen, Roms Luxus überstieg alle

Vorstellungen, die man sich nur immer davon machen kann. Wenn ein Freygesassener 550000 Gulden zu seinen Leichenbegängnissen bestimmet, wie Isidorus; wenn ein Komödiant nach seinem Tode ohngefähr drey Millionen sechsmal hundert tausend Thaler unter das Volk vertheilen läßt, wie Aesopus, so erstaunet man theils über den Reichthum, theils über die Verschwendung der Römer. —

Neun und dreyßigster Brief.

Ich glaube gar nichts bey der Sache zu wagen, wenn ich zu den einzelnen Pinselstrichen, die ich Ihnen von den Römern lieferte — Originale unter uns aufsuche. Zur Sache also!

Herr von 040 hatte hundert tausend Thaler von seinem Papa geerbt. Der Alte war ein ehrlicher Bürger; er handelte mit Selchfleisch, und erwarb sich durch viele glükliche Zufälle dies ansehnliche Kapital, wovon er im Alter ruhig leben konnte — Sein Sohn folgte ihm in dieser ruhigen Lebensart; das heißt, er heyrathete sechs Wochen nach seines Vaters Tode die Tochter eines armen Landjunkers, zeugte Kinder, ließ sie verwildert aufwachsen, schlemmte sein Vermögen durch, nekte aus Verdruß seine Gattin zu Tode, jagte seine Kinder in die weite Welt, ließ sie vor Hunger sterben, da er von dem wenigen, was er

von

von seinem Vermögen noch errettete, selbst nur mässig leben konnte. — Kann man diesem Herrn nicht mit dem Martial zurufen: Ungeheuer — nicht dein Vermögen; deine Frau, deine Kinder hast du verschlukt.

Madame Az — eine von denen Schönheiten, die oft das Herz irgend eines alten reichen Bürgers zu rühren im Stande sind, — liefert uns den auffallendesten Beweis, wie geschwind der Pöbel seines vorigen Elendes vergißt, wenn ihm das Glük zulächelt. Vormals zufrieden, wenn sie nur zwey ganze Hemden hatte, — ist sie izt kaum mit zwölf Duzend zufrieden. — Ich habe Geld, und mein Mann giebt mir alles, sagt sie, und brüstet sich in ihrem kostbaren Puzze, wie der Affe, der die Staatsperükke sein s Herrn aufsezte. — Eine Probe, wie weit solche weibliche Schranzen ihre dumme Eitelkeit zu treiben pflegen, gebe folgende Anekdote. Es wurden Frauenzimmermanschetten von Brüßlerspizzen bey Hofe zum Verkaufe angebotten. Sie wurden ausgeschlagen, weil sie zu theuer schienen. Madame Az — hört es, läßt die Spizzen kommen, und bezahlt sie, wie sie gebotten werden. Ist das nicht eben so grosse Narrheit, als des Oktavius Fischkauf für 5000 Sestertien? —

Der verstorbene Erzbischof, wenn ich mich recht besinne, ließ alles in Paris machen. Sogar seine Wäsche wurd von Wien aus dahin geschikket, um daselbst gewaschen zu werden. Vitellius

begieng kaum eine gröſſere Thorheit, als er ſich die Muränenmilch auf Kriegsſchiffen vom carpathiſchen Meere nach Rom bringen ließ. —

Graf „Johann Ferdinand Xaverius Ludwig Chryſoſtomus Peter Anton Joſeph" u. ſ. w. kann ohnmöglich ohne Geſellſchaft ſeyn. Aber er glaubt, alles, was zu ihm kommt, bringe auch zwanzig Magen mit, groß, wie die alten Weinſchläuche. Er läßt bey der geringſten Veranlaſſung — wie Plautus ſagt: Wieſen von Schüſſeln auftragen. Nun ſollen ſich ſeine Gäſte in Paſteten, und Faſanen, und Zukkergebäkte begraben; und wird misvergnügt, wenn ſie nicht ſo viel zu ſich laden, daß ſie wie Vitellius Vomitive brauchen müſſen, um wieder von vorne anfangen zu können. — Heißt das nicht ſeine Küche — für das Elyſium der Welt halten?

Wenn Cicero 80000 Dukaten in ſein Haus verwendet, ſo ſcheint die Mode ihn zu dieſer Narrheit gezwungen zu haben. Was zwingt aber unſre Glükskinder Papiermühlen zu bauen, die faſt eben ſo viel koſten? —

Das Fräulein Hiob — wie prächtig erſcheint ſie nicht allenthalben? Ihr Papa hat 10000 Thaler erheyrathet, und hatte 600 Gulden Beſoldung. Er war ein braver Mann. Aber Affenliebe gegen ſein Hiobchen ließ ihn den Abgrund nicht einſehen, in den ihn ſein Fräulein Tochter durch ihren Puz ſtürzte. Sie wünſchte ſich einen Schmuk; — gut! der Papa giebt

5000 Thaler für einen! Sie sehnte sich nach jener Mode, — der Papa befriediget ihre Sehnsucht. Sie hat für 20000 Thaler — Schmuk, Silber, und Porzellän, und Kleider, und dergleichen; die Halbscheid steht noch auf den Kredit des Papa unbezahlt in den Handlungsbüchern; — und Niemand giebt für den ganzen Plunder das Drittheil mehr, was es kostete. Die Narrheit des gnädigen Fräulein — ist auf alle Fälle — des Tollhauses oder — der Kopfschur werth; und erinnert uns an die Schwelgerey der Römerinnen, die, wie Seneca bemerket, auf einen Spiegel mehr verwendeten, als ihrer Urältermütter ganze Aussteuer betrug.

Herr von Logarithmus, der den Gelehrten spielt, Herr Baron von Tobak, der ausser dem Erlanger und dem Wienerdiarium nichts als Zehnkreuzzer Stükke liest, uud der Graf von Plimplamplasko — sind die größten Bücherfreunde. Plimplamplasko baute sich ein Sommerhaus. Ein schöner Garten, und schöne Spazziergänge um dasselbe empfehlen es; seine Zimmer sind alle nach einem besondern Geschmakke meublirt. Er fand es für schiklich, eins von seinen Zimmern zur Bibliothek zu aptiren. Goldnes und prächtiges Schnizwerk sezt den Fremden in Bewunderung; und die reichen goldnen Bände der Bücher selbst blenden jeden, der in des Herrn Grafen Handbibliothek tritt. Man ist so höflich,

seiner Gelehrsamkeit Komplimente zu machen, da man sie doch nur seinem Beutel machen sollte, weil er sein Geld nach vielem Hin- und Hersinnen nicht besser anzuwenden wußte. Wie gefällt Ihnen der Band, ist die erste Frage, wenn man mit ihm von seiner Bibliothek spricht. Fragt man ihn: wie gefällt ihnen das Buch? so schweigt er, denn er hält sich einen Sekretär, der diese Bücher für ihn lesen muß. — Gerade das Gegentheil ist der Baron Tobak. Er läßt seine Bücher schlecht binden, aber er sezt seinen Vorzug in der Menge. Alle Trödelbuden werden von ihm durchstankert, und alles aufgekauft, was nur — wohlfeil — zu haben ist. Seine Bibliothek — oder Makulaturkammer vielmehr — bekömmt täglich neuen Zuwachs, und dessen freut er sich herzlich. Ueber dem dritten Worte sagt er gewiß, meine Bibliothek ist schon so viel tausend Bände stark. — Herr von Logarithmus geht bescheidner dabey zu Werke; er will den Gelehrten machen; er hat gehört, daß darzu Bücher nöthig sind; er schaft sie an, nach dem Urtheile derjenigen, von denen er wenigstens vermuthet, daß sie sie gelesen haben. Acht Tage liegen sie auf dem Tische, er blättert in ihnen herum, und stellt sie dann in seine Bibliothek. Ruhet hier sanft, möchte man seinen Büchern sodann zurufen, nie wird euch das Aug eures Herrn mehr eines Blits würdigen! —

Diese drey Herren, — und unzählige andre — sehen sie wohl eine Bibliothek für mehr an, als für Tapeten in ihren Zimmern? Kann man von ihnen nicht buchstäblich eben das sagen, was Seneca von den Bibliothekensammlern seiner Zeit sagte?

Wie? Die Baroneß Fanferlüsch? — Unmöglich! Sie muß wenigstens schon 40 Jahre haben. Dies wird ihre Tochter seyn. — „ Nein, „ sie ist es selbst; kommen Sie ihr nur um 50 „ Schritte näher. — Die Schönheit, die Sie „ glauben macht, daß sie ihre eigene Tochter „ sey, — ist Schönheit aus den Schächtelchen der „ Toilette geborgt. " — Sehr sonderbar! — Wo ist aber ihre Tochter? — „ Zu Hause." — Und geht nie mit ihr? — „ Nein! Sie will selbst noch gefallen. Ihre Tochter würde in Gesellschaften ihre gefährlichste Feindinn seyn. Sie läßt sie nicht einmal zum Tische, wenn sie Gäste vom gewissen Schlage hat." — Sehr sonderbar!

Wohin mein Herr? — „ Auf die Kanzeley." — Izt erst? Ist ja schon zehn Uhr. „ Hab mich gestern verspätet, hab Bischen zu viel getrunken, mein Kopf ist mir noch ganz schwül. Aber wahrhaftig, waren herrliche Mädchen da; haben uns auch recht lustig gemacht. — Adieu! Ich muß machen, daß ich fortkomme." — Somit schlendert Herr Botsfuß fort, sieht sich nach einem Winkelchen um, leert in der Eile noch eine

Portion nächtlichen Weins ab, — und dann zu seinem Schreibpulte, — gähnt, und — wünscht sich wieder so eine Nacht. — Solcher Herrn von Boksfüsse giebt es so viele unter uns, als die Römer nach dem Zeugnisse des Titius nur immer haben konnten.

Was? noch an der Toilette? — „ O! ich bin nie früher fertig. " — Wie können Sie aber so viele Zeit mit Ihrem Puzze vertändeln? — „ Vertändeln? Ist die Zeit vertändelt, die man darzu anwendet, seinen Körper in Ordnung zu bringen. Sehen Sie, hier hat mir mein Schneider einen neuen Frak gebracht. Ganzer drey Wochen haben wir miteinander über den Schnitt, und die Falten spekulirt. Ist ganz etwas neues. Ich selbst habe ihm den Frak wohl zwölfmal vorgezeichnet. — Wie herrlich er paßt. Glauben Sie nicht, daß es der schönste Frak in der ganzen Stadt ist? — Und hernach diese Schnallen? Was halten Sie davon? Ich bin überzeugt, daß sie die größten unter allen Schnallen hier in Wien sind. " Herr von Mohnkopf geht in seinem Frakke und Schnallen aus. Man begaft ihn, — das gefällt ihm; er geht weiter; die Gassenjungen sammeln sich, und strafen den leeren Mohnkopf durch ihr Lachen und Schreyen empfindlicher, als alle die Freude werth ist, die er zu Hause über seine Erfindung fühlte. —

Diese und ungleich mehrere Thoren und Thörinnen, wenn man sich die Mühe nehmen

wollte,

wollte, könnte man aus den Schriften der Römer so kennbar ausmahlen, daß jeder ausrufen müßte, „ das ist er!"

Sie sehen, Freund, daß das Narrengeschlecht seine Kappe zu allen Zeiten und an allen Orten trug; und es würde mich ungleich mehr wundern, wenn es solcher Narrenkappenträger keine gäbe, als es mich wundert, daß ihre Innung noch so zahlreich ist. —

Vierzigster Brief.

Die Unterhaltungen eines Volkes verbreiten ein starkes Licht über die Karakterzeichnung desselben. Wenn die Griechen mitten in ihren Geschäften: Spiele! Spiele! riefen, so müssen wir uns ein sehr tändelndes Volk vorstellen; — und wenn unsre Herren und Damen oft im Betstuhle einander fragen: Auf die Redoute? — in die Komödie? — so können wir ebenfalls von ihnen nicht vortheilhafter denken, als von den Abderiten, die ihr Leben im stürmischen Wirbel des Vergnügens vertaumelten.

Sie sehen, Freund, daß ich, nach der mit Ihnen getroffenen Konvention, die Unterhaltungen unsrer Stadt zeichnen muß, um Sie in den Stand zu sezzen, von unserm Karakter etwas genauer zu urtheilen.

Also zuerst das Theater! — Was unser Theater sey, obs gut oder schlecht sey, ob wir stolz darauf seyn können — ist so oft, so gut, und so schlecht, mit und ohne Partheylichkeit, von uns und von deutschen Fremden schon gesagt worden, daß es leeres Korn dreschen hiesse, diese Fragen noch einmal beantworten zu wollen. Ich werde mich dafür auf andre Gegenstände einlassen.

Nach vielen Schikfalen, welche unsre Bühne in den Händen so mancher Unternehmer ausgestanden hatte, entschloß sich endlich der Kaiser selbst, das deutsche Schauspiel zum Gegenstand der Unterhaltung eines deutschen Hofes und seines Volkes zu machen. Er bezahlt freylich aus seiner Chatuue zur Unterhaltung des Theaters nichts; aber dardurch, daß er die deutsche Muse in Schuz nahm, befestigte er ihren Tempel, wenn anders die Baalspriester der Thalia und Melpomene durch ihre Selbstdefehdungen denselben nicht wieder zerstören.

Man hört alle Tage schreyen und schreyen, die deutschen Fürsten beschüzten die deutsche Muse nicht. Die deutsche Bänkelsänger ist ein Geschöpf keiner Achtung werth, so wie der Bänkelsänger an der Themse, der Tiber, oder Garonne. Der Kopf von wahrem Verdienste aber wird in Deutschland gewiß geschäzt. — Wer sind die Männerchen, die ihre Bakken wie Aeole pausen, und über die Nichtunterstüzzung der deutschen Muse,

von deutschen Fürsten krächzen? Meistens sind es Pigmäen aus der Heerde der Schöngeisterarmee, die allenfalls irgend einige Epigramme, oder Gedichtchen, oder Romänchen hintlexten, und nun, Wunder, wer weis was von sich machen! Gerade die unbedeutendesten Litterärinsektchen, die wie Sommermükken zu Tausenden auf einem Sonnenstrale herumgaukkeln, sind es, die über Nichtachtung des deutschen Genies so erbärmlich schreyen, als wären sie in die Fuchsfalle eingeklammert. — Ich sag's Ihnen offenherzig, Freund, Deutschland und Deutschlands Fürsten unterstüzzen und schüzzen Deutschlands gute Köpfe gewiß; aber diese guten Köpfe müssen mehr, als Alltagsphysionomien haben. Ihren König ganz allein ausgenommen, der unter allen deutschen Fürsten den Parnaß der Nation, zu der er gehört, am wenigsten kennt, nennen Sie mir Einen Fürsten, der wahre Genies seines Vaterlandes nicht unterstüzte, schäzte? — Freylich hat nicht jedes Reichsköniglein solcher Genies viele! Ihr König aber hat sie, und kennt sie nicht, und belohnt sie nicht, wenn sie nicht französisiren. Ihre Genies haben daher ganz allein das Recht zu klagen.

Eben so verhält es sich mit dem Theater. Alles klagt, daß die deutschen Fürsten das deutsche Schauspiel nicht unterstüzzen. Ich weis nicht, was ich darauf antworten soll, wenn ich diese Klage höre. Was versteht man unter Unterstüzzung? — Eigene Gesellschaften halten? — Gut,

ich

ich will damit zufrieden seyn, weil ich es eingestehen muß, daß es die deutschen Fürsten eben so gut könnten, als sie italiänische, oder französische Truppen zu unterhalten im Stande sind. — Selbst die Geschichte des deutschen Theaters liefert uns Beyspiele, daß die edlern und einsichtsvollenen Fürsten wirklich — deutsche Schauspiele hielten. Haben es diese gekonnt, so können sie es noch, und so manche andre ebenfalls. —

Allein nun eine Frage: Kann mans den Fürsten, die ihre Gesellschaften wieder abdankten, kann mans ihnen verdenken, wenn sie's thaten? — Ich glaube Nein darauf antworten zu dürfen. Sie wissen, Freund, die deutsche Theatermuse zigeunert von einem Winkel zum andern herum. Ihr Schikſal ist sehr schwankend; izt steht sie oft im wohlthätigen Sonnenstrale, und wärmt sich; und izt heult und zähnklappert sie im Hungerthurm zu Pisa. Man sollte denken die Lieblinge dieser Muse sollten mit dankbarem Herzen ihrem wohlthätigen Genius danken, der sie in eine sichre Hütte einführte; und sich ihres Lebens freuen. Aber man betrügt sich, wenn man so was denkt. Der Geist des Menschen ist immer unruhig; der Geist der Theaterprinzen und Prinzessinnen übersteigt aber im Durchschnitte alles, was man sich nur vom unruhigen Menschengeiste denken kann. — Kaum bietet ein Fürst diesen Leuten seine Hand, kaum haben sie sich unter seinem

Schuzze

Schuzze satt gegessen, so tritt die Unersättlichkeit in ihre Seele. Ich will nur Gotha zum Beyspiel wählen. Es ist nicht möglich, daß ein Fürst andächtiger und wohlthätiger gegen irgend eine deutsche Schauspielergesellschaft seyn könne, als der Herzog. Und was war der Lohn dieser seiner Güte, seiner Wohlthaten? Uebermuth der Schauspieler und Aktrizzen. Es ist betrübt, gestehen zu müssen, da es so viele Beyspiele bestätigen, daß die Künstler der deutschen Bühne immer selbst die wohlthätigsten Unternehmungen der Fürsten durch ihren Stolz, ihre nie zu befriedigende Begierde, ihre Kabalen, und oft auch ihre schlechte Aufführung zernichtet haben. — Man kann nicht sagen, die deutschen Fürsten unterstüzten das deutsche Theater nicht; man muß vielmehr sagen, das deutsche Theater verdiente nicht, von ihnen unterstüzt zu werden. Welcher Fürst wird die immerwährenden Fehden der Komödianten, ohne ihrer überdrüssig zu werden, ertragen? ihren stolzen Forderungen stets nachgeben? oder sich von 15 bis 20 Personen den Kopf so warm machen lassen, als stünd' er an der Spizze eines rebellischen Volkes, das er besänftigen wollte? —

Sie sehen, Freund, daß die Schuld an den Schauspielern selbst liegt, wenn sie so wenig Unterstüzzung von Fürsten erhalten. Der Geyer befasse sich auch mit Leuten, die, sobald sie von der Bühne treten, — Auswürflinge der Gesellschaft sind, in der sie leben, die, ihres unruhi-

gen Geistes wegen, mehr zu fliehen, als zu suchen sind.

Das war eine Ausbeugung! Nun auf unser Theater wieder. — Als der Kaiser das Theater übernahm, wurd eine Hofkommission über dasselbe ernannt. Allein ich bin so frey zu fragen, sind diese Männer, welche darzu bestimmt wurden, auch die Manner, die einen so unruhigen, kabalenvollen Körper, als jede Schauspielergesellschaft ist, in Ordnung halten, und ihrer Bestimmung gemäß dirigiren können? — Wie man darauf gefallen ist, einem Baron Kienmayer, der die Spitalanstalten in Wien unter sich hatte, — auch die Theateranstalten zu übergeben, begreife ich nicht. Dieser Kavalier hat grosse Verdienste, ich will es nicht läugnen; aber nicht jeder, der Verdienste hat, versteht auch das Theater. Warum wählte man nicht einen Mann, der schon Beweise gegeben hat, daß er die Geschäfte desselben kennt? Muß es denn eben ein Hofrath seyn, um über Komödianten zu befehlen? Die jezige Hofdirektion ist nebenher mit Geschäften überladen, die in meinen Augen ungleich wichtiger und nüzlicher sind, als Theaterfirlfanz, und wer die innere Verfassung dieser Gesellschaften kennt, der wird gestehen müssen, daß fünf einzelne Schauspieler einer Direktion mehr Unruhe, mehr Geschäfte machen, als — ein ganzes Regiment dem Regimentskommandanten. Der Präsident und der Oberdirektor des Theaters ist in die traurige

Noth=

Nothwendigkeit gesezzet, entweder wegen der übermässigen Unruhe und Streitigkeit des Theaterpersonals seine wichtigern Geschäfte zu versaumen, oder, wenn er diese wegen ihres grössern Nuzzens gehörig besorgen will, — das Theater zu vernachlässigen. Und was ist die Folge davon? — Daß die vielköpfige Hydra des Theaterklubs sich selbst überlassen bleibt, und die Streitigkeiten, — wie die Reichshofrathsprozesse im Interregno, sich anhäufen und verwirren. Ich bin es überzeugt, keiner der beyden Kavaliere, welche über das Theater bestellt sind, würde mir's übel nehmen, wenn ich ihnen gerade sagte, das Theater ist unter ihrer Würde; einmal, weil sie wichtigere Geschäfte zu versehen haben, und dann, weil es ein eigenes Talent erfordet, ein Theater gut zu dirigiren; und dieses Talent selten dem Manne zu Theile wird, (welches auch eben nicht nöthig ist) der sich dem Dienste des Staates von einer erheblicheren Seite zu widmen strebte.

Es mögen mir's die Herren und Damen vom Theater — mag es in Deutschland existiren wo es will, übel nehmen oder nicht, ich muß es doch sagen, daß jeder verdienstvolle Kavalier, dem die Oberaufsicht über sie zugetheilet wird, zu beklagen ist, wenn ihn dieß traurige Loos trift. Bevor er sich um alle die Lappalien bekümmert, die Sie, meine Herren vom Kothurn, für so ausserordentliche Wichtigkeiten ansehen, — als da sind, Madame N. — hat um 50 Gulden mehr

Gage, als die Frau irgend eines Theaterpatri-tiers; — oder Herr N. — spielte diese unbedeutende Rolle gut, man möchte gern verhindern, daß er nicht wieder im vortheilhaften Lichte erscheint; — oder N. N hofirt euch Herren nicht genug, ihr wollt ihn zu verdrängen suchen; — oder dieses Stük sollte gegeben werden, dieser und jener hätten gute Rollen darinn, ihr wollt aber nicht, daß er gute Rollen zu spielen bekommt, das Stük wird also unterdrükt, — und hundert solcher Eselsschattenprocesse mehr, — wem wird die Geduld nicht zu schwinden anfangen, stets im Sykophantenstreite mit seinen Subalternen zu seyn?

Eben so verhält es sich mit der Hofdirection. Geplakt und geplagt wie diese von den Theaterindividuen, ist es ein Wunder, wenn sie euch, meine Herren, mehr fürchten, als Freybeuter, die auf ihre Güter fallen? Und soll der Mann von Geschäften, der Mann von Adel und Verdienst eure Abderitenstreiche wieder ins Gleiche formen? Hat er die Zeit, die Geduld darzu? —

Ja, werden Sie mir sagen, bester Freund, das sah der Hof vorher. Er sezte deswegen den Ausschuß ein, der die innern Geschäfte des Theaters besorgen, und auf diese Art die Hofdirection überheben sollte. —— Ganz recht! Das sollte der Ausschuß! Er könnte es auch, — aber — —

Hören Sie, Freund! — Unser Ausschuß ist eine Nachahmung der Pariser Theatereinrichtung.

tung. Allein es ist nur die Hälfte von dem, was der Pariser ist. In Paris muß der Ausschuß vor Nuzzen und Schaden stehn. Die Herren, aus denen er besteht, haben keinen Gehalt; sie theilen sich in den Ueberschuß des Eingekommenen nach Abzug der übrigen Gagen und Unkosten. Sie sind daher verbunden, nach einem Zwekke fortzuarbeiten, wenn sie nicht in Schaden kommen wollen. Sie können keinen von ihrer Gesellschaft untergraben, ohne selbst Schaden zu leiden Ihr Privatinteresse ist zu stark mit dem Interesse des Ganzen verknüpft. Sie können keinen Akteur nekken, ohne sich mit zu nekken. Das Stük, welches gut ist, oder gefällt, werden sie aufführen, ohne auf Privatrache odr Nebenabsichten zurük zu sehen; den Akteur, welchen das Publikum liebt, werden sie ohne Neid in seinem Fache herumtummeln lassen, so oft er kann, und das Publikum es wünscht. Kurz Rollen- und Gagenneid der grössern Akteurs, und die daraus entspringenden Kabalen werden unterdrükt. Sie müssen ruhig und freundschaftlich leben, wenn sie nicht verhungern wollen.

Unser Ausschuß hingegen hat das nicht zu befürchten. Er steht im Gehalte. Er ist gesichert, es mag so bunt zugehn als es will. — Und eben daher entspringen auch die vielen Geschäfte, welche die Hofdirection am Ende verdrüßlich, und aus Verdruß über die ewigen Stänkereyen — endlich mißmüthig und läßig machen. —

Aber wie ist dem Uebel abzuhelfen? — Eine wichtige Frage, Freund! Indeß will ich doch auf einiges antworten. Völlige Ruhe und Ordnung beym Theater zu erhalten, ist beynahe eben so viel begehrt, als Desertion in Kriegszeiten zu verhindern. Aber die Störer der Ruhe im Zaume zu halten, das ist möglich: Aber wie? — Hören Sie, Freund, ich bin kein Liebhaber von Grübeleyen; Ich will Ihnen also statt aller Vorschläge das Beyspiel des iezzigen Landgrafen von Hessen-Kassel aufstellen. Seine französische Schauspielergesellschaft machte es eben so bunt, wie jede andre. Klagen, Streitigkeiten, Kabalen, und Zänkereyen nahmen so überhand, daß der Landgraf es endlich überdrüssig ward. Er ließ ihnen also andeuten, der erste, der nur von der entferntesten Seite zu irgend einer Klage Anlas geben würde, sollte 25 ad Posteriora — zum Recompens für seinen unruhigen Geist erhalten. Die Akteurs lachten darzu, und trieben ihren Schlendrian fort. Der Landgraf lachte aber nicht, sondern hielt Wort. Zween wurden hintereinander auf die Hauptwache geführt, und vor der Wachtparade mit 25 richtig regalirt. Diese Art, ihnen ihre Ungebührlichkeiten begreiflich zu machen, war den sonst so flüchtigen Franzosen so ungewöhnlich, daß sich alle bis diese Stunde hüteten, ja nicht zur Gesellschaft als der Dritte irgend einem Grenadierkorporal unter die Hände zu fallen. — Das heißt zwar

ziem-

ziemlich militärisch mit den Herren gesprochen; aber glauben Sie mir, auf eine andre Sprache achten die Stephel Fähdinger des Theaters nicht. Es darf nur ein paarmal wiederholt werden, es hilft gewiß, probatum est. —

Aber da gehn die guten Akteurs weg. — So geschwinde nicht. Solche Gage, solche Ehre, und sichres beständiges Brod finden die Herren nirgends. Und dann steht es ja bey ihnen, dieser Begegnung durch ihre Aufführung zu entgehen. Und sey es auch, daß diejenige, welche voraussehen, daß sie dieser Holzprobe ausgesezzet werden würden, — unser Theater verliessen, — o! Deutschland hat izt der guten Schauspieler so viele, daß man ihren Verlust ganz leicht — und oft auch besser noch ersezzen kann. Aber fürchten Sie nichts, Freund, — jene, welche hier zu bleiben wünschen, und nicht blos hieher kommen, um zu laviren, „ wie der Wind von „ irgend einer Seeseite nach verflossenen sechs „ Pachtjahren wehen wird, " — werden demohngeachtet bleiben, und sich bessern.

Freylich sind Stokschläge noch nicht alles, was den Theaterwirrwarr in Ordnung bringen kann und wird. — Allein vor der Hand erhält man doch wenigstens Ruhe. —

Ich will es versuchen, einen Plan blos zu skizziren. Hier ist er. — Der Ausschuß soll unter einem Manne stehen, der — ohne eben Kavalier oder Hofrath zu seyn, — genaue und

ganz umfassende Theaterkenntniß besizet. Von ihm soll die Wahl der Stükke, die Austheilung der Rollen, die Aufführung der Schauspiele, und Dekoration abhangen. Er muß mit ganzer Vollmacht versehen seyn, nach seinem Gutdünken zu schalten und zu walten. Da ich von ihm Unpartheylichkeit und Einsicht zugleich fordre, so versteht sichs von selbst, daß er durch keine Nebenabsichten gelenket werde. Er wird dem Akteur, dessen Frau irgend einen Fürsten zum Protektor hat, deshalb keinen Vorzug einräumen, und dies um so vielweniger, weil es wahre Beleidigung für die Denkungsart dieses Protektors seyn würde. Er würde dadurch zu verstehen geben, daß dieser Kavalier, um seiner Lais zu hofiren, die Dummheiten ihres Mannes zum Schaden des allgemeinen Besten ungeahndet wissen wollte. — Dieser Vorsteher wird ferner jeder Aktrize, ohne darauf Rükssicht zu nehmen, sie mag Landgüter geschenkt bekommen haben oder nicht, die Befolgung ihrer Pflichten einschärfen; wird sich durch den Vorwand: ich diene dem hiesigen Theater schon seit dreyßig Jahren, nicht verleiten lassen, ihr Vorrechte einzugestehn, welche die Ordnung des Ganzen hindern; wird darauf sehen, daß die Gesezze genau und pünktlich befolget werden, und daß diese Gesezze nicht blos auf die Kunst, sondern auch auf den moralischen Karakter der Schauspieler sich erstrekken Ein moralisches Handbuch für Schauspieler wäre sein erstes

Geschäft,

Geschäft, das er zu Stande bringen müßte. Er wird — ohne Rükſicht, jede Aktrize, die durch ihre Protektionen den Kabalengeiſt anfachet, auf der Stelle abdanken. Ich ſehe nicht ein, warum man eine ſchöne Theaterzofe, wenn ſie mehr Verehrer für den Sinn, als für die Kunſt erwekket, nicht eben ſo gut von dem Altare der Thalia verſcheuchen ſoll, als man das Recht hat, nach dem zwey und vierzigſten Kanon des Maynzer Konciliums alle Bilder, welche zu ſtark beſucht werden, aus den Kirchen wegzunehmen, damit man dem Misbrauche zuvorkomme.

Freylich wird dieſer Mann — Theaterrichter würd ich ihn nennen — ohne fernere Unterſtüzzung vom höhern Orte — immer nur noch der Popanz unter den Schauſpielern ſeyn. Allein, wenn die Fundamentalgeſezze fürs Theater ſich nicht blos darauf beſchränken: welcher Siz und Stimme im Areopagus habe? und was jeder für Forderungen machen dürfe? — wenn ſie ſich auch auf den ſittlichen Karakter des Schauſpielers erſtrekken, und die Obrigkeit befehliget wird, jede Uebertrettung dieſer Fundamentalgeſezze mit allem Nachdrukke ohne Anſehen der Perſon, der geleiſteten Dienſtjahre, des Anhangs, des Kredits beym Publikum — zu ſtrafen — ſo müßte es ſehr wunderlich zugehn, wenn die ſtörrigen Köpfe nicht zum Gehorſam gebeugt werden könnten.

Der Ausschuß selbst sollte aus den besten Gliedern der Gesellschaft bestehen. Auch die Damen wären sodann nicht ausgeschlossen, nur mit der kleinen Einschränkung, daß sie eben nicht nöthig hätten, Richterinnen bey den Versammlungen abzugeben. Zwar, da mein Theaterrichter mit der Infallibilität wenigstens — begünstiget wäre, so haben auch die Herren nichts darein zu schwazzen. Viel Köche versalzen die Suppe. Dieser Ausschuß sollte lediglich darzu bestimmt seyn, dem Theaterrichter mit Rath und That an die Hand zu gehn. Das plus der Einnahme sey der eigentliche Gehalt des Ausschusses, damit sie gezwungen werden, einig, und ruhig zu leben. —

Das wär' ohngefähr so mein Plänchen. — Meins, sagt ich? — Nein Freund, meins nicht; ich will mir keine Feder in den Busch stekken, die mir nicht gehört. Auch wär' ich nicht stolz auf dieses Plänchen. Man sieht ihm, ohngeachtet ich ihn aus dem Munde eines bekannten Dramaturgen habe, — allenthalben die Windlöcher an, durch welche der Sturm nach wie vor auf allen Seiten wehen kann. Im Ernste, ich rezitirte dies Plänchen nur deshalb, um meinen Spaß zu haben; um Sie überzeugen zu können, daß auch gute, der Sache kundige Köpfe — alte Fehler oft blos nur mit neuen gut zu machen wissen. ooIoo ist der weidliche Projektant. —

Alles, was ich vom Theater sagen kann, sagen will, besteht darinn, daß ich denjenigen herzlich bedaure, der sich damit befängt. Mag er noch so gute Plane haben, der winzigste Theatergauch untergräbt sie; mögen seine Gesinnungen noch so vortheilhaft gegen dasselbe seyn — einige von ihnen werden selbst diese Gesinnungen zu mißbrauchen wissen; mag er sich noch so verschwenderisch gütig gegen die Schauspieler betragen, sie werden doch nie befriediget, nie durchgängig mit dem lebhaften Gefühle der Dankbarkeit und ihrer Pflicht beseelt werden. Was soll er aber thun, um wenigstens zu verhindern, damit alle die Uebel, welche — mag ein Theater existiren wo es will — allenthalben sich einnisten, nicht zur fruchtbringenden Reife hinanwachsen? — Ich weis kein anderes Mittel, als:

Recipe. Grenadier-Korporal lib. CL.
Haslinger lib. jß.
Tactus ad posteriora, ad libitum,

wohlgezählt, gestrichen, und abgemessen dem störrigen Patienten zu repetiren, so oft sich ein Recidiv ereignet. —

Ein und vierzigster Brief.

Das Theater, so wie es bey uns ist, ist eine unsrer Liebesunterhaltungen. Ich habe mich manch-

manchmal über den schnellen Fortschritt, den es machte, gewundert. Gottsched hatte mit der Neuberin den Hanswurst oder Arlekin lange schon vertrieben, als man bey uns noch immer Burlesken gab. Allein ich muß es zur Ehre unsrer Nation gestehen, daß sie sich dieser Reforme weit williger unterwarf, als Ihre Landsleute und die Sachsen. Wahr ist es, die Magisterchen und Doktorchen aus allen Fakeltäten, wie mein Jude sagt, schimpften bey Ihnen weidlich über den Arlekin. So bald er verschwand, verhungerte die Neuberin. Bey uns wars umgekehrt. Wir bedauerten zwar die Hanswurstiakke, schimpften auf Sonnenfelsen, der sie uns raubte, wir giengen doch aber zu den guten Stükken. Kaum waren einige Jahre verflossen, so wurde der sonst so beliebte Bernardon — bey uns ausgepfiffen, da Sie in Ihren geschmakvollen Zeiten — unsre zwar oft belachte aber immer ausgeschimpfte Magera aufführten. Wir trauerten um den Hanswurst — aber wir liessen die guten Stükke nicht unbesucht. —

Und noch izt frequentiren wir das Theater gierig. Die Kassescontrirung findet kaum einen Unterschied von den Zeiten der Hanswurstiaden und Bernardoniaden. — Seit dem man die vorgefaßte Vorliebe gegen unsre Theaterveteranen abgelegt, und auch fremdes Talent gelten läßt, gewinnt die Theatersache bey uns eine der herrlichsten Aussichten. Nur muß ichs bekennen, daß es

mich

mich wundert, warum man hier nicht eben die guten Stükke giebt, die auswärts, ja, die selbst auf unsern Provinzialtheatern gegeben werden. Muß denn jedes Stük nur lokal seyn? Muß denn jedes Stük, bevor es gedrukt wird, den fünf Weisen — ob aus Morgenlande oder Griechenlande gleich viel, — zum Richterurtheile vorgelegt werden, wenn es gegeben werden soll? So viele, und so viele gute — neue Stükke, deren Verfasser zu stolz waren, sich dem Ausschuß zu unterwerfen, — gehn durch diese eigensinnige Laune verlohren. — —

Doch lassen Sie mich den kritischen Ton herabstimmen, und dafür unser Volk im Schauspielhause betrachten. Freund, in der That, man geräth in ein ehrwürdiges Erstaunen, wenn man unsre Logen und Parterr übersieht. Ein zahlreicher glänzender Adel (denken Sie sich aber dabey nicht Ihre Edlen von ***, sie heissen bey uns nur Herrn vom Zwiebeladel) — und eine ansehnliche Menge aus allen andern Ständen, der mans ansieht, daß Wohlbehagen und muntre Laune sie zum Besuche des Theaters einladet, flößen dem Fremden, der sich so mitten im Gedränge findet, Ehrfurcht ein. — Dem Fremden, sagt ich? — Nein, Freund, ich widerrufe, wenn dieser Fremde aus Ihrer Gegend, oder aus Hamburg und den herumliegenden Provinzen, oder aus Sachsen, dem Hannövrischen, und Braunschweigischen, oder sonst aus irgend einer freyen Reichs-

universität ist. — Diese Herren, die vernünftigen ausgenommen, — denn nicht alle, die da reisen, sind klug, weil, wie Hagedorn sagt, nicht das viele Reisen den Dummen klüger macht, — werden sich immer als Cedern unter dem Gesträuche ansehn, und alles lächerlich, alles ihres Naserümpfens würdig finden. Allein um den Beyfall solcher Hansen bekümmert sich auch Niemand bey uns; wir lachen, wenn wir sehn, daß alles, was nicht auf ihrem Beete wächst, ihnen missällt. Wir wissen zu gut, daß ihnen eine Rose bey uns zu stinken scheint, eine verdorrte Hülse an der Elbe oder Spree aber balsamische Gerüche für ihre kritische Geruchsnerven ausduftet. — Wir lassen jedem sein Steckenpferdchen, und reiten dafür auf dem unsrigen.

Also, unser Theater wird, besonders bey neuen, oder bekannten guten Stükken stark besucht. Freylich ist nicht jeder, der sich vor die Bühne drängt, auch blos der Bühne wegen da. Sie sollten die Augengläser nur sehen, die unsre Stuzzer nach den Logen und der dritten Gallerie zu richten pflegen, und Sie würden gewiß mit mir darüber lachen, wie doch so mancher kraft- und saftloser Ritter lieber die beste Stelle des Stüks unbemerkt läßt, als das Vergnügen vermißt, jedes runde volle Gesicht, geschminkt oder nicht, gleich viel, — jedes schwarze Auge, jeden schönen Busen im ganzen Schauspielhause auszuspüren. — Im Grunde betrachtet, so ist unser

Schau-

Schauspielhaus das Haus, wo man sich die Rendez vous bestellt. — Die dritte Gallerie scheint mir der wahre Tummelplaz für unsre Ritter zu seyn. Ich bedaure jeden, der dahin kommt, um vom Stükke selbst etwas zu sehn. Es werden da so viele kleine Duodramen angesponnen, daß es fast unmöglich ist, etwas von der Vorstellung selbst zu fassen. Dieser Venuslerm wird manchmal, besonders, wenn der Kaiser nicht zugegen ist, sehr stark. Auch in den Logen des ersten Ranges wird es zu Zeiten sehr munter und lebhaft, daß oft die Zuschauer auf dem Parterre in ihrer Aufmerksamkeit und Andacht gestöret werden. Vorzüglich, sagte man mir, soll sich eine Loge auszeichnen, der man Spottweise den Spiznamen N. N. Bierhäuschen gegeben hat. —

Was ich von unsern Schauspielern halte, möchten Sie wohl auch gern wissen? — Viel Gutes, Freund! Aber wir haben mehr gute Frauenzimmer auf dem Theater, als Chapeaux; und was das merkwürdigste ist, die besten unsrer Damen haben sich hier oder doch in unsern Gegenden gebildet, ohne je auswärtige — so genannte hochdeutsche Bühnen zu sehen. Der Anstand, der Adel, wird auf jeder Bühne Deutschlands vermißt, wenn man nach den Damen blikket. Aber auch so unsre Herren? Wenn Lange nicht so viel accentuirte, nicht jedes Wort so herauswürgte, — ein Fehler aller unsrer hier gebildeten Akteurs, der theils durch die wegen der Grösse des

Kärnthnerthor-Theaters nöthige Anstrengung der Stimme, theils durch die unglükliche Sucht entstand, — die Franzosen, welche unter Kaiser Franz bey uns spielten, nachzuahmen; — wenn Lange diesen Fehler nicht hätte, er wäre der erste Liebhaber Deutschlands. Man kann sich keinen Kavalier denken, der eine feinere Lebensart in seinen Sitten zeigte, als er auf der Bühne. — Die aus wahrer Liebe eifersüchtigen jungen Ehemänner spielt er mit so vieler Natur, „daß man fast auf den Gedanken gerathen möchte, er spiele diesen Karakter auch ausser der Bühne.“

Ob Stephanie der Jüngere sein Dichtergenie nach gegen 500 Gulden Zulage und vier freyen Einnahmen verpachtet habe, um alle Quatember sein Stük zu liefern, kann ich Ihnen nicht sagen. Schrieb er lieber alle Schaltjahre eins, so würde man nicht so viele Ursache haben, selbst das Gute, was er wirklich besizt, wegen des vielen Schlechten zu vergessen. Er würde dann Deutschlands guter Dichter einer seyn, da er izt einer von Deutschlands Vielschmierern ist. —

Brokmanns Beyfall ist getheilt. Von einigen wird er vergöttert, — von den Schinkianern anathematisirt. Die Vernünftigen und Unpartheyschen finden aber — einen wahren grossen Schauspieler an ihm. Ihn in Silber zu prägen konnten freylich nur die Berliner, die nie was bessers sahen. Indeß seh ich, und jeder unbefangene Brokmann immer gern. Nur muß er keinen

Neben-

Nebenkarakter in seine Hände bekommen. Er ist da zu sehr beengt, er kann nicht ausbrechen, — und der ganze grosse Schauspieler geht in kleinen Rollen verloren. —

Nicht so Schröder. Er würde auch aus einem Statisten was machen. Dieser Mann ist ein Beweiß, daß wir, mag Kabale angesponnen werden, welche da will, — wahres Verdienst auch wahrhaft schäzzen. Sie haben sich schon so oft mit mir über das Schikfal so mancher Akteurs gewundert, die vom Auslande zu uns gereiset kamen, und — ohngeachtet sie Halbgötter in allen Ihren Zeitungen, Journalen, und Almanachen gescholten wurden, doch nicht gefielen. Ich glaube die Ursachen aufzufinden. — Man kann ein grosser Schauspieler seyn für die Nation, für die man sich gebildet hat. Aber dieser Schauspieler muß in den Gränzen der Nation bleiben, nach der er sich bildete. Nur der Künstler, der die Natur zu seinem Muster gewählet, darf auf den Beyfall aller Nationen rechnen. Die Natur ist allenthalben dieselbe, — aber die Sitten, die Denkungsart, und die Karaktere der Nationen sind's nicht. Daher kam es also auch, daß solche Nationalschauspieler sehr selten bey uns gefielen. Zu der uns unbekannten Karakterzeichnung, welche diese Theaterpilgrimme uns vorlegten, kam noch der grosse Ruf, der vor ihnen hergieng. Wir, die wir nur selten ein Talent öffentlich loben, glaubten, ein Mann, den Gedichte, Epigram-

me, Kupferstiche, Recensionen, Dramaturgien, Journale, Zeitungen, Taschenbücher, Almanache, und fliegende Blätter so zu sagen vergötterten, könne nichts weniger, als — ein Gott seiner Kunst seyn. Wir wußten nicht, daß oft all' die Panegyristen zusammen kaum so viel Beurtheilungskraft besassen, daß sie das verstünden, was sie selbst schrieben. Wir erwarten daher ausserordentliche Dinge, und sieh — das Ende vom Spiel war, der Berg gebahr eine Maus.

Es ist wahr, viele dieser bey uns durchgefallenen Akteurs waren so gut, als unsre guten Schauspieler selbst; sie haben oft die Begegnung nicht verdient, die ihnen widerfuhr. Aber Sie wissen, Freund, wie aufgebracht die getäuschte Erwartung wird. Man versprach sich Wunderdinge, und bekam Alltagsgerichte dafür. —

Schröder kann mir zur Rechtfertigung dienen. Wär er Nationalschauspieler gewesen, er hätte nie den Eindruk auf uns gemacht. Er ist aber Schauspieler nach der Natur, — und ist's im grossen Grade, ist's ein Wunder, wenn er überall gefällt, und stets gefällt? —

Unsre Operette — ist von Seiten der Kunst, unstreitig die beste in Deutschland. — Wir haben nicht blos Sänger, wir haben Virtuosen. Allein warum glauben doch die meisten Virtuosen schon ihre ganze Pflicht zu erfüllen, wenn sie ihre Arie nur kunstmässig singen; und vergessen über ihren Trillern und Formaten den Akteur? — Man sollte

manchem Sänger den St. Albain, den Riccoboni, den Garrik in die Hände wünschen.

Doch was hilft wünschen, Freund. Die besten Wünsche gleichen immer nur einer Seifenblase, welche zerspringt, sobald man sie bläset. — Auch ist das Publikum meistens mit blossem Gesang zufrieden; soll es der Kunstrichter nicht auch? oder muß er's nicht? —

Verzeihen Sie mir, Freund, daß ich Ihr Verlangen, Theateranekdötchen zu hören, nicht befriedige. Solche Sachen sind schon hundertmal gesagt und nachgebetet worden. Auch weis ich, daß Schink daran arbeitet. Ich überlasse ihm diese Mükkensaugereyen ganz gern; er versteht sich auf so was besser als irgend ein Zoilus in der Welt. Gedulden Sie sich daher, bis dieser Mann auftritt, und Sie werden, ich vermuth es wenigstens, gewiß ganz befriediget werden.

Zwey und vierzigster Brief.

Der Augarten, bester Freund, ganz ein Werk unsers Menschenschäzzers Josephs, ist in meinen Augen eins der herrlichsten Denkmale seines grossen Herzens. Bolla hat ihn besungen; aber ich mag von einem Dichter, bey dem die Natur ihre Schäzze auskramt — keinen, auch nicht den kleinsten Pinselstrich borgen, um Ihnen ein Gemälde nach seiner Farbenmischung von unserm Augarten zu entwerfen. Aber auch von mir müssen

Sie kein Gemälde erwarten. Ich bin nichts weniger als Maler. Ich kann Ihnen von unserm Augarten weiter nichts sagen, als daß er mir wegen der allenthalben freyen — aber immer abwechselnden Perspektive und Aussichten ungleich besser gefällt, als der Thiergarten in Berlin, wenn ich auch die Unbequemlichkeit nicht mit in Anschlag bringe, daß man in ihrem Thiergarten — wie durch eine Sandfluth waten muß. Ich verkenne die Vorzüge Ihres Thiergartens nicht; ich habe viele — glükliche und vergnügte Stunden darinnen zugebracht. Allein auch unser Augarten hat seine besondern Vorzüge, die ich Ihnen lieber selbst zu sehn und zu genieſſen wünschte, als daß Ich sie Ihnen beschreiben sollte. —

Der Kaiser hat sich selbst ein Sommerpalais hingebaut, wo er im Zirkel seiner ausgesuchtern Freunde sich von seinen Geschäften erholet. Sie kennen diesen Menschenfreund schon aus seinen Handlungen; Sie wissen, daß ers gern sieht, wenn sein Volk sich mit ihm, oder vielmehr, wenn er sich mitten in seinem Volke unterhalten kann. Er hat daher alles Mögliche zur Bequemlichkeit des Publikums eingerichtet. Sie würden erstaunen, über das Ungezwungene, mit welchem hier der Soldat an der Hand seines Schäzchens, der Minister, der Priester, der Jud, die Phryne und ihre Minerva, der Bürger aus allen Ständen und Klassen neben und um den Kaiser auf- und abspazzirt, ohne sich im geringsten stören zu dürfen. Wenn in

Ihrem Thiergarten der Gouverneur erschien, wurden ungleich mehrere Cirkumflexe von Seiner Excellenz et Ordonanzen gemacht, als man hier macht, wenn der ganze Hof erscheint. Der Monarch wandelt unter den Tausenden, die ihn in seinem Garten umgeben, weit zufriedner von dem dankbaren, Liebe stralenden Auge seiner Unterthanen gegrüsset, als durch all' andre knechtische Etikette, die das selige Vergnügen vergället. —

Glänzenderes können Sie sich kaum etwas vorstellen, als die Gesellschaften, die man hier antrift. Gepuzt und parfümirt, geschminkt, geschnürt und bordirt, und frisirt, und gallonirt, schwellt sich alles, was sehn und gesehen werden will, zusammen. Da rauschen Schwadronen Damen, hinten drein Pelotens Offiziere, auf den Flanken zur Escorte einige Abées Alleen auf, Alleen ab. Ich bin oft in dem halben Zirkel vor der Seufzerallee, den ich den Wachtparadeplaz der schönern Welt im Augarten nennen möchte, gestanden, und habe dem Gewühle von Menschen zugesehn. Wie das froh ist, und flattert, und zwizzert, und liebelt, und einander durch Blikke elektrisirt, und lokket, und mit der ganzen Gottes lieben Welt zu tändeln scheint; — gleich drauf eine Colonne Pharisäer, Grotianer, Philosophen, Broschürenschreiber und solcher finstrer Insekten mehr hinten drein trappt; — und wieder mit einem Heere wohlbehaglicher froher Menschen allerley Geschlechtes, Stands, Würde und

Gelichters abwechselt, und so — wie in einem Reihentanz alle Raritäten und Absurditäten Wiens im ewigen Zauberzirkel vor der Nase vorbey zu tanzen scheinen!

Auser den Spazziergängen finden Sie alle übrige Bequemlichkeiten, welche diesen Erlustigungsort noch angenehmer — vorzüglich für zärtliche Nahrvater ihrer Schmerbäuche — machen. — Der Kaiser ließ zween schöne und geräumige Säle bauen, wo die Hungrigen und Durstigen — versteht sich pro numis propriis — sich so gut als es ihnen nur immer beliebt lezzen können. Man findet oft Tafelgesellschaften die sehr zahlreich sind. Von zween Gulden bis zwölf für die Person wird hier servirt. Da dieß blos die Tafel und nicht den Trunk gilt, welcher besonders bezahlt wird, so können Sie sich hieraus, theils von dem guten Appetit meiner Landsleute, theils von dem Geiste der Verschwendung einigen Begriff machen. Freylich hatten diese Tafelgesellschaften oft das Mißvergnügen, daß sie von manchem jungen Hochgräflichen Narren insultirt wurden, der sich als Zuschauer zu ihrem Tisch hinstellte, und wizzige Randglossen zu der vollgedekten Assiette machte. Um auch von dieser Seite das Publikum ungezwungen ihr Vergnügen geniessen zu lassen, baute der Kaiser noch einen Flügel, wo abgetheilte Zimmer angebracht sind, damit die Gesellschaften sich ungesehen, ungestört, und nach ihrem Wohlbehagen unterhalten können. —

Von

Von der dreisten, sich um Nichts bekümmernden Denkungsart des Wieners, sobald er für sein Geld zehrt, sich einen Begriff zu machen, kann Ihnen folgende Trakteuranekdote dienen. Dreyssig Personen bestellten in Gesellschaft bey dem Trakteur Tafel für die Person zu 12 Gulden. — Der Kaiser sieht die Zubereitungen, und frägt im Vorbeygehn, für wen diese Tafel bestellt sey? — Der Trakteur wußt es selbst nicht, indem nur einer die Kommission bestellte. Die Gesellschaft sieht und hört, was der Kaiser fragt. Um allen Glossen auszuweichen, kommt der Mann, der diese Tafel bestellte, zahlt dem Trakteur die 30 Souverainsd'or, und die Gesellschaft fährt, noch eh sie gegessen hat, weg. Indeß, begierig diese Gesellschaft an der Tafel zu sehn, kommt der Kaiser um 2 Uhr wieder, sieht die Tische abgeräumt, und die Gäste verschwunden. Er frägt nach der Ursache; und der Trakteur sagt ihm gerade zu: die Herren hätten nicht gern von ihm bemerkt seyn wollen. —

Die Musiken, aber freylich etwas bessere als die bey Korsika in Berlin von den Dilettanten, verherrlichen noch oft die Unterhaltungen in diesem wahren Elysium Wiens. Nicht nur Nachmittags im Saale selbst, — sondern auch zum Morgengruß der aufgehenden Sonne werden solche Amphionsopfer dem feinern Gefühle der Verliebten und Nichtverliebten gebracht. Kurz, jedes feine, geschmakvolle, so wie jedes rauschende, be-

täubende Vergnügen werden Sie hier finden und genieſſen können.

Ob auch Abendtheuerchen beſtanden werden? — Ja, Freund Freylich nicht bis zur Gürtelablöſung; aber indeß werden doch die Knoten darzu aufgeſchürzt. An Sonntagen, oder ſonſt an jedem ſchönen Tage können Sie darauf rechnen, daß Sie gewiß alles, was dem Amor und ſeiner Mama mit ſittſamer Gebehrde ſich widmet, mit allem Schmukke, aller zu Schau ausgeſtelleten Anlokkung, da beyſammenfinden. Sie werden oft mit einem gnädigen Fräulein auf irgend einer Ruhebank im Garten zuſammentreffen, ihrer gnädigen Mama oder Tante ehrfurchtsvoll die Hände küſſen, beyde an ihren Wagen begleiten, ſich wohl von ihren Bedienten ſelbſt hineinheben laſſen, mit ihnen nach Hauſe fahren, — und an der gnädigen Tante — eine Marchande de Mode und an dem gnädigen Fräulein eine Geſpielinn der berufnen Dukaten-Nannette finden. Es geht überall gar ſchnurrig zu. Ueberhaupt würd' ich jedem Fremden rathen, vor allen Frauenzimmerbekanntſchaften, die auf Promenaden gemacht werden, ſich zu hüten. Es ſcheint, dieſe Promenadedamen haben alle das — für unſre Gelehrte ſo lange verloren geweſene Geheimniß des griechiſchen Feuers von unſern Nichtphiloſophen erhalten. Wenigſtens zeigt es der alltägliche Erfolg, daß ſie alles, was ihrer Ekliptik zu nahe kömmt — bis auf das Mark in den Brano zu ſtekken im Stande ſind.

Ausser den Lustfräulein — drängt sich auch noch manche Fanferlüsche in den Schwarm, und wirft ihre goldhaltigen Neze auf die wohlehrsamen Ritterchen aus. Findet nun einer Geschmak daran, und ist er anders Sattelfest, so mag er den Fanferlüschen als Bremsenritter vorgallopiren, so viel's ihm behagt; ich steh ihm dafür, er versieht seine Stallmeisterdienste mit ergiebigerem Lohne, als Sancho Pansa.

Drey und vierzigster Brief.

Heute müssen Sie sich's schon gefallen lassen, mit mir in den Prater zu spazzieren. — Wer die ungekünstelte Natur liebt, findet hier seine Lezze, und wieder ungleich besser, als in Ihrem Thiergarten. Wollen Sie Meilen lange Aussichten durch breite Alleen, oder ausgehauene Bahnen, Sie finden sie hier; — wollen Sie kleines Buschwerk, oder von alten ehrwürdigen Bäumen strozzende Waldung, Einsamkeit, oder Gewühl, Vogelgesang, oder Menschengeschrey, Wasserwellen, oder schäumende Weinbecher — alles können Sie sich hier und in unendlichen Abwechslungen nach Ihrem Geschmakke wählen. Ein Theil des Praters gleicht einer Stadt, die in einem Garten hingestreuet ist, so viele schöne, mittelmässige und schlechte Buden und Sommerhäuser giebt es hier. Fast jeder Wirth hat hier auch seine Schenke, sein Lusthaus, seine Kegelbahn, seine Ringelspiele, Taubenschiessen, Schaukeln, Billiarde, Tanzsäle und Küchen. Und die Wir-

the in Wien sind zahlreich. Wenn man in dieser Gegend des Prateis herumwandelt, so deucht es einem, in Arkadien zu schweben. Grüner Rasen, auf dem man zwischen hohen alten, verschiedentlich gruppirten Bäumen hin und her schlendert; in dem immer fortdauernden Schatten der Bäume eine unzählige Menge von Leuten, die theils an Tischen oder in kleinen Sallons sich vollzechen, und guter Dinge sind; oder Arm in Arm geschlungen mit ihrem Freunde, oder ihrer Trauten lustwandeln, — die immerwährende Abwechslung der Gegenstände, izt Plätze, voll vom Gewühl der Menschen, izt wieder Wiesen, eingeschlossen von einem Quarré von Bäumen, izt unabsehbare Alleen, izt wieder Menschengewühl, und so fort, — alles zusammen macht den Prater für den, der die kunstlose Natur in ihren verschiedenen Scenen liebt, zum angenehmsten Ort. —

Wahr ist es, wenige wissen den Prater zu geniessen. Selten werden Sie ausser den Gränzen, worinn die vielen Küchen und Keller sind, Menschen antreffen. Wie es nun ist! Der Wiener legt in keinem Falle die väterliche Liebe für seinem Schmerbauch ab; also auch hier. Er ist aus der Stadt in den Prater gewatschelt, es ist also billig, daß er bey der besten seiner Lieblingsküchen Halt macht, und seine erschöpften Kräfte wieder zu ersezen sucht. —

Vor einigen Jahren — in der Zeit nemlich, da die Keuschheitskommission Ihre Inquisitions-

rechte noch im vollen Ansehn ausüben durfte, waren jene abgelegenen Buschgegenden von Militär- und Polizeypatrouillen scharf bewacht, damit ja nicht in irgend einen Winkelchen Zevs der Aphrodite den Gürtel lösen möchte. Man sagt, daß eben durch diese Patrouillen die Lüsternen auf die Gelegenheit aufmerksam geworden sind. Verschiedene Amadis und Don Quixotts, die theils ihrer Dulcinea, theils ihrem Schmetterlinge nachspührten, seyen Mitten aus dem Gefechte irgend eines bestandenen Abentheuers aufgehoben, und zur namhaften Geldstrafe verurtheilt worden. Izt sind diese Keuschheitswächter unnöthig. Es war ungerecht, dem Näscher anlokkende Gelegenheit so zu sagen, hinzupflanzen, und, wenn er ihrer genoß, ihn so dann zu strafen. Der Gesezgeber muß nicht wie eine Spinne im Hinterhalte auf den Verbrecher lauschen, und wenn er strauchelt, ihn vor den Richterstuhl fodern. Das Gesez muß so viel als möglich die Bahne ebnen, daß der Schwächling nicht strauchle. Und so macht' es auch der Kaiser. Es war ihm wenig damit gedient, daß dieser Ort, der blos zum Vergnügen dienen sollte, eine Mausfalle würde, worinn sich jeder, der da Fett wittert, fangen könnte. Es lag ihm mehr daran, die Gelegenheit selbst aus dem Wege zu räumen. Er ließ daher alle jene — ohngeachtet des Verbotes so oft zum paphischen Tempe umgeschaffene Lusthayne — durchhauen, Fußsteige und Fahrwege durchziehen, und so — da jedermann darinn

herum

herum wandeln darf, — alle die Verborgenheit, welche sonst anlokte, zernichten. Er erhielt dadurch zween Vortheile zugleich. Er verhütete, daß seine Bürger nicht mehr von den Keuschheitswächtern wie die Fliege von der Spinne in ihrem Netze gehascht wurden; und verschafte zugleich dem Ganzen einen Reiz mehr, indem durch diese angelegten Wege sich nun die schönsten, die unerwartesten Aussichten in die Ferne dem Auge öfnen. —

Freylich giebt es viele, denen diese Auslichtung des Praters nicht gefällt. Aber das sind auch nur Herren und Damen, die des Tageslicht bey ihren Unterhaltungen scheuen; oder keinen Sinn für das Grosse, Weitaussehende haben. Wer kann allen Narrenkappen Recht thun? —

Unsre Feuerwerke, deren wir zwey im Prater haben, sind ein Vorzug dieses Orts, der ihn vor allen übrigen ähnlichen auszeichnet. — Wenn man bedenkt, daß diese Feuerwerke öffentliche Spektakel fürs Publikum sind, und wenn man ihre Reichhaltigkeit, ihre Abwechslungen, ihre Kunstprodukte dann blos als — Werke einzelner Unternehmer betrachtet, so muß man gestehen, daß wir ganz allein diese Spektakel besizzen. Es ist nicht möglich schönere — aus diesem Gesichtspunkte zu geben. Verstehen Sie mich wohl, Freund. Ich rede von unserm Feuerwerke, wie von unserm Schauspiele. Wenn Fürsten bey Feyerlichkeiten Lustfeuer abbrennen lassen, so zweifle ich gar nicht, daß diese Feuer prächtiger, und kostbarer seyn können und auch

wirklich

wirklich sind. Aber — als bestimmtes wöchentliches Schauspiel betrachtet — existirt nirgends ein Amphitheater, auf welchem schönere Feuer abgebrannt würden.

Diese Lustfeuer werden stark besucht. Auch ist es eine mit sehr vielen Nebenvergnügungen vermischte Unterhaltung. Am schönen Sommertage so im Grünen seine Mahlzeit unter schattigen Bäumen und der Tafelmusik tausend fröhlicher Vögel einzunehmen; dann Gottes herrliche freye Luft auf all' den abwechselnden Spaziergängen einzuathmen; endlich den Schwall von Menschen, der wie eine Fluth aus der Stadt gegen den Abend in Kutschen, zu Pferde und zu Fuße sich hier zusammendrängt, zu überschauen — schon dies lohnt die kleine Auslage, die für das Feuerwerk beym Eingange im Prater bezahlt wird, reichlich. Sie können sich keinen Begriff davon machen, Freund., wenn Sie es nicht selbst mit ansehn, wie die Tausende, die sich oft zusammen sammeln, jedes nach seinen eignen Planen und Absichten da herumtrippelt und herumschlendert. Sie treffen zuverlässig die ganze junge schöne Welt an, die sich zum Kaufe herumträgt. Da sollten Sie das Wittern der Spürhunde, das Apportiren der frisirten Budelchen, das Zusammenketten aufgejagter Füchse und Füchsinnen, das Herzen und das Vorempfinden darauf folgender Priapsgefechte, und all' den Wirrwarr bemerken, und Sie müßten lachen, wenn Sie auch zehnmal Heraklits Thränengefühl besäßen. —

Der

Der Prater ist, wegen der vielen abwechselnden Scenen, woran sich die verschiedenen Launen der Menschen innigst ergözzen können, ein Ort, dessen Gunst wir lediglich der Menschenliebe des Kaisers zu danken haben. Vormals wurden Schweine und Hirsche darinn gemästet und fast Niemand durft' dieses Lustwaldes geniessen. Joseph öfnete ihn Troz all' der Gegenminen seiner Hofleute — seinem ganzen Volke. Einige seiner Vertrauteren stellten ihm vor, daß es für den Adel sehr unschiklich seyn würde, so unter dem Trosse von gemeinen Leuten herum wandeln zu müssen. — „ Was „ schadets, antwortete Joseph, — auch diese „ Leute sind Menschen und gute Menschen. Wenn „ jeder nur mit seines Gleichen umgehn wollte, „ müßt ich mich in die Gruft bey den Kapuzinern „ zu den Leichen meiner Vorältern einschliessen." — Eine andere Parthey eröfnete ihm, daß durch die Menge der Menschen das Wild aus dem Prater würde vertrieben werden. — „ Aber doch nicht „ aus meinem Lande?" antwortete er. — Nein, aber es wird wild und scheu. — Desto besser! Ich will Wild — und nicht Kühe jagen! Man sah endlich ein, daß Joseph zu viel Volksliebe besässe, und stund von fernern Vorstellungen ab, — und izt ist unser Adel an das Volksgewühl so gewöhnt, daß er selöst an diesem eine Art von Unterhaltung und Reiz mehr findet. So kann der Fürst die Denkungsart vieler Tausende durch sein Beyspiel umschaffen.

Vier und vierzigster Brief.

Sie irren sich, Freund, wenn Sie glauben, wir Wiener liebten nicht auch die Vergnügungen, die uns das Land anbietet. Sie können auf einige Meilen weit im Sommer auf dem Lande herumfahren, und fast in jedem Dorfe Gesellschaften aus der Stadt antreffen. — Nußdorf, Klosterneuburg, der kahle Berg, Mauerbach, Simmering, Schönbrunn, Laxenburg, Baaden, und ungleich mehrere Oerter lokken den nach Zerstreuung, nach Unterhaltung lüsternen Städter zu sich. Es ist billig, daß ich Ihnen die Unterhaltungen von einigen dieser Oerter in etwas beschreibe.

Nußdorf — am Fusse des Leopolds-Bergs auf der einen, und an der Donau von der andern Seite ist zwar nur ein Dorf, aber, wie die meisten um Wien herumliegenden Dörfer, mit den schönsten, geschmakvollesten Lusthäusern geziert. Ausser den Privatgesellschaften, welche die Eigenthümer dieser Gärten und Lusthäuser den Sommer, auch Fastnachtszeit hier veranstalten, und die sich allemal durch Trink- und Freßgelage auszeichnen, finden sich auch fast wöchentlich das ganze Jahr durch geschlossene Gesellschaften in dem grossen Saale zu Bachanalien ein, wo gegessen, getrunken, geschäkkert, bokgesprungen, und Lanzen gebrochen werden, daß es eine Freude ist. Sie können sicher darauf rechnen, daß mehr als die Hälfte von Mutter Evas Geschlechte, das man

hier

hier antrifft, die gutherzigsten Kinderchen sind, und bey solchen freundlichen Kinderchen kann ja unmöglich den Gästen die Zeit lang werden. —

Auch nach Klosterneuburg fahren oft von Wien Gesellschaften hinaus. Aber hier geht es etwas solider zu; denn Seine Hochwürden der Herr Prälat, fänden es wider seine geistliche Würde, wenn die Gäste, welche ihm die Ehre ihres Besuchs gönnen, etwas mehr, als sich unter den Tisch zu saufen, suchen wollten. Auch wird hier weiter nichts, als der reiche Klosterschaz, der schöne Keller, und die Prälatur besehen, — dann auf gut deutsch, dem edlen Rebensaft der Krieg angekündiget.

Der kahle Berg wurde, so lange die Geistlichen noch in ihren Zellen eingeschlossen waren, selten besucht, ohngeachtet hier die schönste Aussicht über die ganze Ebne Wiens, und eine unglaubliche Strekke des Donauflusses ist. Seit dem aber die guten Mönche ihre Zellen verlassen, und nun Trakteur und Wirth da zu finden ist, — o, da wandern ganze Karavanen hinauf. Sie sollten nur sehen, Freund, wie an dem Orte wo so lange Zeit mit dem größten Gott ergebenen Herzen Nichts gethan wurde, (denn Essen, Trinken, Psalm singen, Dosen drechseln, und solche Kleinfügigkeiten mehr, wird man doch wohl nicht unter wichtigere Geschäfte, als — Nichtsthun rechnen wollen?) — izt pokulirt, musizirt, gedanzt, geherzt, geküßt, Schnekken im tiefen Walde gesucht, Schmetterlinge

gehascht,

gehaſcht, und Maulwurfsjagden gehalten werden. Aceidit momento, quod non ſperatur in anno. —

Eben ſo luſtig und wohlbehaglich befinden ſich die Gäſte izt in Mauerbach, ohngeachtet wie der Ruf geht, die Wiener auch vorher ſchon nie, ohne mit einem dikken Nebel vor den Augen, von da nach Hauſe ſchlendern konnten.

Auch in Simmering, einem Dorfe an der Landſtraſſe nach Ungarn, finden ſich Geſellſchaften die Menge ein. Kaufmannsbürſchchen, mit ihren Puzmacherinnen, Sträuſſermädchen, oder mit ſonſt einer irgendwo aufgehaſchten Dulcinea Venaria, wählten dieſen Ort vorzüglich zu ihrem Tummelplaz. Der Wirth freuet ſich dieſer Herrn vorzüglich, denn er weis, ſie verſchlampampen mehr, als jeder andre Gaſt. Er iſt daher auch ſo höflich, jeden zu adeln. „Wie befinden Sie ſich Herr „vom rothen Igel? — „Und Sie, Herr „vom blauen Hut?" — und ſo weiter. Was mir übrigens an dieſen Herren vorzüglich gefällt, iſt, daß ſie gerade dieſen Ort zu ihrem Lieblingsort wählten, wo ſie die Narrenlinie paſſiren müſſen. Ich zweifle nicht, daß manche, wenn ſie vor St. Marx vorbeyfahren, zu ſich ſelbſt ſagen werden: auch ich gehöre hinein. —

Unter den nahen Oertern wird Schönbrunn, das Sommerſchloß der verſtorbenen Kaiſerinn, am meiſten beſucht. Es iſt aber auch der Mühe werth, daß man es beſucht. Der Garten, welcher izt ganz frey für jedermann iſt, gehört unter die vor-

züglichsten Merkwürdigkeiten, die man in und um Wien sehen kann. Einzeln, oder auch in Gesellschaften treffen Sie oft zu Hunderten die Gäste an, welche schon früh hinausfahren, im Kaffeehause frühstükken, im Garten bis eins oder zwey spazzieren gehen, dann sich zu der Tafel sezzen und zechen, wieder in den Garten eilen, und mit all' dem Gefühle des wahren Vergnügens sich unterhalten. Dieser Ort hat den Vorzug, daß er meistens nur von ausgesuchten Gesellschaften besucht wird. Sie finden hier wirklich oft die artigsten Leute aus allen Ständen, und man hat hier, — wie fast bey allen unsern übrigen Zusamrienkünften die Konvention getroffen, ganz frey uud ungezwungen seinen Launen fröhnen zu dürfen. Man speist sehr gut, und um verschiedene Preiße; man thut am besten, wenn man die Anzahl der Gesellschaft, den Preiß der Tafel, und die Stunde, wenn man speisen will, schon Tags vorhero dem Trakteur durch die kleine Post meldet. Auch Laxenburg hat diese Vorzüge, nur wird es nicht so oft besucht, weil es weiter entfernt, und so zu sagen das Sanssouci unsers Kaisers ist. —

Hingegeu wimmelt es den Sommer durch in Baaden. Wenn sie in Wien wären, Langeweile hätten, Familienbekanntschaften mit oder ohne Absichten suchten, — gehen Sie nach Baaden; in Zeit von vier Wochen kennen Sie die halbe Stadt. Unsre Damen und Fräulein, die ins Bad gehn, sind die anmuthigsten Göttinnen, die man sich auf

den Zaubergefilden dieses Lebens wünschen kann. Hier wohnt Frau von ∽ — ihr Gemahl muß seiner Geschäfte wegen in der Stadt bleiben — sie weis sich die Zeit zu Nuzze zu machen und läßt sich frottiren, daß sie frisch und gesund aus dem Bade in die Arme ihres lieben gutherzigen Männchens kömmt. Dort spaziert das gnädige Fräulein von ▣; Anmuth und Freundlichkeit und alle Grazien schweben um sie. Sie klagt ihrem Papa, daß Gott weis, was für Unpäßlichkeiten sie plagen. Das Bad wird vorgeschrieben, — es wird hinausgefahren, nach ein paar Tagen eine Wehmutter geholt, — vierzehn Tage vergehn, und man sieht das gnädige Fräulein mit einmal frisch und gesund wieder, und ein Schwarm großnasigter, breitschultriger und dikwadigter Ritter, flattert um sie herum — Ist das nicht für Sibariten das herrlichste Leben, das sie sich wünschen können?

Wenn Sie die Menge unsrer Kaffeehäuser, Gärten, Tanzsäle und Promenaden, und zugleich die Menge der Leute, welche man zu jeder Stunde des Tages in diesen Orten antrift, überrechnen, so werden Sie erstaunen über die Anzahl der Müssiggänger, Schwelger, und solcher Menschen, die ihr ganzes Leben zwischen Schlemmen, Spazierengehn, und Schlafen theilen. Vielleicht ist kein Ort in der Welt, wo man müssigere Geschöpfe von Menschen antrift, als hier. Die grosse Anzahl derer, welche von ihren Kapitalien leben, und die noch grössere Anzahl solcher, welche sich des Tages

reichlichste Aerndte oft schon in einer Viertelstunde verdienen; die Bürgerssöhnchen reicher Väter, — und endlich, die fast unübersehbare Menge des Adels mit seinem Gefolge, das so selten reellere Beschäftigungen kennt, — scheint diese Sibariten-Laune erzeugt und genährt zu haben. Indeß ist eben dieser Geschmak am Müssiggange, für die vielen Fremden, welche zu uns kommen, vortheilhaft. Ohne erst sich durch viele Umwege Bekanntschaften und Unterhaltungen zu suchen, findet sie der Fremde allenthalben, wo er hinkömmt.

Fünf und vierzigster Brief.

Sie werden heute kaum den Inhalt meines Briefes errathen. Müde, immer und ewig Allgemeinheiten zu plaudern, will ich Sie mit einigen Anekdötchen unterhalten.

Der Edle Herr von Pavian hatte die Thorheit, ein allerliebstes, artiges Weibchen zur zweyten Ehe zu wählen. Eifersüchtig wie er — lauschte der alte Ritter auf jeden Schritt, den seine Gattin machte. Ohrenbläser rannten ihm wirklich allerley Histörchen seiner Gattin ins Ohr. Darüber aufgebracht, schwört er die glühendste Rache gegen seinen ungebetenen Mitgehülfen. — Er reist auf sein Guth, um seiner Gattin Gelegenheit zu machen. Diese unterhält sich mit ihrer Kammerjungfer, und ist fröhlichen Muths. Das liebe Weibchen aß den Käse gern; allein der Edle Herr von Pavian konnte aus vielen Gründen

den Käse in seinem Hause nicht dulden. Madame war also gezwungen nur heimlich ihren Appetit zu stillen. Auch diesmals benuzte sie die Abwesenheit ihres Mannes; allein indeß sie mit dem behaglichsten Appetite ihren Käse verzehrt, kommt der gnädige Herr. Das Weibchen erschrikt, will sich mit ihrem Käse nicht überraschen lassen, und verbirgt ihn in der Eile in ihr Bett. Herr von Pavian, in der Hoffnung seinen Rival zu erschleichen, stürmt plözlich in seiner Gattin Zimmer; er sieht sie zerstreut, das Bett in Unordnung. Was ist gewisser, als die Untreue seiner theuren Ehehälfte. Er zieht den Degen, stürzt zum Bette, und sticht mit allem Grimme auf seinen vermeintlichen Nebenbuhler los, der sich im Bette verborgen hat. Pavian fühlte etwas Hartes an seiner Degenspizze. Ha! endlich hab ich dich, Elender, schrie er, und stach noch einmal zu, riß die Dekke vom Bette, und fand, was er wohl nicht suchte, einen ziemlich grossen fetten Laib Schweizzerkäse. Daß sich Pavian seines Ritterzuges schämte, können Sie sich leicht denken. —

Herr von Omay, auch einer von den glüklichen, der seiner artigen Gattin wegen eine namenlose Zahl von guten Freunden hat, bekam — als er eben prächtige Tafel hielt — auf einer grossen silbernen Tasse einige Lerchen zu einer Zeit, wo sie die größte Seltenheit waren, zum Geschenke. Seine Schmeichler beredeten ihn bald, zu glauben, dieß Geschenk käme von Prinzen † †. Stolz auf diese

Ehre, und aufgefrischt von seinen Freunden, die sich auf seine Kosten was zu lachen machen wollten, giebt der Gek Tags darauf ein Memorial ein, worinn er bat, zum ewigen Angedenken dieser grossen Ehre — Lerchen in seinem Wappen führen zu dürfen. — Einige Tage darauf, als von Omay wieder Tafel gab, wurd wieder eine silberne Tasse mit einer schönen Pastete geschikt. Wer kann dieser unbekannte Gönner anders seyn, als eben der Prinz, denkt er sich. Voll Vergnügen hebt er den Dekkel der Pastete selbst weg, und sieh! ein Männchen mit grossen Hirschgeweihen, springt vermittelst einer künstlich angebrachten Feder mit einem Zettel in der Hand hervor, mit der Aufschrift: Willst du mich nicht auch in deinem Wappen führen?

Frau von R. und Frau von T. lebten einige Jahre als die innigst vertrautesten Busenfreundinnen zusammen. Keine Gesellschaft, keine Spazzierfahrt, keine Redoute konnte besucht werden, wenn sie nicht beyde beysammen waren. Ihre zärtliche Freundschaft zeichnete sich sogar in der Wahl ihres Puzzes aus; denn nie sah man diese zwey Grazien anders — als gleich koeffirt, gleich geschminkt, gleich gekleidet und gleich maskirt. Aber wie bald kann solche Damenfreundschaft nicht zertrümmert werden! Und dieß geschah auch hier. Frau von T. — fiel auf den unseligen Gedanken, sich heimlich eine Maske machen zu lassen, um ganz unerkannt auf der Redoute zu seyn. Unglükli-

glüklicher Weise kommt der Schneider einen Tag vor der Redoute zur Frau R. mit der Maske. Sie erblikt ihn, fragt für wen sie gehört, und bestellt sich eine ähnliche. Der Schneider gehorcht, Frau von R. eilt so frühzeitig als möglich auf die Redoute — das erstemal ohne ihre zärtliche Freundinn. Frau von T. — kömmt später, wundert sich, eine gleiche Maske hier anzutreffen; erkennt ihre Freundinn, wird zornig, und geräth in den heftigsten Wortwechsel. Die zwo Damen verliessen die Redoute mit den größten Beschimpfungen, die sie sich erwiesen. — Tags darauf klagen beyde. Man fand Ursache, die zwo Närrinnen für ihre Eitelkeit büssen zu lassen. Der Proceß wird in die Länge gezogen, geldsplitterig gemacht, und so eingerichtet, daß jede dieser Damen — einer Maske wegen — einige tausend Gulden für Gerichts- und Proceßunkosten zahlen mußten. — Von solchen Thorheiten müssen sich die Advokaten zu bereichern suchen. —

Einer der vornehmsten Kavaliere verliebte sich in die Tochter eines Banquiers. Das Fräulein erhielt fleissige Besuche von ihm, sah aber bald, daß diese Besuche nur Tändeleyen zur Absicht hatten. Sie entdekt es ihrem Vater. Dieser konnte dem Kavalier den Zutritt zu seiner Tochter nicht so schlechtweg verbieten. Endlich entwirft er seinen Plan. Er befiehlt seiner Tochter, so bald sie wieder um einen Besuch gebeten würde, ihn zu erlauben, die Stunde aber ihm selbst zu entdekken. —

Der Kavalier, voll süsser Erwartung, endlich zum ganz glüklichen Schäfer gemacht zu werden, erscheint. Kaum war der Vater von seiner Gegenwart benachrichtiget, so ruft er alle seine Leute, giebt jedem zwey Windlichter, mit Befehl, auf der Treppe zu warten, bis der Kavalier aus dem Zimmer seiner Tochter kommen würde. Die Leute giengen an ihren Posten, der Vater selbst blieb vor der Thür mit zwey Lichtern in der Hand stehen. Berauscht vom ersten Handkusse, den er seiner Göttinn gab, hüpft nun der vornehme Liebhaber aus dem Besuchzimmer. Wie erstaunt er, als er diese Beleuchtung vor sich sieht! Was soll das, fragt er ganz betroffen? — Euer Excellenz, antwortete der Vater, Ihnen meinen schuldigen Dank abzustatten für die Ehre, die Sie mir und meiner Tochter erweisen wollen. Sie werden erlauben, daß ich einen so hohen Gast, wie Sie, der Gefahr entreisse, auf der Treppe Schaden zu leiden. Ich und meine Leute werden die Ehre haben, Sie bis auf die Gasse zu begleiten. — Alle Einwendungen waren vergebens. Der Kavalier mußte sichs gefallen lassen, um die Mittagsstunde mit zwanzig Windlichtern unter tausend Bükklingen und ehrfurchtsvollen Komplimenten zum Hause hinaus leuchten zu lassen. — Ob er sich wohl der Gefahr noch einmal ausgesezt haben wird, dieselbe Ehre zu empfangen? —

Damit Sie sich einen Begriff machen können, was für Fallstrikte manchem jungen unerfahrnen Laffen gelegt werden — diene Ihnen folgende Geschichte. Graf von * * — jung und unbekannt mit der Welt, wie mans immer in Akademien unter geistlichen Händen seyn kann, kam als Kadet unter ** Regiment. Zufälliger Weise bekömmt er im Theater Bekanntschaft mit einer Person, die lediglich unter dem Namen Baroneß von oo bekannt war. Er war stolz daranf, diese Bekanntschaft gemacht zu haben, ohngeachtet sie ihn in 8 Tagen 130 Dukaten kostete. Diese Dame war wegen Familienangelegenheiten hier, und wies ihm sogar die Briefe, die sie aus Italien erhielt. — Einst sizzen sie am Tische im vertraulichsten Gespräche, als ein Wagen vor dem Hause halten bleibt. Er sieht hinaus, und erkennt seinen General. Er sagt es, sie erschrikt, und schreyt, ums Himmels willen, er darf Sie hier nicht antreffen; der General besorgt meinen Proceß. In der Angst wußte sie ihn nirgends zu verbergen, als in ihrem Kleiderschranke. Der General kommt, umarmt sie, schleudert mit ihr aufs Kanapee, und der Kadet — schwizt vor Angst und Eifersucht im Schranke wie eine Wassermaus. Es war auch kein Spaß, so was mit anhören zu müssen. Unglüklicher Weise fällt es seiner Excellenz ein, zu sehen, ob die schöne Baroneß ihr neues Kleid schon erhalten habe. Er springt zum Schranke, reißt ihn auf, und der junge Graf steht wie versteinert da. Wär' Hogarth

oder Chodowiekky zugegen gewesen, er hätte aus des Generals und des jungen Grafen von ** Stellung die komischeste Gruppe machen können. Nach einer kleinen Pause, in der sich Seine Excellenz wieder faßt, fragt er mit lautem Gelächter: Madame, haben Sie viele solche Kleider? — Das Kadetchen schlich sich beschämt fort. — Einige Wochen darauf fand er die Baroneß in Preßburg, und man sagte ihm, daß sie eine Schloßbergernymphe wäre, die vor einigen Jahren einen Edelmann, der auf den Kambut kam, um einige tausend Gulden geschnellt habe, mit dem Gelde nach Wien gereist, und nun eine Phryne für die höhere Klasse worden sey. — Sie sehn, Freund, daß bey uns die Galanteriejägerinnen allerley Masken wählen, hinter welchen sie ihre Farçen aufführen.

Ueberhaupt, mein Bester, fallen hier solcher Fuchsprellereyen die Menge vor. Es übersteigt beynahe alle Vorstellung, wie weit und wie fein die Koketterie unter uns getrieben wird. Von den zügellosesten Bachantinnen, die mit thierischem Jauchzen in jedem Blikke nach Wohllust lechzen, bis zu der reizenderen Cypria hinauf, die, von Grazien umflattert, den thierischen Sinn mit Lächeln und Anstand übertüncht, — lebt und webt alles in den Armen der Liebe. Wo man hinblikt, sieht eine Göttinn oder ihre dienstfertige Zofe, eben so in den Mysterien der Wohllust eingeweiht, wie jene; — und wo man hinblikt, lauern Priapchen, mit jovialischer Freude im Gesichte auf die glükli-

che Stunde, irgend einer Dirne auf Paphos Gefilden ihren Weyhrauch opfern zu können. Woher doch immer diese sibaritische Denkungsart kommen mag? Mich deucht, dies Problem füglich aus der Erziehungsmethode einzelner Familien auflösen zu können. Das reiche Bürgersmädchen (ich versteh darunter den ganzen Mittelstand unserer Stadt) ist das Herzäffchen der Mutter. Diese sagt ihr nun bey jeder Gelegenheit, wie so wunderschön und bezaubernd sie sey! Schon als Kind schreckt die Mutter ihr Töchterchen mit der Drohung, daß sie häßlich werden würde, wenn sie dieß oder jenes nicht unterliesse. Die ganze Zärtlichkeit ihrer Mutter schränkt sich auf die edle Sorgfalt ein, das Mädchen so schön, als eine Cirkassierinn für das Serail irgend eines Kavaliers oder reichen Bürgers, der sie heurathen wird, zu erziehen. Ist es ein Wunder, wenn nun, schon in der frühesten Jugend, dem Mädchen der Kopf mit der hohen Idee ihrer Reizze geschwängert wird?

Da nebenbey unsre schönen Mütter selbst noch gern die Eiteln spielen, gern sehen, daß man auch mit ihnen um den Minnesold liebelt, und da die Mütterchen noch überdieß so gutherzig sind, ihre Töchterchen Augenzeugen seyn zu lassen, wenn sie irgend ein Abendtheuerchen bestehen; so ist es die natürlichste Folge, daß das schöne Mädchen, sobald sie einem jungen Gauche gefällt, ihn nicht lange gängelt und gekt, sondern lieblich ihm die

Hand

Hand drükt, und nach Herzensluſt weiter ſpaſſeln läßt. —

Unſre Jünglinge, eben ſo müſſig, wie die meiſten ihrer Väter, und eben ſo tändelnd, wie ſie, wiſſen zu gut, was ihren kleinen niedlichen Geſpielinnen frommt. Sie ſtehen keinen Augenblik an, ſie durch Schmeicheleyen und tauſend kleine Zärtlichkeiten einzulullen.

Dieß wechſelſeitige Beſtreben, zu lieben und geliebt zu werden, wird bald zur Gewohnheit. Die junge Dame braucht, die Wachſamkeit ihres mürriſchen Vaters zu hintergehen — eine Gehülfinn. Ihre Zofe wird alſo anfangs der weibliche Merkur. Sie findet aber bald Behagen daran, die Gelegenheiten, die ſie für ihre Dame beſtellt, auch für ſich ſelbſt zu beſtellen. Und ſo geht die Koketterie von der Herrſchaft auf die Diener über. Je mächtiger man ſeine Reizze fühlt, deſto mehr erwacht auch das Beſtreben, ſie den glozzenden Augen der Ritter noch unwiderſtehlicher zu machen. Puz und Flitter und alles, was dieſe Eitelkeit unterſtüzzet, wird in den Augen unſrer Schönen Bedürfniß, ohne welchen ſie nicht leben zu können glauben. Papa und Mama, ſo äffiſch ſie auch ihr Töchterchen lieben, wollen und können öfters dieſe Eitelkeit nicht befriedigen. Nun werden Nezze ausgeworfen, und wer ſich darinn fangen läßt, wird ſo lange gegekt, bis er und ſeine Börſe die Schwindſucht auf dem Halſe haben.

Amor und seine Mama scheinen im strengsten Verstande auch bey uns ihre unbegränzte Herrschaft errichtet zu haben. Gehn Sie auf unsre Promenaden, sehen Sie den Zusammenfluß der Damen und Herren, staunen Sie über den anlokkenden Puz der einen sowohl als der andern, und fragen Sie: warum diese Menge? warum dieser Puz? und Sie müßten die Augensprache sehr schlecht verstehen, wenn Ihnen nicht aus jedem Blikke ein Amorettchen zulächelte und zu sagen schien: mir zu Gefallen geschieht dieß alles. —

Ich will nicht einmal der Abendpromenaden auf dem Graben, Hof und Kohlmarkte erwähnen. Die Herren, die da herumtrotten oder auf der Passe stehn, sind selten von feinerem Gefühle, als irgend ein Satyr oder Faun in den alten Zeiten der Fabeln. Auch die Dulcineen — ohngeachtet sie nur mit dem frommen Wunsche ihrer Patrouille hier herum machen, doch ein lüsternes Idolchen mit nach Hause zu schleppen, um es auf dem Altare der Aphrodite aufstellen zu können — sind nicht vom bessern Schlage; Bezzen — welche jede Schnauzze beriechen darf. Aber die Spazziergänge, wo sich die feinere Welt sammelt, sich zeigt, — diese liefern dem Menschenforscher die unläugbarsten Merkmale einer allgemeinen Huldigung der Liebe. Das Fräulein wünscht ihren Adonis zu erblikken; die Dame ihren Hausfreund aufzuspüren, — beyde oft sich neue Gesellschafter zu erhaschen, — der junge Herr sich seiner Geliebten zu empfehlen,

ten, der Gatte eine Gehülfinn zu finden, die seine mürrische Ehestandslaune überzukkerte und so weiter. Sie können versichert seyn, daß auf all' unsern Promenaden, Redoutsen, Gesellschaften und Schauspielen neue Bekanntschaften angesponnen, neue Abentheuerchen bestanden, und so der Liebe — wenn auch nur idealisch — neue Opfer gebracht werden. —

Die Begierde nach Liebe verleitet oft zu seltsamen Thorheiten. So auch bey uns. Manche mittelmässige Bürgerstochter wirft sich, blos um die Blikke der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, oft in einen Puz, der für Damen vom ersten Range nicht zu geringe wäre. Hingegen verstekt sich oft manche wirkliche Dame, bloß um unerkannt ihre Ritterfehde zu enden, in einen Anzug, der ganz ausser dem Zirkel ihres Standes ist. So können Sie oft auf den Redouten und auch sonst auf unsern Sälen Damen von Bedeutung antreffen, die ihren Stubenmädchen die Kleider abborgen und darein vermummen. Diese Art von Maske ist izt überhaupt sehr in der Mode. Ich kann mich unmöglich enthalten, hierüber nicht meine Glossen zu machen.

Man sah schon lange her die Stubenmädchen für Geschöpfe an, die die glüklichsten Rollen in dem Reiche der Liebe spielten. Seitdem aber Rautenstrauch, — den sein guter Genius ja bewahren mag, sich in ein Stubenmädchen zu verlieben, wenn er anders nicht — aus Rache von

ihnen zerrissen werden will — auf den Gedanken fiel, die Charitinnen unsrer Damen so gottesjämmerlich herunter zu sezzen — seitdem ist es bey uns fast allgemein dahin gekommen, mit dem Begriffe der Stubenmädchen auch den Begriff — der feilen Dirnen zu verbinden. Unrecht ist diese Verbindung allemal; aber — was soll man nun denken, wenn unsre Damen, seitdem diese Verbindung der Begriffe die herrschende Denkungsart unsrer Stuzzer ward, izt so gern die Maske der Stubenmädchen wählen? Läßt es nicht, als wollte die schöne Gräfinn schon durch ihre Mummerey dem Lüsternen hieroglyphisch zu verstehn geben, was für Begriffe er — auch bey ihr verbinden solle? — Ich kann mich irren, ich gesteh es, und wünsche es — aber dieser Gedanke bot sich mir von selbst dar, und ich glaube von dieser Seite allemal einige Entschuldigung von unsern schönen Damen zu verdienen. —

Sechs und vierzigster Brief.

Preßburg,
den 18ten Nov. 1782.

Vorgestern bin ich gutgepakt und wohlbehalten in Preßburg angekommen. — „Aber Preßburg liegt ja in Ungarn, und — “ Ja, dieser Ort ist wirklich seit der Regierung des österreichischen Erzhauses die Haupt- und Krönungsstadt

dieses

dieſes geſegneten Königreichs, und wenn man ſich dieſes ein wenig im ausgedehnteren Verſtande denkt, ſo hat es den Erbfeind des chriſtlichen Namens zum Nachbar, der es ſo oft verheerte, und einen groſſen Theil deſſelben faſt ein ganzes Jahrhundert hindurch beſaß. Zum Glük iſt mein Geruch nicht ſo fein, als der jenes bayriſchen Grenadiers, der, als er mit den Hülfstruppen ſeines Fürſten auf der Donau hier anlangte, und den erſten Fuß ans Ufer ſezte, und ſeinen Kameraden zurief: Courage, Brüder, ich riecke den Türkenhund ſchon!

Doch ſorgen Sie nichts. Hier bin ich izt vor dieſen Barbaren ſicher, und gar nicht geſonnen, ihnen in den Rachen zu laufen. Ich gedenke einige Tage hier zu bleiben, mich mit dem Herrn von ** zu ergözzen, und an ſeiner Seite die Stadt zu durchſchweifen; — wenn das Wetter es zuläßt, den Ratſchdorfer Wein und den St. Jörger Ausbruch in loco zu koſten, und vielleicht auch Lanſchüz und Eſterhaz zu beſuchen, dann aber mit eben dem Fuhrwerke, welches mich hieher brachte, wieder nach Wien zurükzukehren. —

Preßburg liegt hart an dem Ufer des Donauſtroms, der, da er hier ſehr ſchnell und reiſſend iſt, ſeinen Lauf ſchon oft zum Nachtheile der Stadt verändert hat. Er theilt ſich hier in verſchiedene Arme, welche ſehr reizzende und fruchtbare Auen bilden. Die Lage der Stadt iſt vortrefflich,

trefflich, die Luft gesund, und die Brunnen mit den besten Wassern versehen. Gegen Morgen und Mittag eröffnet sich ihr eine weite und fruchtbare Ebene, gegen Abend und Mitternacht aber wird sie von den hier sich ganz sanft erhebenden karpathischen Gebirgen bedekket, auf welchen auch das königliche Schloß steht, und dem Ansehn der Stadt keine geringe Zierde verschafft.

Noch vor wenig Jahren war diese Stadt mit Mauern und Gräben eingeschlossen, izt aber sind die erstern verbaut und durchgebrochen, die leztern aber verschüttet, und ein paar Thore niedergerissen. Man wollte nämlich die innere Stadt mit den Vorstädten vereinigen, und aus einem ohne Plane angelegten Orte eine regelmässige Stadt machen. Man sezte deswegen eine eigene Verschönerungskommission nieder, die aber, wie es der Augenschein zeiget, diesen Namen gar nicht verdient. Die grosse Maria Theresia erkannte es selbst; sie entließ diese Kommission in Gnaden; und nun steht sie da, die arme Stadt, wie eine Schöne, die ihrer Kleider bis aufs Hemd beraubet worden: — oder schiklicher, wie jene durch einen nächtlichen Lärm aufgewekte Nonne, die in der Eile die Hosen ihres Beichtvaters statt des Schleyers auf den Kopf sezte. Die Gassen sind, einige ausgenommen, eng, und ohne Schnur angelegt; die Häuser gut, aber meist ohne Regeln der Baukunst. Der neugebaute Pallast des Kardinalprimas steht da in einem Winkel, hat viele

Säulen und Statüen, einen grossen Saal, und prächtig meublirte Gemächer, aber für das Auge des Kenners eben kein einnehmendes Ansehn. Ueberhaupt sind die meisten Gebäude unter den Händen ihrer Baumeister verunglükt, und zeugen von dem noch gar nicht gereinigten Geschmakte ihrer Bewohner. Dieses gilt ebenfalls von den Kirchen, worunter noch die, welche der verstorbene Primas Emerich Esterhazy aufführen lassen, die erträglichsten sind. Unter diesen prangen die Kuppeln der Trinitarier, oder wie man sie sonst nennt, der Weißspanier, und der Elisabethinernonnen mit den Gemälden des berühmten Gali Bibiena, der im Dienste dieses Prälaten stand. Auch die Kirche des sogenannten Waisenhauses ist sehr schön angelegt, steht aber seit dem Tode ihres Erbauers, des ersterwehnten Fürst Primas, unvollendet, und dem Verderben der Zeit ausgesezt.

Die Pfarrkirche ist ein starkes, gothisches Gebäude, mit einer modernen Thurmkuppel, die ihr eben so schön steht, wie dem Bettler eine spanische Perükke. — Das königliche Schloß, welches ehedem wohl drey Klaftern dikke Mauern hatte, und zu einer Festung diente, ist mit unsäglichen Kosten des größten Theiles dieser Bürde entladen, und zur ehmaligen Residenz der Erzherzoginn Maria Christina und ihres Gemahls des Herzogs Alberts eingerichtet worden. Man sagt, daß die Zimmer, als sie von diesen liebenswürdigen Personen bewohnt wurden, überaus kostbar sollen meu-

meublirt gewesen seyn. Besonders aber soll die Bildergallerie mit vielen Stükken der besten italienischen und niederländischen Meister gepranget haben, wovon viele dem Herzoge gehörten, die er mit sich nach Brüssel genommen, die übrigen aber in das kaiserliche Belvedere nach Wien gebracht, und nur solche, die diesem herrlichen Tempel der Kunst entbehrlich waren, zurükgelassen worden. Izt steht alles leer, bis auf einige Zimmer in den äussern Gebäuden, die ein Paar übrig gebliebene Pensionisten des Herzogs indeß bewohnen.

Die Aussicht von diesem Schlosse ist eine der prächtigsten, indem man weit umher eine mit Flekken und Dörfern, mit Fluren und Auen, mit Wäldern und Weingärten, mit Aekkern und Gebüschen bedekte Ebene vor Augen hat. Und ich mußte mich von einem Altane mit Gewalt wegreissen lassen, um den Zimmerwärter, der bey allen diesen Schönheiten der Natur gähnte, nicht so lange von seiner Küche träumen zu lassen. Aber vielleicht gähnen Sie auch schon bey meinem Geschwäzze, ich will es daher abbrechen, und Sie ein andermal vielleicht besser zu unterhalten suchen.

Sieben und vierzigster Brief.

Noch bin ich in Preßburg, mein Bester, und bemühe mich, im Zirkel meiner Freunde all' das Schöne ganz zu geniessen, welches ein Fremder hier nur geniessen kann. Die sogenannte Wiener-

Predigerkritik machte hier selbst unter den Protestanten grosses Aufsehen. Wahr ist es, selbst bey Ihnen würde sie es machen, und ich bin überzeugt, daß Ihre Herrn Konsistorialräthe weidlich darüber schimpfen würden, wenn so ein Institut auch bey Ihnen errichtet würde. Welcher Schwarzrok läßt sich auch gern von dieser Seite befehden, ohne die Zähne zu klatschen? Nicht unsre Kanzel-Donquixotte allein, nicht unsre Faste, Pochline, Mazzioli allein läuten die Sturmglokke, — Göz in Hamburg und Ihre Herren, die sich wider die Einführung des neuen Gesangbuches auflehnten, würden eben das Zettergeschrey erregen, würden eben so gut, wie hier in Wien, die Kanzel, worauf nur Religionsunterricht gebracht werden sollte, und wo der Prediger — gegen sich selbst betrachtet, zum Nichts wird, kein Ansehn, keine Autorität, nicht einmal als mindester Bürger, hat, sondern lediglich — das Sprachrohr, der Ausleger der christlichen Religion seyn soll und muß, — diese Herren würden aus ihrer Kanzel eben sowohl einen Kastanienbraterstand gemacht, sich für ein eben so wichtiges, ja noch wichtigeres Ding als die Religion selbst, angesehn, und mit rebellischen entweder oder dummdreisten, dem vernünftigeren Theile ärgerlichen Hanswurstiaden besudelt haben, wie einige unsrer Prediger. Aber ich frage diese Herren, ist es erlaubt, gedrukte Predigten zu kritisiren, wenn sie nichts taugen? — Und was ist für ein

Unter-

Unterschied zwischen einer gedrukten und bloß gehaltenen Predigt? Der einzige, daß in der gedrukten die Dummheiten des schlechten Predigers undisputirlich schwarz auf weis dastehen — die bloß gehaltene Predigt aber dem Rabulistentheolog immer Mittel an die Hand giebt, auch seine gefährlichsten Säzze — dem, der sie rügt, abzuleugnen. Wer ist von der Kritik frey? Nur jener, der so ganz Grauvieh ist, daß er unter aller Kritik steht. Und wollten die Herren wohl diesen Verdacht auf sich laden? — Freylich, Männerchen, mit leerem Kopfe, — wenn sie auch hundertmal mehr Kontroversen als die Augsburger Streittrompete des wohlehrsamen Pater Merz in die Welt geblasen hätten, — solche Geister sehen sich — und die Religion allemal für ein und dasselbe Ding an. Sie tadeln wollen, heißt bey ihnen die Religion selbst tadeln. Das läßt eben so, als wenn ich einem Richter bewiese, er verdrehe die Gesezze, und nun beschuldigte mich eine Schaar Kleingeister, ich hätte die Gesezze selbst gelästert. — Was für hohe Begriffe diese Herren doch von sich selbst haben! Weil sie Gottes Wort verkündigen sollen, so glauben sie, alles, was sie sprechen, sey auch Gottes Wort selbst. Als wenn der heilige Geist schon in die Tonsur unsrer Herren Prediger führe, sobald sie nur die Kanzel betreten! — Merz giebt ein neuerliches Beyspiel, wie so ganz dummdreist Leute ohne Kopf in die Welt hinein schreyen können.

In seiner am Feste der heiligen Hilaria gehaltenen Rede, worinn Herr Aloysius Merz, „der Gottesgelehrtheit Doktor, und des hohen Domstifts zu Augsburg ordinari Prediger“ die Frage beantwortet: ob die Anmerkungen, welche der Herr Konsistorialrath Büsching über das päpstliche zu Wien gehaltene Hochamt gemacht hat, ihm und seiner Kirche zur Ehre gereichen? — liefert er uns das untrügliche Beyspiel, daß Prediger Menschen bleiben, und auf der Kanzel eben so unaufgeklärt schreyen können, als sie es zu Hause sind. — Ich will mich mit der Lauge, die er Büschingen zubereitet, nicht abgeben. Jeder, der so was liest, weis von selbst, was er davon denken soll. Ich will dafür seiner Bramarbassiaden erwähnen. Nachdem er durch den ersten und zweyten Theil den ehrsamen Zuhörern in Augsburg verschiednes kauderwälsches Zeug vorgeschwazt hat, fängt er endlich mit dem innigsten Wohlbehagen seine Ritterkämpfe zu erzählen an. „Im Jahr 1768 sagte er, habe ich einen schriftmässigen und überzeugenden Beweis in acht Reden gemacht, daß die protestantische Kirche die wahre Kirche Christi nicht seyn könne, weil sie weder wahre Priester, noch ein äusserliches eigentliches Opfer hat. Hat Herr Büsching diese Reden widerlegt? Weder er, noch ein andrer, schrieb ein Wort darüber.“ — Weder Büsching, noch sonst ein Mann, der reelle Kenntnisse suchte — wuste von Merzen was. Ich wenigstens habe

den

den Mann wirklich erst durch die Streitigkeiten mit dem ungleich weit würdigern und gelehrtern Eibel kennen gelernt. Oder hält sich der Mann für so ein grosses Licht, daß er auch ausser seiner Augsburg'er Welt zu schimmern glaubt? „ Wie oft habe ich, fährt er fort, aus den deutlichsten Schriftstellen ꝛc. ꝛc. dargethan, daß der Heiland für seine Kirche einen sichtbaren Oberhirten bestimmt — ꝛc. ꝛc. Allerwenigst hielt ich acht Reden über diesen Gegenstand. Wer hat sie durch eine gründliche Widerlegung entkräftet? Kein Mensch! “ — Man muß Merzen zu seiner Kurzsichtigkeit Glük wünschen, die ihm das Vergnügen verschafft, sich für Deutschlands Orakel zu halten. Da ihn Niemand ausser Beaten, und Meister Jobsen mit seinem Knieriem lobt, so kann mans dem Manne verzeihn, daß er im Gotterhause zur Stunde, wo er Religion lehren sollte, sich selbst zum Gözzen aufstellt, die Knie vor sich selbst beugt, und den Leuten zu verstehen giebt: „ ihr Schaafsköpfe! wißt ihr dann nicht, daß ich infallibel bin? “

Aber diese, und ungleich mehrere Narrheiten würd' ich einem Merz verzeihn. Was verzeiht man so einem Schwäzzer nicht alles? Aber nachfolgende Stelle brachte mich aus der Fassung, ich mußte lautauf lachen. Die bekannte Sentenz des Horaz — pictoribus atque poetis &c. zu deutsch, Narren und Phantasten ist alles erlaubt — fiel mir ein; und so legt ich den Merzischen

Wisch auf die Seite. Hören Sie nur, ob das nicht die größte Burleskenschnake ist, die man von Merzen auf der Kanzel hören kann. Die ganze Periode verdient abgeschrieben zu werden. Hier ist sie:

„Der Herr Abt Jerusalem ließ sich die Simplicität in Dogmen oder Glaubenslehren, die Simplicität in Ceremonien eben so, wie der Herr Büsching gefallen. Auch er verwarf — einen prächtigen Gottesdienst, herrliche Kirchen und Kirchenzierden u. s. w. „Just vor zehn Jahren fieng ich wider ihn zu schreiben an.“ Sieben ziemlich weitschichtige Reden hielt ich wider diesen Gelehrten. — Weder der Herr Abt Jerusalem, noch der Herr Büsching, noch ein andrer sezte bisher nur eine Sylbe entgegen.“ —

Ha, ha, ha! Also Merz schrieb wider Jerusalem! Merz wider Jerusalem! Der Zwerg wider den Riesen. Merz kam mir in diesem Augenblikke, als ich dieß las, wie der Fürst Bamstig in Evekathel und Schmidi vor, wenn Bamstig im emphatischen Tone spricht:

„Erzittre Höll und Welt, Fürst Bamstig — geht ab.“

Doch, was schwaz ich da viel mit Ihnen von einem Manne, den sie gewiß so wenig kennen, als den Bayrischen Hiesel. Lassen Sie mich dafür lieber zu meinen Preßburger Nachrichten zurükkommen. Weil wir aber eben bey den Predigern waren, so wollen wir auch gleich dabey stehen bleiben.

bleiben. Es ist Schade, daß sich die Prediger so wenig einer guten Pronunciation befleissigen. Regit dictis animos, & pectora mulcet, sagt Maro vom Neptun, als dieser einen Aufruhr stillte. Kakotonie und Monotonie sind unausstehliche Fehler eines Redners; denn so wie jene das Gehör beleidigt, so schläfert diese die Seele ein. Ich mache diese Bemerkung wegen der Predigt, die ich gestern in der lutherischen Kirche hier aus Neugierde, ich gesteh's, mit anhörte. Ich hoffte einen Schüler Zollikofers, oder Ihres würdigen Spalding — wenigstens doch einen zweyten Sukke zu hören, aber wie sehr ward ich getäuschet, da ich zwar einen Mann in der Sprache des Herzens, und mit dem Eifer eines Vaters und Seelsorgers die wichtigsten Wahrheiten der Religion vortragen hörte, aber in einem so stolpernden Deutsch, und mit einer so widrigen Pronunciation, daß ich es nicht über eine Viertelstunde aushalten konnte. Die Kirche ist erst vor ein paar Jahren, nicht weit von dem Orte, wo die alte stand, ohne Geschmak, und ohne alle Regeln der Baukunst aufgeführet worden. Der Altar, welcher mit einem vortreflichen Gemälde des berühmten Professor Oefers, eines gebornen Preßburgers, pranget, ist für die Grösse des Hauses viel zu klein, und die Kanzel, welche über demselben angebracht worden, kann man nicht ohne Widerwillen ansehn. Die ungarische Kirche der hiesigen Protestanten, in welcher

auch Slawisch geprediget wird, ist zwar viel kleiner, aber desto gescheider gebaut. Ich hörte auch einen Franziskanermönch in der ehemaligen Jesuitenkirche, welche die Lutheraner erbauet, 1672. aber verloren haben, etwas im Nachtwächtertone von der Kanzel herabschreyen, welches ich aber zu meinem Glükke nicht verstand. Ich besah noch einige Kirchen, die aber wie gewöhnlich ausser den vielen Altären und Bildern der Heiligen nicht viel Anziehendes haben.

Zu Mittage speiste ich in Gesellschaft verschiedner Offiziere, die meist sehr artige Leute waren. Einer von ihnen erzählte eine ziemlich lustige Geschichte, die ich Ihnen gleichfalls mittheilen muß. Ein junger Polak, der sich im Lesen, Schreiben und Rechnen sowohl, als im übrigen Betragen vor andern bey der Kompagnie hervorthat, avancirte zum Korporal. Als er nun die Kompagnieliste das erstemal verlaß, sah er das gewöhnliche Latus und Translatus gleichfalls für Soldaten an, und da sich weder Latus noch Translatus meldeten, notirte er solche in seine Schreibtafel, und gab sie beym Rapport als Abwesende an. Der Offizier konnte sich des Lachens nicht enthalten, und fragte ihn, ob er denn die Männer, die so hiessen, kennte? Er gestand, daß sie ihm unbekannt wären, aber wohl Beurlaubte seyn könnten, die er noch nie gesehen hätte. Der Offizier erklärte ihm diese Wörter, und er mußte seiner Unwissenheit selbst lachen.

In Preßburg zu seyn, und den berühmten Bildhauer Messerschmidt nicht zu besuchen, würde einem Kunstliebhaber zur Schande gereichen. Ich ließ mich also bey ihm einführen, und was ich von seiner Meisterhand sah, übertraf alle meine Erwartung. Es ist immer schwer, über die Arbeiten der Künstler, zu urtheilen, wenn man nicht selbst Künstler — nur Dilettant ist. Und nun, da Sie meine Gränzen in den bildenden Künsten kennen, so wissen Sie auch schon, was Sie von mir zu erwarten haben. — Messerschmidt war Professor bey der Wienerischen Universität, aus der ihn einige Zänkereyen mit seinen Kollegen trieben. Es ist wahr, er hat seinen eignen Kopf, aber einem so ausserordentlichen Genie hätte man immer seinen Kopf lassen, und nie zugeben sollen, sich zu entfernen. Anfänglich wohnte er bey seinem Bruder, der ebenfalls ein Bildhauer ist, kaufte sich aber bald ein Haus, an dem äussersten Ende des sogenannten Zukkermantels, wo er seine Egyptischen Köpfe studiret, deren er schon über sechszig Stükke zu Stande gebracht hat. Alle sind vortreflich und bis zum Erstaunen fleissig gearbeitet, alle wahre Zierden der schöpferischen Kunst. Sie drükken die verschiednen Leidenschaften so deutlich aus, daß sie jedem sogleich auffallen, und nicht den mindesten Zweifel zurüklassen. Schade, wenn diese Köpfe einst verderbt, oder wohl gar vernichtet werden sollten! Denn das leztere könnte ihnen gar leicht widerfahren,

ren, wenn den Meister die üble Laune, in der er sich nicht selten befindet, anwandeln sollte. Denn einige, die ihm nicht genug Ausdruk zu haben schienen, zerschlug er in Stükken. — Aber Messerschmidt ist nicht nur Künstler, er ist auch Geisterseher! Wie er sagt, wird er oft von diesen Unsichtbaren heimgesucht, die ihn ganze Nächte peinigen, und an der Ausführung seiner Arbeit zu hindern suchen. Er hat aber Stärke und Muth genug, ihnen zu widerstehen, und ihren Absichten Troz zu bieten.

Weil ich eben bey dem Zukkermantel bin, so muß ich Ihnen sagen, daß dieser sammt dem Schloßberge, ein von der Stadt abgesonderter Grund ist, auf welchem sich verschiedene Freyhäuser und in denselben eine Menge feiler Dirnen befindet. Aber diese gutherzigen Kreatürchen findet man auch sonst fast in jedem Hause; denn jedes Haus hat die Freyheit, Wein und Bier zu schenken. Wenn das auch hier eingeführet würde, wie wohlfeil müsten da die Perükken werden?

Preßburg hat ein ganz gut gebautes und ansehnliches Schauspielhaus. Schikaneder spielt izt mit seiner Gesellschaft hier. Aber ich bedaure ihn, und jeden Direkteur, der sich nach Preßburg versteigt. Die täglichen Unkosten sind groß. Man sagt gegen funfzig Gulden. Diese Summe, und die wöchentliche Gage einer auch nur mittelmässig besezten Gesellschaft, läst sich hier fast gar nicht einbringen, da die Noblesse nicht

die

die geringste Unterstüzzung darzu hergiebt. Die Sache verhält sich so. Graf Georg Csakky machte der Noblesse einen Plan von einem neuen Schauspielhause, und sammelte Kollekten zum Bau. Wer einen Theil darzu hergab, erhielt nun seine Familienloge, in welche er gegen Erlegung von 34 Kreuzern, so oft er in die Komödie kömmt, eintreten kann. Nun finden Sie die hiesige Noblesse so delikat, wie die Wiener. Sie will nur gute Stükke, und nur gute Schauspieler sehn, da sie wegen der Nähe an Wien, und der öftern Besuche und Reisen dahin, das Nationaltheater fleissig besucht. Will der Direkteur dem Begehren der hiesigen Noblesse Genügen leisten, so spielt er bankkerott; — denn 34 Kreuzzer können ihn nicht entschädigen; — thut ers nicht, so bleiben die Logen gar leer, und die Parterre werden kaum gefüllet, weil so wenige Leute sind, die Geschmak, Zeit und Mittel zu diesem Zeitvertreibe haben, oder deutlicher zu reden, weil es den meisten besser behagt, zu pokuliren, zu tanzen, Gräber zu besuchen, und dergleichen.

Eine Frage wird hier nicht am unrechten Orte seyn. Da Graf Csakky mit Beyhülfe der Noblesse das hiesige Schauspielhaus baute, warum baute er es? Die Stadt zu verschönern? — Gut, warum soll aber der Direkteur die Verschönerung der Stadt entgelten? — Oder wegen Bequemlichkeit der Noblesse selbst, damit sie in einem wohleingerichteten Hause, in ordentlichen Logen, und

nicht in Hütten, wie vormals — dem Schauspiele beywohnen könnten? Auch gut! Aber wie kommt denn der Direkteur dazu, daß er die grössere Bequemlichkeit, deren die Noblesse izt im Schauspielhause genießt, entgelten soll? Wird die Noblesse nicht schon für ihre Auslage durch die Ehre, ein solches Haus erbauet zu haben, und durch die grössere Bequemlichkeit, mit der sie izt diese Unterhaltung geniessen kann, hinlänglich schadlos gehalten? Läßt es nicht, als wenn ich dem nächsten besten Kaufmann sein Haus niederreissen, und ein schöners hinbauen liesse, das ihm aber nicht mehr Nuzzen abwürfe, als sein altes, und ich wollte dann für die großmüthige Handlung, — wenn sie's ja noch ist, — meine Waaren, die ich für die Küche brauche, von ihm um einen wohlfeilern Preiß als andre Ehrenleute haben, da mein Verdienst bey der ganzen Sache in weiter nichts besteht, als ein altes Gebäude, das meinem Prospekte widerlich war, mir zur Augenweide und Bequemlichkeit in ein neues umgeschaffen zu haben? —

Die Aufschrift über der Hauptthüre ist:

Hanc Aedem, in qua
Quid decet, quid non, quo virtus,
Quo ferat error, ludendo agitur,
In perpetuum sui adversum optimos
Concives studii momentum
Posuit C. G. C. de K. MDCCLXXXVI.

Die

Die Buchstaben in der lezten Zeile bedeuten: Comes Georgius Cſáke de Kereſtſeg, der Name des Kavaliers, der es erbauet hat. Er genießt zwanzig Jahre frey, er nimmt den Zins von den Direkteurs der hier ſpielenden Geſellſchaften ein; nach Verlauf dieſer Zeit fällt es der Stadt anheim. —

Acht und vierzigſter Brief.

Da ſich hier der königliche Stadthaltereyrath, die königliche ungariſche Hofkammer, und das Generalkommando befindet, ſo iſt auch der Adel hier ſehr zahlreich, und alles ungemein lebhaft, wiewohl man den Erzherzoglichen Hof, der ſich izt bekanntlich in Brüſſel aufhält, ziemlich vermißt. — Alles iſt hier ſo ziemlich Oeſterreichiſch; Sprache, Moden, Gewohnheiten und Grobheiten. Die Moden kommen gleich brühwarm von der Reſidenzſtadt; und ſo wie die Wiener die Affen der Pariſer ſind, ſo ſind es die Preßburger von jenen, auch bis zu den kleinſten Galanterien. Faſt jede Dame hat ihren Cavalier ſervant, zuweilen auch einen Portier oder Komödianten zur Bedienung; und jeder Kavalier Kammerjungfern, Stubenmädchen und ſolcher Dinger. Der zweyte Adel macht es dem erſten, und jenem der Bürger ſolemniter nach. Es giebt auch hier gutherzige Männer, die ſich zur Ehre rechnen, wenn ein Vornehmerer, als ſie, ihre Weiber unterhält.

Doch

Doch was sage ich Ihnen da viel von Sachen, die Sie überall antreffen. — Der Zeitvertreib in Presburg — auch ein Augarten, wo einem die Gelsen halb todt stechen sollen, — eine Hezze, und — was die Wiener nicht einmal haben, einen Trakteur im Walde, der eine gute Stunde von der Stadt entfernt ist, und von dem Pöbel utriusque generis & conditionis fleißig besucht wird. In der Eremitage, wo so viele Jahre ein strenger Anachoret, entfernt von den Verführungen der bösen Welt, Nächte im Gebete durchwachte, wohnt izt eine Lais, welche vor dem Altare der Venus schon manchen Jüngling in die Geheimnisse dieser Göttinn einweihte.

Heute sah ich den berühmten Schachspieler des berühmten Herrn Hofkammerraths von Kempele und seine redende Maschine. Ihre Majestät die verstorbene Kaiserin, Ihre Durchlauchtigste Familie, viele kaiserliche und auswärtige Minister, Gelehrte und Künstler sahen ihn spielen, oder spielten selbst mit demselben, untersuchten die Maschine sorgfältig, und fanden nichts, was nur einigen Argwohn von Täuschung erwekken konnte; fanden nichts als Bewunderung.

Das Gerücht von diesem Automatum verbreitete sich über einen grossen Theil von Europa. Zeitungsschreiber und Journalisten beschäftigten sich mit Kundmachung desselben, und — wie es allzeit zu geschehen pflegt, wenn einer dem andern Wunderdinge nacherzählt, — immer irrig und

wider=

widersprechend. Mein Freund, der sie fast täglich sah, und selbst öfters mit derselben spielte, sezte daher eine glaubwürdige Nachricht auf, die ich Ihnen gleichfalls mittheilen will.

Zufrieden mit dem Beyfalle, den man seinen Talenten gab, verachtete Herr von Kempele die ansehnlichen Summen, die ihm für diese Maschinen geboten wurden; und mit Amtsgeschäften sowohl, als andern wichtigen mechanischen Versuchen beschäftiget, entzog er seinen Freunden und so vielen wißbegierigen Fremden das Vergnügen, dieses Meisterstük zu sehen, dadurch, daß er dasselbe, da es vom Einpakken und Fahren etwas gelitten hatte, zu repariren verabsäumte. Es lag also müssig, bis zur Ankunft der Nordischen Herrschaften in Wien, da des Kaisers Majestät, der ihnen den Aufenthalt in seiner Residenz auf alle Art angenehm zu machen suchte, sich auch der Maschine des Herrn von Kempele erinnerte, und ihm den Befehl zuschikte, sie auch vor ihnen spielen zu lassen. Diesen Befehl zu erfüllen, überwand der Herr Hofkammerrath alle Hindernisse, und stellte dieselbe in einigen Tagen wieder so her, daß er damit die hohen Gäste in die angenehmste Bewunderung versezte, und auch von ihnen den Wunsch hörte, diese seine Maschine der Welt sehen zu lassen. Seine Majestät der Kaiser stimmten dieser gnädigen Aeusserung bey, und ertheilten ihm, wenn er einige fremde Länder damit be-

suchen wollte, die Erlaubnis, zwey Jahre darauf zu verwenden.

Dieses und die beständigen Wünsche des aufgeklärten Publikums brachten ihn auch zu dem Entschlusse, diese Allerhöchste Erlaubnis zu benuzzen. Da diese Maschine aber wegen des Zerlegens und Verpakkens einige Abänderungen forderte, so brauchte er auch Zeit, solche in den Stand zu sezzen, um lange Reisen damit vornehmen zu können.

Und diese Beschäftigung hinderte ihn nun eine andre redende Maschine gänzlich zu Stande zu bringen. Er ist jedoch schon so weit damit gekommen, daß er die Möglichkeit einer solchen Maschine zeigen, und den Gelehrten eine neue und bisher unbekannte Erfindung zu Beurtheilung vorstellen kann.

Es ist davon nur erst der Kopf fertig, der eine Menge Fragen sehr deutlich und vernehmlich beantwortet. Die Stimme ist ein sanfter Alt; der Ton auch ganz angenehm, jedoch spricht er das R. nur schnarrend aus. Wenn man etwas nicht recht versteht, oder richt verstehen will, so wiederholt er das Gesagte langsam; thut man aber dieses noch einmal, so sagt ers mit einer bösen und aufgebrachten Stimme — Ich habe ihn in vier Sprachen, deutsch, lateinisch, italiänisch und französisch reden, und die schwersten Worte dieser Sprache ganz gut aussprechen gehört.

Und nun trifft gedachter Herr von Kempele alle Anstalten zu seiner nahen Reise, die er durch die Niederlande, Frankreich und England zu machen gedenket. Er wird diese Maschine durch seine mithabende Leute den Wißbegierigen zeigen lassen, und dadurch die Neugierde und das Verlangen dieser aufgeklärten Nation zu befriedigen suchen.

Beylage zu diesem Briefe.

Nachricht meines Freundes über den Schachspieler.

Herr Wolfgang von Kempele königlich ungarischer Hofkammerrath, hatte im Jahre 1769., eben da er sich in kaiserlichen Geschäften zu Wien befand, die allerhöchste Gnade, von Ihrer Majestät der höchstseligen Kaiserinn Maria Theresia nach Hofe berufen zu werden, um einigen mathematischen Vorstellungen beyzuwohnen, die ein Franzos, Namens Pelletier aus den Observations Mathematiques des Ossanam und Gugot, welche größtentheils durch die magnetische Kraft hervorgebracht werden, zeigte. Ihre Majestät geruheten hierüber verschiedenes mit ihm zu sprechen, und der Hofkammerrath versicherte die Monarchin, daß er sich getraute, eine Maschine zu verfertigen, die alles das, was Allerhöchst dieselben eben anzusehen gewürdiget hätten, weit übertreffen sollte. Ihre Majestät feuerten ihn zu

Ausführung seines Vorhabens mit dem allergnädigsten Ausdrükken an, welches er als einen Befehl ansah, und in kurzer Zeit ein Automatum zu Stande brachte, welches alles, was man bisher von dergleichen Werken gesehen hat, sehr weit übertrifft.

Die Maschine stellet einen Mann von natürlicher Grösse vor, der türkisch gekleidet ist, und an einem Tische sizzet, auf welchem ein Schachbret stehet. Dieser Tisch, der beyläufig drey und einen halben Wienerschuh lang, und zween und einen halben breit ist, stehet auf vier Füssen, die unten kleine Rollen haben, damit man ihn desto bequemer von einer Stelle zur andern fahren kann, welches der Herr Erfinder auch von Zeit zu Zeit thut, um allen Verdacht einer Gemeinschaft unter dem Tische zu vermeiden. In einiger Entfernung von dieser Maschine befindet sich ein gewöhnlicher kleiner Tisch, auf dem ein versperrtes Kästchen steht, welches aber mit der Maschine nicht die geringste Gemeinschaft hat. Sowohl der Tisch, als die Maschine selbst sind voller Räder, Hebeln und Springfedern. Der Herr von Kempele macht sich auch gar kein Bedenken, den inwendigen Theil seiner Maschine zu zeigen, besonders wenn er wahrnimmt, daß jemand einen darinn verborgenen Knaben muthmasset. Ich habe den Tisch sowohl als die Maschine öfters sehr sorgfältig untersuchet, und ich kann daher mit

aller

aller Ueberzeugung versichern, daß auch nicht der mindeste Grund zu einem solchen Verdachte übrig bleibe.

Die Maschine habe ich zu verschiedenen malen spielen gesehen; besonders aber habe ich nicht ohne Erstaunen die mannigfaltigen und zusammengesetzten Bewegungen des Arms bemerket, womit sie spielt. Denn sie hebt den Arm auf, richtet ihn nach der Seite des Schachbretes, wo der Stein weggenommen werden soll, bringt, vermittelst einer Bewegung des Handgelenkes, die Hand an den Stein nieder, macht die Hand auf, macht sie wieder zu, um den Stein zu fassen, hebt ihn auf, und stellt ihn auf das Feld, wohin er kommen soll. Wenn dieses geschehen ist, so legt sie ihren Arm auf ein Polster, der neben dem Schachbrete liegt. Nimmt sie dem Gegenpart einen Stein, so bringt sie ihn mit einer einzigen Bewegung von dem Schachbrette, und führet durch eine solche Reihe von Bewegungen, als ich beschrieben habe, den Arm wieder herzu, ihren eigenen Stein zu nehmen und ihn auf das Feld zu stellen, wo derjenige stand, den sie genommen und weggestellet hat.

Man hat sich oft einer List bedient, die Maschine zu betrügen. Man ließ zum Beyspiele die Königin gehn, wie der Springer geht; aber die Maschine ergriff die Königinn sogleich, und stellte sie wieder auf das Feld, wo sie vorher gelagert war. Und dieses alles geschieht mit einer so gros-

sen Fertigkeit, als der geschikteste Spieler nur immer zeigen kann.

Viele, sowohl innländische als fremde Gelehrte und Mathematiker, haben diese Maschine auf das genaueste und sorgfältigste untersucht, ohne nur auf die geringste Muthmassung zu kommen, wie sie ihre Bewegung verrichtet. Ich war oft mit zwanzig und mehr Personen im Zimmer, wo sie spielte, alle richteten die Augen auf den Erfinder, der allezeit entweder bey dem Tische stand, oder in das nebenstehende Kästchen einige Augenblikke schaute, oder auch wohl etliche Schritte davon wegging. Allein nicht ein Einziger konnte auch nur die geringste Bewegung an ihm bemerken, die einen Einfluß in die Maschine hätte verrathen können. — Diejenigen, welche die Wirkung des Magneies bey den sonderbaren Vorstellungen zu Paris gesehen hatten, glaubten, daß der Magnet das Mittel wäre, das hier gebraucht würde, den Arm zu regieren. Allein, ausserdem, daß man dieser Muthmassung sehr viel entgegen sezzen kann, so erbietet sich auch der Herr von Kempele, daß er einem jeden, dem es beliebte, erlauben wollte, den stärksten und auf das beste bewaffneten Magnet, oder so viel Eisen, als man wollte, an den Tisch zu bringen, indem er nicht zu befürchten hat, daß dadurch die Bewegung der Maschine auch nur im mindesten gestöret werden könnte. —

Es ist nöthig anzumerken, daß das Wunderbare dieser Maschine hauptsächlich darin bestehe, daß sie nicht, wie andere der berühmtesten dieser Art, eine bestimmte Reihe von Bewegungen hat, sondern, daß sie sich allemal so beweget, wie es der durch die Bewegungen ihres Gegenparts vielfältig veränderte Plan des Spiels erfordert, woraus eine erstaunliche Menge von mannigfaltigen Verbindungen in den Bewegungen erwächst.

Der Herr Hofkammerrath ziehet von Zeit zu Zeit die Federn des Arms seiner Maschine auf, um dessen bewegende Kraft zu erneuern. Man bemerkt aber wohl, daß dieses mit der richtenden Kraft, oder mit dem Vermögen, den Arm hieher oder dorthin zu lenken, welches das grösste Verdienst dieser Maschine ausmacht, nichts zu thun hat. Es ist wohl glaublich, daß der Herr Erfinder auf die Richtung jedes Zugs, den das Automatum thut, seinen Einfluß hat, wiewohl ich gesehen, daß er es etliche Züge hintereinander zu thun, sich ganz allein überlassen hat. Und dieses mag auch, wie ich glaube, derjenige Umstand seyn, der unter allen, die diese Maschine betreffen, am schweresten begriffen werden kann.

Das Verdienst des Erfinders ist bey diesem Kunststükke desto grösser, da er keine Künstler um sich hatte, welche die zu einem Werke von dieser

Art erforderliche Geschiklichkeit besessen hätten, und daß er daher bey den meisten Stükken selbst Hand anlegen mußte.

Neun und vierzigster Brief.

Mein her! schrie mein würdiger Begleiter, als wir gestern eine Lustreise vornahmen und in Ratschdorf still hielten, und sogleich brachte ein munterer Junge eine Flasche, die mit Gold gefüllt zu seyn schien. Freund, wenn Sie doch dieß edle Getränk in seiner Heimath selbst kosten könnten! Ratschdorf, oder wie es andre nennen, Razzersdorf, liegt eine halbe Stunde von Preßburg an einem Gebürge, das mit lauter Weinstökken bepflanzt ist. Dieser Marktflekken gehört dem Karl Graf Palfy, dem vortreflichen königlich-ungarischen Vicekanzler. Die Einwohner, welche etwann 600 Seelen ausmachen, nähren sich hauptsächlich vom Weinbau, der ziemlich einträglich ist, weil dieser Wein, der eine überaus diuretische Kraft besizzet, nicht nur bey allen vornehmen Tafeln getrunken, sondern auch stark verführet wird. Die ganze Gegend von Preßburg bis dahin, und weiter über St. Georgen, Pösing, Modra bis an die Neiterergespanschaft siehet einem einzigen Weingarten gleich!

Nach-

Nachdem wir unsre Flasche ausgeleeret hatten, fuhren wir nach St. Georgen, einer wegen ihres köstlichen Ausbruchweins berühmten königlichen Freystadt. Die Bekanntschaft, welche mein Führer mit den ansehnlichsten Familien dieses Orts hat, verschaffte uns gar bald eine Bouteille dieses Göttertranks. Hätte der Bruder des engländischen Königs Eduard, der Herzog Georg von Clarence, welcher in einer Tonne Wein ersäuft wurde, nur jemals den St. Georgen Ausbruch gekostet, gewiß er würde ihn, und keinen Malvasier gewählet haben. — Aber der Ausbruch war auch so gut, daß wir eine zweyte Bouteille hernahmen, und vielleicht auch auf die dritte gekommen wären, wenn uns nicht die Nacht übereilet und zur Heimreise erinnert hätte.

Diese Stadt hat in den innerlichen Unruhen sehr viel gelitten, und kann sich kaum izt noch recht erholen. Doch wird die Toleranz, dieses theure Geschenk des grossen, menschenfreundlichen Josephs, auch diesem Orte aufhelfen. Es werden sich Manufakturisten, die hier so viele Bequemlichkeiten finden, da niederlassen, und den Ort gar bald zu dem Ansehn bringen, das er wegen seiner vortreflichen Weine verdient. Aber mit Erstaunen hört' ich auch hier die Klagen der armen guten Protestanten, die sie in ganz Ungarn führen, daß sie, ohngeachtet sie durch die Landesgesetze bestättiget sind, noch immer ihrer Religionsfreyheit vergeblich entgegen sehen. Wahrhaftig ein

widerlicher Zug in dem sonst so edlen Charakter der ungarischen Nation, der noch eine ziemlich dikke Finsterniß in ihren Kenntnissen vermuthen läßt. Warum sind die deutschen kaiserlichen Erblande so geneigt, diese weisen Verordnungen auf alle Art zu befolgen? Der deutsche Adel sowohl als der Bürger, legt sich schon seit einiger Zeit mit allem Fleisse auf die Wissenschaften, und findet in denselben das Kleinod, die Aufklärung ihres Verstandes, und die Besserung ihres Herzens. Aber der Ungar — studirt sein Corpus Juris, und folgt blindlings der dummen Leitung eigennüzziger Mönche, — ach! und fühlt die wohlthätigen Absichten des alles beglükkenden Josephs nicht.

Freund! wie gut schläft sich's doch, wenn man sich satt an dem St. Georgen Nektar getrunken hat! Mag doch der Muselmann sich immer durch den Gebrauch des Opiums die Einbildung erhizzen, um von seinen himmlischen Houris zu träumen. Weit schönere und reizzendere Mädchen als diese entzükten mich diese Nacht über; tausend Amors gaukelten um mich her, und Venus selbst warf sich in meine Arme.

Bald möchte ich wünschen, immer in Preßburg zu bleiben, so sehr gefällt mir die herrliche Gegend da herum. Und die Leute sind so gut, so gefällig, daß sie einen fast zu Tode trinken. Heute war ich bey einem Piknik, welcher bey einem Manne gehalten ward, der gewiß der korpulenteste in den weiten kaiserlichen Staaten ist. Er hält

über

über vier Zentner Wienergewicht, und ist dabey dem ohngeachtet sehr gut proportionirt und angenehm gebildet. Er ist überdieß gefällig, überaus höflich und gesprächig, aber schon seit acht Jahren in seinem Zimmer eingeschlossen, weil ihm das Fahren zu beschwerlich, und das Gehen unmöglich ist. Die Gesellschaft bestand aus sechs geschmakvollen Personen, die ihm auch ausserdem seine Einsamkeit erträglich machen. Hier trank ich zuerst den lieben Schomlauer und den geistreichen Sliwowizza, der aus Pflaumen gebrannt, und nach dem Kaffe getrunken wird. Diese Zusammenkunft wird hier gemeiniglich Loge genannt; sie ist aber keine Freymäurerloge, obgleich einige dieses Ordens unter dieser Gesellschaft seyn mögen. Man hat hier eine wirkliche Freymäurerloge, die aber, wie man mir sagte, keine der ächten seyn soll, welches ich um so viel eher glaube, weil ein Paar mir bekannte ächte Freymäurer allhier sie nie besuchen.

Nach Tische fuhr ich mit einigen guten Freunden nach Iwanka, einem Lustschlosse des Herrn Grafen Grassalkowiz, das der Anlage nach ganz vortreflich werden kann. Unweit demselben steht das dem ungarischen Hofkanzler Graf Franz Esterhaßy gehörige Lustschloß Lanschüz auf einer sanften Erhöhung, welches durch den ausgesuchtesten Geschmak und die ländlichen Reizze, alle in dieser Gegend sehr weit übertrift. Die Einrichtung ist sehr schön, die Gärten und der Park

über-

überaus anlokkend, — aber, wer Esterhaß gesehen hat, verliert diese sogleich aus dem Gesichte. Ich will Ihnen also davon nichts mehr sagen, um Ihre ganze Aufmerksamkeit auf das prächtige Esterhaß zu ziehen, welches ich Ihnen ehestens, wiewohl nur en migniature beschreiben werde; denn um es ganz und richtig zu schildern, müßte man ein Buch verfertigen.

Lezter Brief.

Esterhaß liegt in der Oedenburger Gespannschaft, ein paar hundert Schritte vom Neusiedler See. Ueber diesen See ließ der Schöpfer dieses kostbaren und herrlichen Lustschlosses, der Fürst Esterhaßy, vor ein paar Jahren einen Damm ziehen, der sich wohl auf eine halbe Stunde erstrekket, und den Weg von Preßburg dahin um 5 bis 6 Stunden abkürzet. Dieser Damm ist sehr massiv, und auf beyden Seiten mit Bäumen besezt. Die ganze umliegende Gegend ist ein flaches Feld, auf welchem die fettesten Triften mit den ergiebigsten Aekkern abwechseln. Nur an dem Ufer der See hat die gütige Ceres auch dem Bachus ein Stük abgetreten, das so ziemlich gute Weine trägt. — Nun, wie gesagt, einige hundert Schritte jenseits des Dammes erhebt sich das majestätische Esterhaß, welches das einzige in seiner Art, und gewiß das prächtigste Schloß in den k. k. Erbländern ist.

Vor dem Hauptgebäude stehen beyderseits die Hauptwachen der fürstlichen Grenadier, die blau und roth montirt, und lauter schöne Leute über 6 Zoll hoch sind. Der Vorhof prangt mit einem grossen Springbrunnen, dem gegenüber die beyden Haupttreppen stehen. Das Gebäude ist sehr weitläuftig, und mit allen Regeln und Reizzen der Architektur reichlich versehen. Drey Stokwerke enthalten über 500 Zimmer, die alle überaus prächtig eingerichtet sind. Hinter dem Hauptgebäude, dem grossen Garten zu, sind in gleicher Linie, mit nebenstehenden weitläuftigen Höfen, die übrigen herrschaftlichen Gebäude, nämlich zwey für die Hausoffiziere, der Marstall auf 100 Pferde, samt der Sommer- und Winterreitschule, das grosse Theater, die Bildergallerie, die Wohnungen der fürstlichen Kapelle, der Operisten und Komödianten, die Casernen für die Miliz, und das weitläuftige Wirthshaus. Zu Ende dieser Gebäude sind zwischen Alleen verschiedene Häuser für allerhand Professionisten, und diese Alleen führen auf der einen Seite zu dem nahen Dorfe Seplak, auf der andern Seite aber zu dem Dorfe Schüttin, so daß, wenn man in den Alleen vor oder hinter sich sieht, man die Kirche eines dieser Dörfer im Gesicht hat.

Der grosse Garten ist wohl eine Stunde lang, mit breiten Alleen zwischen hundertjährigen Bäumen durchschnitten, und mit einer Menge von

Neben-

Nebengängen versehen, die in ein dikkes kühlendes Gebüsch führen, und das von dem Regelmäßigen ermüdete Auge durch ihre natürliche Wildheit erquikken. Ueberall sieht man kostbare Springbrunnen, und die vortreflichsten Statuen, Lauben und Ruhebänke. — In diesem Garten steht auch der Tempel der Sonne, der Diana, des Glüks und der Liebe, die alle sehr herrlich geziert und meublirt sind. Auf dem sogenannten ovalen Plazze bauet man eben izt noch an einem chinesischen Lusthause, welches Bagatelle genennet wird, drey Stokwerk hoch, mit einer Dachgallerie versehen, und überaus niedlich angelegt ist.

Die Orangerie ist sehr schön und zahlreich; und die Fasanerie ganz unvergleichlich. Noch ist in diesem Garten auch ein Marionettentheater, welches wegen der Pracht, und den überaus künstlich gemachten und sehr kostbar gekleideten Puppen — keines seines gleichen hat. Zu Ende dieses weitläuftigen Gartens, der durchaus mit eisernem Gitter eingeschlossen ist, öfnet sich ein dikker langer Wald, in welchem sowohl Hirsche, als wilde Schweine geheget werden, die ziemlich zahm sind, und den Spazzierengehenden alle Augenblikke aufstossen.

Die Einrichtung der Zimmer hat eine Pracht, deren Beschreibung fast unglaublich scheinen würde. Den Ueberfluß davon kann man aus der sogenann-

ten Vorrathskammer beurtheilen, in welcher alle diejenigen Kostbarkeiten aufbewahret werden, die man in den Zimmern nicht anbringen konnte; und dieser sind so viel, daß man ein ganzes Schloß damit auszieren könnte. Man muß aber diese Vorrathskammer von dem fürstlichen Schazze wohl unterscheiden, indem dieser nicht in Esterhaß, sondern auf dem Bergschlosse Forchtenstein aufbewahret wird.

Das grosse Theater übertrift gewiß an Pracht und Schönheit alles, was man von dieser Art sehen kann. Gold, Spiegel und der kostbarste Marmor sind dabey verschwendet worden; aber das Theater selbst zeuget von dem eigenen vortreflichen Geschmakke des Fürsten. — Alle Tage ist deutsches Schauspiel, mit italiänischer Opera buffa abwechselnd. Die Musik ist stark besezt, und so vortreflich, als sie unter der Direktion eines so grossen Tonkünstlers, des Herrn Kapellmeisters Heiden, nothwendig seyn muß. — Kurz, hier sind alle Gegenstände so zahlreich und auffallend, daß sie auch auf den gefühllosesten und nachlässigsten Beschauer den größten Eindruk machen müssen.

Ende.

EIGENTHUM DER STADT
AUGSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedel, Johann,

Fünfzig Briefe aus Wien verschiedenen Inhalts an einen Freund in Berlin

Leipzig u.a. 1784

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 2916
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11247964-4
VD18 10680225-004